



Silverdale in den Rocky Mountains. Eine kleine Stadt, in der die Angst umgeht. Eine Stadt, in der sich wohlgeratene Kinder in Bestien verwandeln...

Blake Tanner weiß nichts von den teuflischen Experimenten, die Dr. Ames durchführt. Bis sein eigener Sohn in die Klinik von Silverdale eingeliefert wird...

Scan: Keulebernd
Korrektur: Doc Gonzo

JOHN SAUL

BESTIEN

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/8035

Titel der Originalausgabe
CREATURE
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Walter Brumm

12. Auflage

Copyright © 1989 by John Saul
Copyright © der deutschen Ausgabe 1990
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1998
Umschlagzeichnung: Peter Cnene/Schlück
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Gesamtherstellung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN 3-453-04162-3

*Für Lynn Henderson,
die all dies durchgestanden hat,
und auch für Michael*

1

MIT LEISEM SCHNURREN LIEF DER WECKER AB, und Mark Tanner streckte faul den Arm aus, um ihn abzustellen. Er hatte nicht geschlafen, sondern seit mindestens zehn Minuten wach im Bett gelegen, zum Fenster hinausgeblickt und die Möwen beobachtet, die über der Bucht von San Francisco kreisten. Nun, als der Wecker verstummte, Mark aber noch immer keine Anstalten machte aufzustehen, streckte sich der große, goldbraune Apportierhund, der neben dem Bett lag, stand auf, stieß sanft mit der Schnauze gegen den Hals des Jungen und leckte ihm die Wange. Endlich schlug Mark die Decke zurück und saß aufrecht.

»Schon recht, Chivas«, murmelte er, nahm den großen Kopf des Hundes zwischen die Hände und kratzte ihn kräftig hinter den Ohren. »Ich weiß, wie spät es ist, und daß ich aufstehen und zur Schule muß. Aber daß ich es weiß, bedeutet nicht, daß es mir gefallen muß.«

Chivas zog die Lippen in einem beinahe menschlichen Grinsen hoch, und sein Schwanz klopfte auf den Boden. Als Mark aufstand, hörte er schon die Mutter aus dem Korridor rufen.

»Frühstück in zehn Minuten. Und keine Bademäntel am Tisch!«

Mark sah augenrollend zu Chivas, der wieder mit dem Schwanz wedelte. Dann zog der Junge den Schlafanzug aus, warf ihn in einen Winkel und zog eine frische Unterhose an. Er ging an seinen Kleiderschrank, ließ die Sachen unbeachtet, die seine Mutter ihm erst vor zwei Tagen gekauft hatte, und zog abgenutzte Jeans aus dem Haufen unsauberer Kleidungsstücke, die den Schrankboden bedeckten. Er zog sie an und betrachtete dabei, wie er es fast jeden Morgen tat, verdrießlich sein Ebenbild im Spiegel an der Innenseite der Schranktür.

Und wie immer sagte er sich, es sei nicht seine Schuld, daß

er soviel kleiner war als alle anderen. Das rheumatische Fieber, das ihn mit sieben Jahren beinahe zwölf Monate ans Bett gefesselt hatte, schien sein Wachstum so verlangsamt zu haben, daß er über eins fünfzig nicht hinauskam.

Sechzehn Jahre und kaum größer als eins fünfzig.

Und nicht nur das, sondern obendrein schmalbrüstig und mit dünnen Armen.

Drahtig.

So nannte seine Mutter es immer, wenn von seiner Statur gesprochen wurde, aber er wußte, daß es nicht stimmte – er war nicht drahtig, er war einfach mager.

Mager und klein.

Seine Mutter sagte ihm immer, darauf komme es nicht an, aber Mark wußte, daß es darauf ankam – er konnte es in seines Vaters Augen sehen, wann immer Blake Tanner ihn ansah.

Oder auf ihn herabsah, was nicht nur Marks Empfinden besser ausdrückte, sondern auch die absolute physikalische Wahrheit war, denn sein Vater war eins neunzig und hatte diese Größe schon in Marks Alter erreicht. Für den Fall, daß sein Vater vergessen sollte, es zu erwähnen – und es schien Mark, daß er es nie vergaß –, waren die Beweise überall im Haus zu sehen, vor allem im Arbeitszimmer, wo die Wände mit Fotos von Blake Tanner in seiner Fußballuniform bedeckt waren – zuerst in der Oberschule, dann am College – und polierte Pokale in einer Glasvitrine glänzten.

Fünfmal hochverdienter Spielers dreimal in der Schule und zweimal am College.

Universell einsetzbarer Quarterback im letzten Schuljahr und wieder am College.

Als Mark ein langärmeliges Drillichhemd anzog und die Füße in seine Turnschuhe steckte, sah er vor seinem inneren Auge die in der Vitrine aufgereihten Trophäen und das leere oberste Bord, das, wie sein Vater zu sagen pflegte, für Marks eigene Pokale freigehalten wurde. Bloß, und das wußte sein

Vater so gut wie er, würde er keine Silberpokale gewinnen.

Das tiefe Geheimnis – das Geheimnis, das er seinem Vater nie anvertraut hatte, von dem er aber ahnte, daß seine Mutter es wußte – war, daß es ihm nichts ausmachte. Obwohl er sein Bestes getan hatte, sich für Football zu interessieren und sogar den ganzen vergangenen Sommer pflichtschuldig mit Übungen im Balltreten verbracht hatte – einer Fertigkeit, bei der es nach seinem Vater nicht auf Größe, sondern nur auf Koordination ankam –, war es ihm nie gelungen, der Sportart etwas abzugewinnen. Was war daran, wenn zwei Trupps von Riesenhammeln aufeinander losstürmten? Welchen Sinn hatte es?

Keinen, soweit er es beurteilen konnte.

Nach einem letzten Blick in den Spiegel schloß er die Schranktür. Gefolgt von Chivas, verließ er sein Zimmer, ging durch den Korridor zum Wohnzimmer, öffnete die Glastür und trat in den Garten hinaus. Dort blieb er einen Augenblick stehen und sog die frische Morgenluft ein, die noch nicht vom Smog verdorben war, der die ganze Gegend um San Jose bisweilen gänzlich zu ersticken drohte. Der Wind wehte heute früh von der Bucht herein, und die Luft hatte einen frischen, würzigen Beigeschmack, der Marks düstere Stimmung im Nu auflöste. Plötzlich grinste er, und Chivas, der den Tagesablauf genau kannte, trabte voraus und verschwand um die Ecke der Garage. Als Mark ihn Augenblicke später einholte, schnüffelte der Hund bereits am Käfig der Angorakaninchen. Mark hatte sie seit seinem zwölften Jahr betreut. Die Kaninchen waren ein weiterer Zankapfel zwischen ihm und seinem Vater.

»Wenn diese verdammten Karnickel nicht wären«, hatte er seinen Vater vor einigen Monaten zu seiner Mutter sagen hören, »würde er vielleicht anfangen, Übungen zu machen und sich ein wenig aufzubauen.«

»Er bekommt genug Bewegung«, hatte seine Mutter erwidert. »Und du weißt recht gut, daß seine Größe nichts

damit zu tun hat, wieviel Sport er treibt. Er wird nie so groß wie du, und er wird nie ein Football Spieler. Also hör auf, dich darum zu sorgen.«

»Aber Kaninchen?« hatte sein Vater gemurrt.

»Vielleicht wird er mal Tierarzt«, hatte seine Mutter erwidert. »Daran ist nichts auszusetzen.«

Der Gedanke hatte ihm nicht übel gefallen und ihn auch seither hin und wieder beschäftigt. Auch jetzt kam er Mark in den Sinn, als er den Plastikbehälter mit dem Kaninchenfutter öffnete und genug herausnahm, die Futterschale im Stall zu füllen. Und je mehr er sich mit der Idee beschäftigte, desto besser gefiel sie ihm. Es waren nicht bloß die Kaninchen und Chivas. Es waren auch die Vögel draußen im Watt der Bucht. Solange er zurückdenken konnte, war er mit Vorliebe allein dort hinausgegangen, um die Vögel zu beobachten. Jedes Jahr hatte er geduldig auf die Durchzügler gewartet und versucht, die Vogelarten der verschiedenen Schwärme zu bestimmen, die am Himmel nordwärts zogen oder niedergingen, um in den Ufersümpfen zu nisten und während des Sommers ihre Jungen großzuziehen.

Vor ein paar Jahren hatte seine Mutter ihm zu Weihnachten eine Kamera geschenkt, und bald hatte er angefangen, die Vögel zu fotografieren. Einmal, als er sich angeschlichen hatte, um eine ideale Aufnahmeposition zu finden, war er auf einen verletzten Vogel gestoßen; er hatte ihn nach Haus gebracht, um ihn gesund zu pflegen und ihn anschließend ins Sumpfgebiet zurückzutragen und wieder freizulassen. Das kleine Wesen davonfliegen zu sehen, war einer der beglückendsten Augenblicke in seinem Leben gewesen. Die Idee seiner Mutter leuchtete ihm mehr und mehr ein.

Er öffnete den Kaninchenstall, und Chivas' Körper spannte sich; sein Blick war auf die kleinen Tiere darin fixiert. Als Mark sich niederbeugte und die Hand hineinstreckte, um das Futter in die Schale zu schütteln, sah eines der Kaninchen seine

Chance, schlüpfte aus dem Stall und sauste über den Rasen zum Zaun, der den Garten der Tanners von dem des Nachbarhauses trennte.

»Bring's zurück, Chivas!« rief Mark, aber seine Aufforderung war überflüssig, denn der Hund sprang bereits mit langen Sätzen dem fliehenden Kaninchen nach.

Eine zweite Ladung Kaninchenfutter in der hohlen Hand, stand Mark auf, das Geschehen zu beobachten. Die Jagd war in weniger als einer Minute zu Ende. Wie immer erreichte das Kaninchen den Zaun ein gutes Stück vor dem Hund, verhielt einen Augenblick und lief dann am Zaun entlang, um einen Durchschlupf zu suchen. Dies genügte Chivas, seine Beute einzuholen und mit den großen Vorderpfoten auf den Boden zu drücken. Das Kaninchen quietschte in Todesangst oder aus Protest, aber der Apportierhund packte das zappelnde Geschöpf mit dem Maul beim Genick und trug es stolz zum Stall zurück. Mit heftig wedelndem Schwanz wartete Chivas, bis Mark den Käfig geöffnet hatte, dann ließ er das Kaninchen hineinfallen. Unverletzt wie immer, sprang es davon, machte dann kehrt und schaute mit verständnislosen runden Augen den Hund an, als könne es nicht fassen, daß es noch am Leben war.

»Braver Hund«, murmelte Mark und tätschelte Chivas die Flanke, dann tat er das restliche Futter in die Schale. Er tauschte das Wasser aus, zog den Bodeneinsatz, der ihren Kot auffing, unter dem Stall heraus, spritzte ihn mit dem Wasserschlauch aus und brachte ihn wieder an. Gerade als er die letzten Handgriffe tat, hörte er seine Mutter aus der Hintertür rufen:

»Iß jetzt dein Frühstück, oder ich werfe es weg!«

Mark lächelte zärtlich zu dem halben Dutzend Kaninchen, das sich jetzt um die Futterschale drängte, dann wandte er sich zögernd ab und ging zum Haus. Chivas spürte den Stimmungsumschwung seines Herrn und trottete mit herabhängendem Schwanz neben ihm.

Kaum war er in die Küche gekommen und hatte sich an den Tisch gesetzt, fühlte Mark schon den Blick seines Vaters mit schweigender Mißbilligung auf sich ruhen. Der offene Tadel ließ nicht lange auf sich warten.

»Findest du, daß das die richtige Kleidung für den ersten Schultag ist?« fragte Blake Tanner mit ironischem Unterton.

Mark versuchte darüber hinwegzugehen. »Alle tragen Jeans«, entgegnete er und schoß einen warnenden Blick zu seiner neunjährigen Schwester, die boshaft zu ihm herübergrinste, offensichtlich in der Hoffnung, daß er den Kopf gewaschen bekäme.

»Wenn alle Jeans tragen«, erwiderte Blake, lehnte sich auf dem Stuhl zurück und verschränkte die Arme in einer Geste auf der breiten Brust, die seine Absicht kundtat, Marks Argumente mit kühler Logik zu zerstören, »warum gab deine Mutter dann beinahe zweihundert Dollar aus, um dir neue Sachen zu kaufen?«

Mark zuckte mit den Schultern und konzentrierte sich darauf, die Segmente aus der halbierten Pampelmuse zu lösen, die auf seinem Teller lag. Er fühlte den Blick des Vaters weiter auf sich, und noch ehe Blake sprach, wußte er, was als nächstes kommen würde.

»Joe Melendez hat es gern, wenn die Jungen der Mannschaft gut aussehen«, sagte Blake, als hätte er ihm das Stichwort gegeben. »Er findet, die Mannschaft sollte für alle anderen ein gutes Beispiel setzen.«

Mark holte tief Luft und begegnete dem väterlichen Blick. »Ich bin nicht in der Mannschaft«, sagte er.

»Du könntest es noch diesen Nachmittag sein«, sagte Blake. »Als Schlußspieler würdest du wahrscheinlich besser sein, als ich es war.«

»Schluß jetzt«, unterbrach Sharon Tanner die Konfrontation. Sie setzte ihrem Mann den unvermeidlichen Stapel Pfannkuchen vor und wunderte sich wieder einmal, warum sie auf

seine athletische Figur ohne Wirkung zu bleiben schienen. »Mark hat recht – alle gehen in Jeans zur Schule. Ich wußte das genau, als ich ihm diese Sachen kaufte.« Sie zwinkerte ihrem Sohn zu, und Mark errötete, peinlich berührt, daß seine Mutter meinte, sie müsse ihn in Schutz nehmen.

»Es kommt nicht darauf an, wie gut du mich findest, Papa. Ich taue nicht zum Football, und selbst wenn ich Lust dazu hätte, würde es keinen Unterschied machen. Ich bin zu klein für die Mannschaft.«

»Ein Schlußmann braucht nicht groß zu sein«, fing Blake an, aber Mark schüttelte entschieden den Kopf.

»Bei uns gibt es keine festen Plätze innerhalb der Mannschaft, Papa«, sagte er. »Es ist keine Profi-Mannschaft, sondern nur die der San Marcos-Oberschule. Und Mr. Melendez wird nur die großen Kerle nehmen, die mehr können als einen Ball treten. Außerdem kann ich nicht in der Mannschaft sein und gleichzeitig Bilder machen«, fügte er hinzu. Damit hatte er einem Gedanken Ausdruck gegeben, der ihm gerade erst in den Sinn gekommen war.

Sein Vater sah ihn mit verwirrtem Ausdruck an. »Bilder machen?« sagte er. »Was meinst du damit?«

»Aufnahmen für die Schulzeitung«, sagte Mark mit erwachendem Enthusiasmus. »Ich bin gut mit der Kamera – Mr. Hemmerling sagte, meine Bilder seien letztes Jahr besser als die meisten anderen gewesen. Wenn ich die Spiele für die Schulzeitung fotografiere, kann ich nicht in der Mannschaft spielen, nicht? Und ist es nicht besser, wenn ich auf dem Platz bin und auf diese Weise etwas Nützliches tue, statt bloß auf der Reservebank zu sitzen?«

Blakes Blick verfinsterte sich, doch ehe er etwas sagen konnte, ergriff seine Frau das Wort und sagte: »Ehe ihr euch in die Haare geratet, solltet ihr einen Blick auf die Uhr werfen.«

Mark ergriff die Gelegenheit, steckte das letzte Stück Pampelmuse in den Mund, goß eine Tasse Kakao hinterher und

lief hinaus. Erst als auch Kelly gegangen war, enttäuscht über das Ausbleiben des Streites, auf den sie sich gefreut hatte, wandte Blake sich seiner Frau zu.

»Wir haben bereits entschieden«, sagte er, »daß er dieses Jahr in die Mannschaft eintreten sollte. Wir sprachen den ganzen Sommer darüber.«

Sharon schüttelte den Kopf. »Du sprachst den ganzen Sommer darüber«, berichtete sie ihn, »Du hast darüber gesprochen, seit er das Licht der Welt erblickte. Aber es wird nichts daraus, Blake.« Sie sah ihn an, und ihr Ton wurde sanft. »Ich weiß, wieviel es dir bedeutete, aber Mark ist nicht du und wird es nie sein. Vielleicht, wenn er nicht krank geworden wäre ...« Sie verstummte, und ihr Blick umwölkte sich bei der Erinnerung an die Krankheit, die ihren Sohn beinahe getötet hätte und Blakes Träume, daß Mark eines Tages seine eigenen Ruhmestaten auf dem Footballplatz wiederholen würde, hatte zunichte werden lassen. Dann holte sie tief Atem und führte den Gedanken zu Ende. »Vielleicht würde jetzt alles anders aussehen, wenn er nicht krank geworden wäre, aber vielleicht auch nicht. Mark ist einfach nicht für diesen Sport gemacht. Es ist nicht bloß seine Größe – es ist auch sein Temperament. Siehst du das nicht?«

Blake Tanners Gesicht verdüsterte sich; er stand schwerfällig auf. »Ich sehe eine ganze Menge, Sharon. Ich sehe, daß ich einen Sohn habe, der ein Knirps und ein Weichling ist, der eine Mutter hat, die es ihm durchgehen läßt. Mein Gott! Verbringt all seine Freizeit mit einem Fotoapparat und einem Haufen Kaninchen und halbtoten Vögeln! Wenn ich in seinem Alter so gewesen wäre...«

»... hätte dein Vater dich verprügelt!« erwiderte Sharon aufgebracht. »Und dein Vater war ein Trunkenbold, der dich und deine Mutter aus jedem Grund verprügelte, der ihm in den Sinn kam, und auch dann, wenn er keinen Grund finden konnte! Wünschst du Mark ein solches Leben? Daß er seine

ganze Wut und Erbitterung auf dem Footballplatz abreagiert, wie du es tatest?«

»So war es nicht«, widersprach Blake. Aber natürlich war es genau das gewesen, und er wußte es so gut wie Sharon. Tatsächlich war Sharon diejenige gewesen, die es von Anfang an begriffen hatte, als sie einander in der Oberschule kennengelernt hatten. Und immer dann, wenn er geglaubt hatte, das Leben bei seinem Vater nicht mehr auszuhalten, hatte sie ihn ermutigt, nicht zurückzuschlagen und die Verhältnisse zu Hause nicht schlimmer zu machen als sie schon waren.

»Zieh deine Spielkleidung an und geh auf den Platz und bleib dran, bis du nicht mehr wütend bist«, hatte sie ihm wieder und wieder gesagt. »Denn wenn du jetzt nichts dagegen tust, wirst du genau wie dein Vater, und solch einen Mann würde ich nie heiraten.« Also hatte er ihren Rat befolgt, und es hatte sich gelohnt. Seine Wut und Erbitterung hatten sich im Spiel gelöst und waren in bedingungslosem Einsatz und Siegeswillen aufgegangen; und am Ende hatte ihm das Können, das er sich auf dem Spielfeld angeeignet hatte, das Collegestudium bezahlt.

Er war nicht wie sein Vater und würde es nie sein.

Außer daß er tief in seinem Inneren noch immer die Hoffnung nährte, daß sein Sohn genau wie er würde; daß er durch Mark die Tage seiner Jugend noch einmal erleben könnte, als die Menge ihm von der Tribüne zugejubelt hatte, als ihn ein gelungenes Abspiel über fünfzig Meter mit prickelnder Befriedigung erfüllt und jedes erzielte Tor ein unvergleichliches Gefühl frohlockender Selbstbestätigung verschafft hatte. Es spielte keine Rolle, daß Sharon überzeugt war, es werde nie geschehen, denn in seinem Herzen war die Gewißheit, daß es geschehen würde.

Schließlich war Mark erst im zweiten Jahr an der Oberschule. Er hatte durch seine Krankheit ein Jahr verloren und war nun der Älteste in seiner Klasse. Er konnte noch

immer einen Wachstumsschub bekommen. Zur Zeit seiner Krankheit hatten die Ärzte gesagt, daß er zwar niemals die Körpergröße seines Vaters erreichen werde, es aber andererseits keinen Grund zu der Annahme gebe, daß er unter dem Durchschnitt bleiben würde. Folglich konnte er dieses Jahr oder im nächsten Sommer noch immer anfangen emporzuschießen, wie Blake es mit fünfzehn getan hatte. Und dann ...

Blake sagte jedoch nichts von seinen Hoffnungen, denn Sharon, die nach all ihren Jahren zusammen stets genau wußte, was in ihm vorging, kannte seine Gedanken beinahe so gut wie er selbst. Also begnügte er sich mit einer Umarmung und einem Kuß, dann verließ er die Küche, um seine Aktenmappe zu holen. Ehe er zur Haustür kam, hielt sie ihn jedoch zurück.

»Er ist ein guter Junge, Blake«, sagte sie. »Er ist nicht du und wird es wahrscheinlich nie sein. Aber er ist immer noch unser Sohn, und wir hätten viel schlechter fahren können.«

Blake blitzte ein Lächeln über die Schulter zurück. »Ich sagte nicht, daß er es nicht sei«, antwortete er. »Ich wünsche ihm nur das Beste. Und ich sehe nicht ein, warum er es nicht haben sollte.«

Dann fuhr er ins Büro, und Sharon war allein im Haus. Sie begann das Frühstücksgeschirr zu spülen. Nachdem Mark gegangen war, hatte Chivas seine Aufmerksamkeit ihr zugewandt und stieß ihre Hand mit der Schnauze an, bis sie ihn streichelte und hinter den Ohren kratzte.

»Nun, das war nicht so schlimm, nicht, Chivas? Ich wette, du dachtest, daß es einen großen Streit geben würde und du Mark vor seinem Vater schützen müßtest, wie? Aber du hast dich geirrt. Blake liebt Mark genauso sehr wie du.« Sie lächelte traurig. »Er versteht ihn bloß nicht ganz so gut wie du, das ist alles.«

Als verstünde er ihre Worte, trottete Chivas aus der Küche und legte sich vor die Tür von Marks Zimmer, wo er geduldig den Rest des Tages warten würde.

Kurz vor vier an diesem Nachmittag erschien Rosalie Adams, Blakes Sekretärin, im Durchgang zu seinem Büro. »Alles bereit für die große Begegnung?«

Blake zuckte die Achseln. Den ganzen Tag lang hatten er und Rosalie versucht, eine Erklärung zu finden, aber bisher hatte weder er noch sie eine Antwort auf die Frage gefunden, warum Ted Thornton mit Blake sprechen wollte. Thornton war schließlich der Vorstandsvorsitzende von Tarrentech, und wenn Blakes Position als Marketingleiter der Konzernabteilung Digitalsysteme auch nicht ganz unten in der Hierarchie war, so nahm bei Tarrentech doch alles seinen Dienstweg von oben nach unten. Und umgekehrt. Wenn John Ripley, der Blakes unmittelbarer Vorgesetzter war, um seinen Posten bangen mußte, wäre Ripleys Vorgesetzter, der Vizepräsident der Konzernabteilung, der Mann, der Blake gerufen haben würde, um ihm zu sagen, daß er John Ripley ersetzen werde. Doch soweit Blake und Rosalie feststellen konnten – und Rosalie hatte den größten Teil des Vormittags den Sekretärinnenrundfunk gehört und Klatschgeschichten und Gerüchte gesammelt –, war John Ripley keineswegs in Schwierigkeiten. Und da es Thornton selbst war, der Blake sprechen wollte, hatte die Version, der »arme alte Ripley ist draußen«, von Anfang an nicht viel für sich gehabt. Es gab eine Menge anderer Leute auf der Stufenleiter, die Thornton informiert haben würden, lange bevor er zu Blake Tanner käme.

»Keine letzten Neuigkeiten?« fragte er Rosalie, als er aufstand und seinen Schlips festzog. Er war nahe daran, seine Aktentasche zu nehmen, ließ es aber sein, als ihm einfiel, daß er keine Anweisung erhalten hatte, irgendwelche Akten mitzubringen.

Auch das war ungewöhnlich.

»Nichts«, sagte Rosalie. »Niemand scheint auf seinem Stuhl zu wackeln, und wenn Sie ein böser Bube gewesen sind, war Ihre Tat entweder so furchtbar, daß niemand es mir sagen mag,

oder Sie haben Ihre Spuren so gut verwischt, daß man Ihnen nicht auf die Schliche gekommen ist. Also nur hinein, und die Ohren gespitzt – ich möchte genau wissen, was der große Mann zu sagen hat.«

Der »große Mann«, dachte Blake, als er durch die Direktionsetage schritt, in der die Büros der Konzernleitung lagen, war genau der Ausdruck, der auf den Vorstandsvorsitzenden von Tarrentech zutraf. Denn Thornton war der Mann, der das Unternehmen vor wenig mehr als einem Jahrzehnt übernommen und von einem kleineren Spezialunternehmen für Computersoftware zu dem gigantischen Hochtechnologiekonglomerat gemacht hatte, das es heute war. Obwohl Software noch immer eine der wichtigsten Produkte war, hatte Thornton frühzeitig die Unbeständigkeit der Computerindustrie erkannt und ein Programm der Expansion und Diversifikation eingeleitet. Heutzutage erzeugte Tarrentech alle Arten von elektronischen Geräten, von Fernsehapparaten bis hin zu komplizierten Anlagen für Rüstung und Raumfahrt, und war gleichzeitig in den Konsumgütermarkt und den Dienstleistungsbereich vorgedrungen.

Als Thornton entschieden hatte, daß das Unternehmen eigene Flugzeuge benötige, hatte er einfach eine Luftlinie aufgekauft, dann noch eine und etwas später eine dritte. Das hatte zu Hotels, Autovermietungen und einer ganzen Kette von Touristikunternehmen geführt.

Als nächstes hatte Thornton den Überalterungsprozeß der amerikanischen Bevölkerung erkannt und in Krankenhäuser, Pflegeheime und pharmazeutische Unternehmen investiert. Der Bereich Digitalsysteme war inzwischen nur noch ein kleines Rädchen in der gewaltigen Maschine, aber Ted Thornton hatte sein Büro nach wie vor in dem Gebäude, das zur Keimzelle seines ausufernden Imperiums geworden war, vielleicht aus einem Gefühl von Nostalgie, vielleicht aber auch, um bescheidener zu erscheinen, als er war.

»Gehen Sie nur hinein, Mr. Tanner«, sagte Anne Leverette von ihrem Vorzimmer-Wachtposten vor Thorntons Tür. »Er erwartet Sie.« Ihr Lächeln genügte, daß Blakes nervöse Spannung nachließ, denn es war wohlbekannt, daß Anne niemals das Opfer anlächelte, wenn Thornton jemanden einen Kopf kürzer machte. Ihre Loyalität zu Thornton war legendär, und sie war dafür bekannt, daß sie eine Abneigung gegen jeden hegte, von dem sie annahm oder wußte, daß er ihrem Chef Verdruß bereitet hatte.

Blake trat durch die doppelte Tür in das weitläufige Eckbüro, wo Ted Thornton hinter einem leeren, schwarzen Marmorschreibtisch saß, einen Telefonhörer zwischen Schulter und Ohr geklemmt. Thornton signalisierte ihm, sich zu setzen, dann beendete er rasch sein Telefongespräch. Nachdem er aufgelegt hatte, erhob er sich, bot Blake die Hand und fragte, ob er etwas trinken wolle.

Blake entspannte sich weiter; das Angebot eines Getränkes konnte nur Gutes bedeuten und durfte nicht abgelehnt werden.

»Chivas und Wasser«, sagte Blake, und Thornton lächelte.

»Man soll sich nie mit geringerem als dem Besten zufriedengeben«, sagte er und versorgte sich selbst und Blake mit jeweils einem großzügigen Schuß über einen einzigen Eiswürfel. Lächelnd reichte er Blake eines der Gläser. »Es ist ein Klischee, aber was in unserem Leben ist nicht zum Klischee geworden?« Er hob sein Glas zu einem großen, gerahmten Mosaik an der Wand. Auf kobaltblauem Grund war dort in stilisierten weißen Buchstaben der Wahlspruch zu lesen, den Blake sieben Jahre zuvor ersonnen hatte:

IST ES HI-TECH; DANN IST ES TARRENTECH

»Da haben Sie recht«, sagte Blake und nippte vom Whiskey. Thornton mußte für dieses Gespräch wichtigere Beweggründe als den Wahlspruch haben, der mit den Jahren tatsächlich zum Klischee verkommen war. Blake fragte sich, worauf Thornton abzielte, während der Vorstandsvorsitzende sich wieder hinter

seinen Schreibtisch zurückzog und ihn abschätzend betrachtete.

»Haben Sie je von Silverdale in Colorado gehört?« fragte er, und Blakes Herzschlag setzte aus. Das war etwas, woran weder er noch Rosalie gedacht hatte.

»Gibt es jemanden bei Tarrentech, der nicht davon gehört hat?« konterte er.

»Oh, bestimmt gibt es da einige.« Thornton schmunzelte. »Ich bin nicht sicher, ob die meisten Leute im Dienstleistungsbereich überhaupt wissen, daß wir eine Konzernabteilung Forschung und Entwicklung haben. Und wenn sie es wissen, wird es ihnen gleichgültig sein.«

Blake erlaubte sich ein kleines Lächeln. »Ich fürchte, da werde ich Ihnen widersprechen müssen«, sagte er. »Schließlich leitet Tom Stevens die Abteilung Touristik, und sein letzter Posten war Silverdale.« Er hielt es nicht für erforderlich hinzuzufügen, daß nicht nur der Präsident der Konzernabteilung Touristik einmal in Silverdale gewesen war, sondern so gut wie alle führenden Männer in der Tarrentech-Hierarchie. Jedermann im Konzern wußte, daß eine Versetzung nach Silverdale das Sprungbrett zur Vorstandsetage war. Soweit Blake jedoch bekannt war, war noch nie ein Marketing-Mann dorthin geschickt worden.

»Stimmt«, sagte Thornton, dann blieb er eine Weile stehen, während seine grauen Augen Blake taxierten. »Jerry Harris hat dort eine Gelegenheit, und er hat Sie angefordert.«

Blake war bemüht, sich seine Verblüffung nicht anmerken zu lassen. Bis vor zwei Jahren hatte Jerry die Konzernabteilung Digitalsysteme geleitet, und obwohl er in der Konzernhierarchie mehrere Stufen über Blake rangierte, waren die beiden Männer gute Freunde geworden, hauptsächlich durch den Einfluß ihrer Frauen, die einander schon lange kannten und sich wenig aus Ted Thorntons Grundregel machten, nach der Führungskräfte sich nicht allzueng mit Männern befreunden sollten, die sie eines Tages womöglich würden feuern müssen.

Als hätte er seine Gedanken gelesen, sagte Thornton: »Wenn Sie hier für ihn gearbeitet hätten, hätte ich der Idee natürlich nie zugestimmt; ich habe nie geduldet, daß Leute sich in meinem Unternehmen eigene Machtpositionen ausbauen. Aber Sie haben hier nicht für Harris gearbeitet, wenigstens nicht direkt, und er ist ein guter Mann. Wenn ich ihm die Leitung von Forschung und Entwicklung anvertraue, dann muß ich ihm auch vertrauen, daß er seine Mitarbeiter richtig auswählt. Darum werden Sie umziehen.«

Es war keine Frage, sondern ein Befehl. Blake verstand augenblicklich, daß ihm nicht ein neuer Posten angeboten wurde; er wurde informiert, daß er einen hatte. Nicht, daß er auch nur einen Augenblick daran gedacht hätte, ihn abzulehnen. Abgesehen von der Tatsache, daß die Ablehnung das Ende seiner Karriere bei Tarrentech bedeutet hätte, war ihm wie jedem anderen bewußt, daß eine Berufung nach Silverdale im Alter von achtunddreißig Jahren bedeutete, daß er bereits für eine Spitzenposition ausersehen war. Und Spitzenpositionen waren kaum irgendwo besser dotiert als bei Tarrentech.

Er spürte instinktiv, daß es ein Fehler wäre, Thornton zu fragen, von welcher Art seine Position in Silverdale sein würde. Es gab nur eine Frage, die relevant war, also stellte er sie.

»Wann reise ich ab?«

Thornton stand auf. »Sie melden sich heute in zwei Wochen bei Harris, also werden Sie Ende nächster Woche dort sein wollen. Die Vorkehrungen sind bereits in Angriff genommen worden. Ein Haus wartet auf Sie, und nächste Woche werden die Umzugsleute zu Ihnen nach San Marcos kommen, um die Sachen zu packen.«

Blake schluckte; plötzlich schwindelte ihn. Was würde Sharon dazu sagen? Sollte er die Sache nicht wenigstens mit ihr besprechen? Aber sie wußte natürlich so gut wie er, daß es

ein Aufbegehren gegen Entscheidungen von oben bei Tarrentech nicht gab, wenn man im Konzern Karriere machen wollte. Außerdem war er nicht der erste leitende Angestellte, der kurzfristig versetzt worden war. Er stand auf.

»Danke sehr, Mr. Thornton«, sagte er. »Ich weiß Ihr Vertrauen in mich zu schätzen und werde Sie nicht enttäuschen.«

Thorntons Brauen hoben sich ein wenig, und als er sprach, war ein spröder Klang in seiner Stimme. »Ich habe Vertrauen zu Jerry Harris«, sagte er. »Und Sie werden Jerry nicht enttäuschen.« Dann lächelte er und streckte die Hand aus. »Und nennen Sie mich Ted«, fügte er hinzu.

Das Gespräch war beendet. Alles in Blake Tanners und seiner Angehörigen Leben hatte sich mit einem Schlag verändert.

2

ERST ALS SIE GRAND JUNCTION auf der Bundesstraße 50 verließen und südwärts fuhren, begann Sharon Tanners Stimmung sich zu heben. Zwei Tage lang, auf der Fahrt von San Jose nach Reno und dann durch die scheinbar endlosen Halbwüsten Nevadas und Utahs nach Salt Lake City, hatte sie wie betäubt neben Blake auf dem Beifahrersitz des Kombiwagens gesessen, und die öde Verlassenheit der Landschaft hatte vollkommen ihrer freudlosen Stimmung entsprochen.

Weniger als zwei Wochen, und alles war auf den Kopf gestellt. Natürlich hatte die Notwendigkeit des Umzuges nicht zur Diskussion gestanden. Schließlich hatten sie seit Jahren über die Möglichkeit einer Versetzung gesprochen. Aber keiner von ihnen hatte jemals ernstlich daran gedacht, daß eine Chance bestünde, Blake könne nach Silverdale versetzt werden. Silverdale war eine Forschungseinrichtung, und sie waren immer der Meinung gewesen, daß Blakes Spezialisierung auf dem Marketingsektor ihm den Quantensprung innerhalb des Konzerns verwehren würde, den eine Aufgabe in Silverdale darstellte.

Und doch war es geschehen, und während der nächsten zehn Tage, bis die Möbelspediteure gekommen waren, hatte Sharon mehr als genug mit den ungezählten Einzelheiten der Abwicklung ihrer Angelegenheiten in San Marcos zu tun und keine Zeit gehabt, sich um ihre Gemütslage zu kümmern.

Erst jetzt, als sie auf kurvenreicher, ansteigender Straße durch die Vorberge der Rocky Mountains fuhren, wurde ihr allmählich die Wirklichkeit alles dessen bewußt, was geschehen war. Und als die Landschaft ringsumher eine majestätische Schönheit annahm, regten sich in Sharon zum ersten Mal frohe Empfindungen.

Die Aussicht auf den plötzlichen Umzug hatte von ihnen

allen nur Blake scheinbar unberührt gelassen.

Mark hatte die Ortsveränderung sofort mit Begeisterung aufgenommen. Für ihn hatte es von Anfang an keinen Zweifel daran gegeben, daß die Vorteile die Nachteile überwogen; schon die Aussicht, in den Bergen zu leben, umgeben von ragenden Gipfeln, tief eingeschnittenen Tälern und wildreichen Wäldern, hatte ihn unwiderstehlich angezogen.

Für Kelly war es eine ganz entgegengesetzte Erfahrung gewesen. Die Vorstellung, ihre Freundinnen zurücklassen zu müssen, hatte Wutausbrüche ausgelöst. Dann, als sie gemerkt hatte, daß ihr Zorn nichts zu ändern vermochte, hatte sie sich in ein finster schmollendes Stillschweigen zurückgezogen, das wenigstens für den Rest der Familie leichter zu ertragen gewesen war als die kreischenden Wutanfälle der ersten paar Tage, nachdem Blake mit der Neuigkeit nach Haus gekommen war.

Sharon hatte auf die Nachricht mit gemischten Gefühlen reagiert. Die Vorteile des Umzuges hatten auf der Hand gelegen: Das Gehalt war um ein Drittel höher als Blakes bisheriges Einkommen, und seine Zukunftsaussichten waren plötzlich unbegrenzt. Noch hatte die Aussicht, in Silverdale zu leben, sie aus der Fassung gebracht; tatsächlich war sie schon lange neugierig auf die kleine Stadt in ihrem versteckten Gebirgstal gewesen, die im Konzern eine so zentrale Rolle spielte; und schließlich würde sie wieder mit ihrer Freundin Elaine Harris vereint sein. Sie hatte keineswegs bedauert, San Marcos zu verlassen, das längst im Siedlungsbrei um San Jose aufgegangen war und jeden eigenständigen Charakter, den es einmal gehabt haben mochte, verloren hatte, als es vom brutalen Funktionalismus der Einkaufszentren und dem gesichtslosen Einheitsstil neuer Wohnanlagen überwuchert worden war.

Aber einfach die Sachen zu packen und in wenig mehr als einer Woche auf und davon zu sein, widersprach ihrer Natur;

es war in einer Weise beinahe wie Sterben. Sie hatte kaum Zeit gehabt, alle Freunde und Bekannten von ihrem Wegzug zu verständigen, geschweige denn von ihnen allen Abschied zu nehmen. Es hatte natürlich eine Abschiedsfeier gegeben, doch war das Haus zu diesem Zeitpunkt schon in einem allzu fortgeschrittenen Zustand des Chaos gewesen, als daß sie selbst hätte die Gastgeberin spielen können. So war es gekommen, daß John Ripley, Blakes Chef, die Abschiedsparty der Tanners gegeben hatte; die meisten Gäste waren Leute von Tarrentech gewesen und nicht die Freunde und Bekannten aus den intellektuellen und kunstinteressierten Kreisen, in denen sie sich immer am wohlsten gefühlt hatte.

Gleichviel, die Entscheidung war gefallen, die Möbelspediteure waren ins Haus gekommen, und nun war ihr ganzer weltlicher Besitz in dem Möbelwagen, der San Marcos ein paar Stunden vor ihnen verlassen hatte.

Der Kombiwagen, in dem sie fuhren, war vollgestopft mit den zwei- und vierbeinigen Familienmitgliedern und ihrem Reisegepäck: Die Möbelspediteure hatten sich geweigert, die Verantwortung für den Käfig voller Kaninchen zu übernehmen, und Mark hatte sich trotz der lauten Mißfallensäußerungen seines Vaters mit Sharons Unterstützung geweigert, die Tiere aufzugeben. Sie erwiesen sich als eine nützliche Ablenkung für Chivas, der den größten Teil der Reise geduldig im Heckraum des Wagens liegend verbracht hatte, wo er die in ihrem Käfig zusammengedrängt kauern den Kaninchen bewachte; diese wiederum waren beunruhigt von den Geräuschen und Bewegungen des Wagens, machten furchtsam runde Augen und schnupperten verständnislos. Kellys mißmutiges Stillschweigen war unterwegs allmählich verdampft; der Energieaufwand, welcher nötig war, ihre Verstimmung zwei Wochen lang aufrechtzuerhalten, hatte sich endlich als zu groß erwiesen. Mark hatte seine Zeit mit einer Sammlung von Naturführern zugebracht und alle Sträucher, Bäume und

geologischen Merkmale identifiziert, an denen sie vorbeigefahren waren. Jetzt lag Silverdale dreißig Meilen voraus.

Eine halbe Stunde später bog Blake von der Fernstraße links ab, und sie fuhren die Landstraße zu dem versteckten Tal hinauf, in dessen Mitte Silverdale lag. Es war einst eine Bergbausiedlung gewesen, aber die Erzvorkommen waren längst erschöpft, und die Stadt hatte – wie so viele andere in der Gegend – einen allmählichen Niedergang erlebt. Ted Thornton hatte das Nest vor einem Jahrzehnt entdeckt, und dann, nachdem er drei größere Projekte durch Industriespionage verloren hatte, wie sie in Silicon Valley gang und gäbe war, den Entschluß gefaßt, seine Konzernabteilung Forschung und Entwicklung aus der Gegend von San Jose hierher zu verlegen.

Nahezu unbemerkt von der Öffentlichkeit, hatte er ausgedehnte Flächen um Silverdale gekauft, und ehe der verschlafene Ort wußte, wie ihm geschah, war an seinem Westrand eine seltsame Art von Verwaltungs- und Industriekomplex entstanden. Die langen und niedrigen Gebäude waren der Landschaft vollkommen angepaßt, aber nicht so vollkommen, daß den Bewohnern von Silverdale die Kameras entgangen wären, die alles überwachten, was im Umkreis des Komplexes geschah. Aber mit den Gebäuden waren Arbeitsplätze entstanden, und neue Bewohner waren zugezogen.

Und auf einmal war Silverdale nach fünfzig Jahren langsamen und stetigen Niedergangs wieder zum Leben erwacht.

Als sie die Paßhöhe erreichten, die Silverdale vom Rest der Welt absonderte, bekam Sharon die Stadt das erste Mal zu Gesicht. Sie hielt unwillkürlich den Atem an, denn was sie sah, entsprach ganz und gar nicht ihren Erwartungen. Der Ort erschien vor ihr wie eine Idylle aus einem Bilderbuch: geschlossen und überschaubar, mit schmalen Straßen, die von Espen und Ahornen beschattet wurden. Die meisten Häuser

standen auf großen Grundstücken und zeigten architektonische Merkmale des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts; jedes unterschied sich von den Nachbarhäusern, doch hatten alle genug Ähnlichkeit, um ein einheitliches Bild zu erzeugen. Alle waren mit überdachten Veranden versehen, und jedes Grundstück war von einem weißen Staketenzaun umgeben. Bevor sie in das Tal hinunterfuhren, konnte Sharon sehen, daß jede der Straßen, die durch den Ort führten, ein bestimmtes Ziel zu haben schien: Im Norden war es das Schulhaus und ein Gebäude, das wie eine Bibliothek aus früheren Zeiten aussah; im Süden war es Einkaufsbereich; alles war zu Fuß in kurzer Zeit erreichbar.

»Es ist unglaublich«, flüsterte Sharon, als Blake die Geschwindigkeit auf die vorgeschriebenen zwanzig Meilen pro Stunde verringerte. »Es ist, als käme man zurück in die Vergangenheit.«

Blake lächelte ihr zu. »Das ist der Sinn der Sache, soviel ich weiß. Thornton fand eine Gruppe von Architekten, die der autogerechten Einkaufszentren und abgesonderten Wohnviertel überdrüssig waren, und ließ ihnen hier freie Hand. Sagte ihnen, er wolle eine Siedlung für Konzernmitarbeiter, die aber nicht wie eine aussehen dürfe, sondern dem Bild der ursprünglichen Ortschaft angeglichen werden solle. Und nachdem er so gut wie alle Grundstücke im Umkreis aufgekauft hatte, konnte er die Idee verwirklichen. Kann sich sehen lassen, nicht wahr?«

Sharon sah ihren Mann von der Seite an. Sein Ausdruck verriet ihr, daß ihn dies alles nicht überraschte. »Du wußtest, wie es hier aussieht?«

»Ich sah letzte Woche einen Film davon.« Er schmunzelte. »Ich glaube, John Ripley fürchtete, ich könnte es mir noch anders überlegen, also zeigte er mir ein Videoband. Aber ich muß sagen, der Ort ist sogar noch schöner, als ich ihn mir nach den Bildern vorgestellt hatte.«

»Es sieht wie ein Ort aus, wo nur alte Omas wohnen«, zirpte

Kelly vom Rücksitz. »Aber das stimmt natürlich nicht; in Wirklichkeit wohnen alle Omas in Zweifamilienhäusern.«

»Wo ist unser Haus?« fragte Mark. Er hatte endlich seine Bücher weggelegt und schaute mit dem gleichen staunenden Ausdruck wie der Rest der Familie zum Wagenfenster hinaus.

»Telluride Drive zweiundvierzig Süd.« Die Landstraße hatte sich bei der Ortseinfahrt verengt, und Blake bog in die zweite Querstraße links und dann wieder nach rechts. Der Möbelwagen hielt vor einem mittelgroßen viktorianischen Haus, und ein Teil des Mobiliars stand bereits auf dem Gehsteig. Blake lenkte den Kombiwagen in die Einfahrt, und die Familie, gefolgt von Chivas, stieg aus und nahm ihr neues Haus in Augenschein.

Es war blaßgrün gestrichen, mit dunkler getönten Einfassungen und Zierleisten in Rotorange. Die Frontseite des Hauses nahm eine breite, überdachte Veranda ein, und aus der Südostecke erhob sich ein halbrunder Erkerturm. Im Obergeschoß waren alle Fenster mit Läden versehen. Das steile Dach schien mit Schiefer gedeckt zu sein und hatte verschnörkelte gußeiserne Schneegitter. Hohe Espen umstanden das Haus und schufen eine vollkommene Umrahmung, und obwohl der Architekturstil seine Glanzzeit vor mindestens hundert Jahren erlebt hatte, konnte Sharon sehen, daß das Haus nicht älter als fünf Jahre war. Schweigend betrachtete sie es minutenlang und ließ jede Einzelheit auf sich wirken. Als sie sich schließlich zu Blake umwandte, spielte ein Lächeln um ihre Lippen.

»Als ich letztes Jahr etwas Ähnliches in San Marcos sah, fand ich es reizend, aber irgendwie fehl am Platz«, sagte sie. Dann zuckte sie hilflos mit der Schulter, und ihr Lächeln breitete sich aus. »Aber hier ... frag mich nicht, was es ist, aber es paßt vollkommen hierher.«

Sie folgten der vorauseilenden Kelly die Eingangsstufen hinauf und über die Veranda. Drinnen gab es eine kleine Diele,

flankiert von einem Wohnzimmer auf der einen und einem Arbeitszimmer auf der anderen Seite. Durch das Wohnzimmer, das durch das Halbrund des Erkers eine besondere Note erhielt, erreichte man ein sonniges Speisezimmer, eine geräumige Küche und ein weiteres Zimmer.

Im Obergeschoß war der Erkerturm Teil eines kleinen Gästezimmers oder Salons, und dazu gab es drei Schlafzimmer und zwei Bäder. Unten waren zwei offenen Kamine, und ein dritter befand sich im Elternschlafzimmer. Und obwohl das Haus von außen einen etwas überladenen und unübersichtlichen Eindruck gemacht hatte, waren die Räume hell und luftig – und größer, als Sharon für möglich gehalten hätte. Als sie die Inspektion des Hauses beendet hatten und zur Veranda zurückgekehrt waren, hatten sich all ihre mit dem Umzug verbundenen unangenehmen Gefühle verflüchtigt. Sharon legte Blake die Arme um die Schultern und drückte ihn fest an sich. »Ich mag es«, sagte sie. »Die Stadt ist schön, und das Haus ist einfach herrlich. Wie lang werden wir hier sein?«

Blake zuckte die Achseln. »Mindestens ein paar Jahre«, sagte er. »Vielleicht fünf oder sechs.« Dann ging sein Blick an Sharon vorbei, und eine schmale Falte erschien zwischen seinen Brauen. Sie folgte seiner Blickrichtung und sah Mark den Kaninchenkäfig aus der Hecktür des Kombiwagens ziehen.

Als fühlte er den Blick seiner Eltern auf sich, wandte er den Kopf und lachte glücklich. »Ob ihr es glaubt oder nicht, hinter der Garage ist schon ein Kaninchenstall!« rief er herüber. »Danke, Paps!«

Sharon blickte erstaunt zu ihrem Mann auf. »Ich dachte, du wolltest nicht, daß er die Kaninchen mitbringt.«

»Wollte ich auch nicht«, sagte er. »Sehen wir es uns an.«

Sie folgten Mark durch die Zufahrt und sahen ihn die Kaninchen eines nach dem anderen behutsam aus dem Käfig in einen mustergültig konstruierten Kaninchenstall mit Auslauf setzen. Chivas, die rechte Vorderpfote zitternd angehoben, den

Schwanz nach hinten gestreckt, ließ die Kaninchen nicht aus den Augen; es war beinahe so, als hoffte er, eines würde entwischen, so daß ihm das Vergnügen bliebe, es einzufangen und zum Stall zurückzutragen.

»Ich will verdammt sein«, murmelte Blake. »Keinem Menschen habe ich von den Kaninchen erzählt! Wie können sie es gewußt haben?« Dann glättete sich seine Stirn, als ihm die Antwort einfiel. »Natürlich, Jerry! Jerry erinnerte sich. Er vergißt nie etwas.« Er fuhr seinem Jungen durch das lockige dunkelbraune Haar. »Oder hast du Robb geschrieben und ihn darum gebeten?«

Mark blickte vom Stall auf, das letzte der Kaninchen noch in den Händen. »Nein«, sagte er. »Bis zur letzten Minute war ich nicht mal sicher, daß du mir erlauben würdest, sie mitzubringen.« Dann zog er seine Stirn in einer nahezu vollkommenen Nachahmung des väterlichen Stirnrunzelns in Falten und fragte: »Wo ist die Familie Harris? Wollten sie nicht kommen, uns zu begrüßen?«

»Überhaupt«, fügte Sharon hinzu, »wo sind die Leute?«

Blake sah sie verdutzt an und fragte sich, was sie damit meine. Dann begriff er.

Als sie in den Ort gekommen und durch die Straßen zu ihrem Haus gefahren waren, hatten sie keinen anderen Wagen gesehen, keinen einzigen Passanten. Als wären sie in eine Geisterstadt gekommen.

Elaine Harris saß auf der Tribüne des Schulstadions, neben sich ihren Mann, auf der anderen Seite ihre fünfzehnjährige Tochter Linda. Zu Füßen der Tribüne, auf der Bank für Ersatzspieler, saß ihr Sohn Robb. Es blieben nur noch zwei Minuten zu spielen, und die Silverdale-Wölfe lagen mit 42:0 in Führung. Es sah nicht danach aus, daß Robb an diesem Nachmittag noch aufs Spielfeld gerufen würde. »Meinst du nicht, daß wir gehen können?« fragte sie Jerry nach einem nervösen Blick auf ihre

Armbanduhr. »Ich versprach Sharon, daß wir sie begrüßen würden.«

Jerry schüttelte den Kopf, ohne den Blick vom Spielfeld zu wenden. »Vielleicht kommen sie erst nach dem Abendessen an«, sagte er. »Außerdem, wie würde es aussehen? Es ist das erste Spiel der Saison, Robb gehört zur Mannschaft, und ich bin Leiter der Konzernabteilung.«

»Na, das macht dich nicht mal in Silverdale zum Bürgermeister«, bemerkte Elaine, sprach jedoch so leise, daß außer Jerry niemand es hören konnte. Sie war sich bewußt, daß seine Stellung ihn genausogut hätte zum Bürgermeister machen können, da so gut wie jeder in der Stadt in der einen oder anderen Weise von Tarrentech abhing. Wenn sie nicht direkt für den Konzern arbeiteten, taten sie es für Zulieferer oder auf dem Dienstleistungssektor, der dank Tarrentech eine beträchtliche Ausweitung erfahren hatte. Und selbst wenn er nicht Direktor der Abteilung Forschung und Entwicklung gewesen wäre, hätte er leicht Bürgermeister von Silverdale sein können, denn in der ganzen Stadt gab es keinen Menschen, der ihren Mann nicht mochte.

Seufzend gestand Elaine sich ein, daß er recht hatte: Bis zum Abpfiff zu bleiben, war das wenigste, was sie tun konnten. Sie widerstand der Regung, noch einmal auf die Uhr zu sehen, rückte auf der harten Bank, um ihrem etwas übergewichtigen Körper eine etwas bequemere Haltung zu ermöglichen, und wandte ihre Aufmerksamkeit dem Spielfeld zu, wo die Wölfe, im Ballbesitz, zum Angriff bereit hinter der Mittellinie angetreten waren. Und da sie jeden einzelnen Mannschaftsspieler kannte, fiel es ihr nicht schwer, den Spielverlauf zu beobachten. Phil Collins legte stets besonderen Wert darauf, daß seine Jungen Kondition und Angriffsgeist bis zum Abpfiff bewahrten. Es würde sie nicht überraschen, wenn die Mannschaft vor dem Ende des Spiels noch einen Erfolg erzielte.

Und niemand sonst auf der Tribüne – wo nahezu alle Einwohner der Stadt versammelt waren – machte Anstalten, vorzeitig zu gehen. Jerry hatte recht, wie gewöhnlich: Es wäre verfehlt, jetzt zu gehen.

Auf dem Spielfeld umriß Jeff LaConner mit knappen Worten den Plan, den er sich zurechtgelegt hatte, dann klatschte er zum Zeichen, daß das Köpfezusammenstecken beendet war, in die Hände. Er trottete auf seinen Platz bei der Zehnmeterlinie, während der Rest der Mannschaft sich entlang und hinter der Mittellinie formierte. Er sah zur Tribünenuhr. Noch zwei Minuten. Dann ging sein Blick zu der Mannschaft aus Fairfield, und er lächelte in sich hinein, als er ihre Bereitstellung sah. Augenscheinlich bereiteten sie sich auf ein Paßspiel vor. Die würden sich wundern!

Einen Augenblick später gab der Flügelhalbspieler in der Sturmreihe den Ball ab, und Jeff blieb zurück und blickte umher, als hielt er Ausschau nach einem Fänger. Dann bekam er den Ball selbst zugespielt, steckte ihn unter den Arm, zog den Kopf ein und stürmte vorwärts.

Vor ihm hatten der Flügelspieler und beide Deckungsspieler eine Öffnung freigehalten, und Jeff katapultierte sich durch. Zu seiner Linken sah er eine undeutliche Bewegung, doch statt ihr auszuweichen, warf er sich auf sie. Einer der Fairfield-Angriffsspieler taumelte zur Seite. Direkt voraus stürzten sich zwei weitere Fairfield-Spieler auf ihn, und er wußte, daß er zu Boden gehen würde. Aber als der eine sich im Hechtsprung Jeff gegen die Beine warf, machte dieser eine scharfe Drehung und ließ sich mit seinen vollen 220 Pfund auf den viel kleineren Gegner fallen. Der andere Fairfield-Spieler fiel auf ihn, und gleichzeitig warfen sich drei von seiner eigenen Mannschaft in das Getümmel. Die Pfeife des Schiedsrichters schrillte, und Jeff lag still. Er wußte, daß er mindestens sieben Schritte gewonnen hatte. Augenblicke später lösten sich die Spieler voneinander, und Jeff ließ den Ball, wo er lag, und

krabbelte auf die Füße.

Der Fairfield-Spieler, auf den Jeff sich geworfen hatte, als er zu Fall gebracht worden war, lag bewegungslos, und von der Zuschauertribüne kam ein Geräusch wie ein vielstimmiges Seufzen. Jeff sah zu Boden, die Brauen zusammengezogen, dann ließ er sich auf die Knie fallen.

»He, alles klar?«

Der andere Junge antwortete nicht, aber Jeff konnte durch das Schutzgitter seines Helms deutlich sehen, daß er die Augen geöffnet hatte.

Er stand auf und winkte dem Trainer von Silverdale, aber Phil Collins brüllte bereits nach einer Tragbahre. Von der anderen Seite des Spielfelds kam Bob Jenkins, der Fairfield-Trainer, herübergelaufen.

»Ich hab's genau gesehen!« schrie Jenkins, als er sich neben seinem verletzten Spieler auf die Knie warf. »Großer Gott – er hatte dich! Du brauchtest dich nicht so auf ihn zu werfen!«

Jeff starrte den Mann an. »Ich habe nichts getan«, rechtfertigte er sich. »Ich versuchte nur von ihm wegzukommen.«

Jenkins bedachte ihn mit einem finsternen Blick, dann beugte er sich über den Jungen, der noch immer reglos am Boden lag. »Was ist, Ramirez, fehlt dir was?«

Der Junge sagte nichts, und dann waren die Träger mit der Bahre zur Stelle. Zwei Jungen von Silverdale wollten den gefallenen Spieler aufheben, aber Jenkins ließ es nicht zu. »Nicht anfassen!« sagte er. »Ich will einen Arzt. Ich will wissen, was ihm fehlt, bevor er bewegt wird.«

»Wir haben hier einen Arzt, und ein Krankenwagen ist unterwegs«, sagte Phil Collins und kauerte neben Jenkins nieder. »Ist was gebrochen?«

»Wie zum Teufel soll ich das wissen?« versetzte Jenkins und fixierte den Silverdale-Trainer mit zornigem Blick. »Diesmal reiche ich eine Beschwerde ein, Collins. Und ich

verlange, daß dieser Spieler für den Rest der Saison auf die Bank kommt.«

»Nun beruhige dich schon, Bob«, entgegnete Collins. Seine Finger strichen leicht über die Beine des verletzten Jungen, tasteten sie nach einem Bruch ab, aber er fand keinen. »Dein Junge wird schon wieder. So was kommt vor ...«

Jenkins schien im Begriff, etwas zu erwidern, doch ehe er sprechen konnte, kam ein leises Stöhnen von den Lippen des Jungen im Gras, und der Streit war einstweilen vergessen.

»Ist der Junge verletzt?« fragte Charlotte LaConner. Sie stand von ihrem Tribünenplatz auf und beschirmte die Augen gegen die Nachmittagssonne, um zu sehen, was auf dem Spielfeld geschah. In der Reihe vor ihr wandte Elaine Harris den Kopf und lächelte aufmunternd.

»Das wird nicht so schlimm sein«, sagte sie. »Er ist einfach unter den Haufen geraten, und Jeff hat ihm die Puste aus dem Leib gedrückt.«

Charlotte öffnete den Mund zu einer weniger unbekümmerten Antwort, besann sich aber eines Besseren. Die Sache war einfach die, daß sie Football verabscheute. In Silverdale aber grenzte solch eine Einstellung an Landesverrat, und sie hatte längst gelernt, sich anzupassen, die Spiele zu besuchen und die eigene Mannschaft anzufeuern. Nicht, daß sie dessen bedurft hätte, denn die Mannschaft der Oberschule Silverdale zählte zu den besten des Staates. Letztes Jahr hatte sie sogar das Endspiel erreicht und war der Spitzenmannschaft aus Denver mit nur einem Punkt Rückstand unterlegen.

Aber warum mußte das Spiel so roh sein, so brutal? Das konnte sie nicht verstehen. Es erschien ihr so sinnlos. In ihren Augen bestand es aus zwei gegeneinanderbrandenden Menschenwogen, die sich alle paar Minuten in wüsten Haufen am Boden wälzten, über und über verdreckt, und das in einer Serie von Spielen mehr als eineinhalb Stunden lang. Jeff hingegen liebte das Spiel, und seit er letztes Jahr Spielführer

geworden war, hatte ihr Mann sich geradezu in einen Fanatiker verwandelt. Sogar sie mußte zugeben, daß es in Silverdale sonst nicht viel Abwechslung gab, und so war es leicht zu verstehen, daß die ganze Stadt zu den Spielen ging, zumal die eigene Mannschaft fast immer gewann. Charlotte fragte sich bisweilen, ob die Stadt so footballbegeistert war, weil die Silverdale-Wölfe so gut waren, oder ob die Mannschaft so gut war, weil die Stadt sich so für den Sport begeisterte. Aber es war ein gewalttätiges, gefährliches Spiel, und die Art und Weise, wie die Körper manchmal zusammenprallten, machte sie schauern. Nun fuhr ein Krankenwagen aufs Spielfeld, und sie reckte den Hals, um den Jungen zu sehen, der noch immer wie leblos im Gras lag.

Dem armen Kerl war nicht bloß die Luft weggeblieben – dafür hätten sie keinen Krankenwagen gerufen. Als Jeff auf ihn gefallen war, mußte er ernstlich verletzt worden sein. Instinktiv drückte sie ihrem Mann die Hand, und Chuck LaConner, der sich denken konnte, was sie beschäftigte, erwiderte den Druck. »Es war niemandes Schuld«, versicherte er ihr. »Das sind einfach die Wechselfälle des Spiels, und man muß sich daran gewöhnen.«

Aber Charlotte schüttelte den Kopf. »Ich werde mich nie daran gewöhnen«, sagte sie. »Können wir jetzt nicht gehen?«

Chuck starrte sie an, als ob sie plötzlich chinesisch gesprochen hätte. »Gehen? Schatz, es ist das erste Spiel des Jahres, und dein Sohn ist der Star. Wie kannst du da gehen wollen?«

»Aber es ist zu Ende, nicht wahr?«

»Noch eineinhalb Minuten zu spielen«, sagte er mit einem freundlichen Grinsen. »Spielunterbrechungen zählen nicht. Sie haben die Uhr angehalten, sieh selbst.«

Charlotte blickte zur Uhr hinauf, dann über das Spielfeld hin, wo der verletzte Junge gerade auf einer Bahre in den Krankenwagen geschoben wurde. Als er vom Spielfeld rollte,

brachte die Zuschauermenge ein Hoch auf den gefallenem Spieler aus. Dann nahmen die beiden Mannschaften wieder ihre Plätze ein, als ob nichts geschehen wäre.

In der letzten Spielminute warf Jeff LaConner den Ball in einem vierzig Meter weiten Querpaß einem Mitspieler zu und ermöglichte damit ein weiteres Tor. Als der Abpfiff kam, wurde er auf den Schultern seiner Mannschaftskameraden vom Feld getragen, während die Anhänger der Silverdale-Wölfe in einer jubelnden Woge von den Tribünen herabströmten, ihre Helden zu beglückwünschen.

Jeffs Mutter blieb auf ihrem Tribünenplatz sitzen. Was, fragte sie sich, zählte mehr? Die Tatsache, daß Silverdale gewonnen hatte? Oder die Tatsache, daß einer der Jungen aus Fairfield jetzt im Krankenhaus lag?

Elaine Harris lieferte ihr gleich darauf die Antwort »Was, Sie sitzen noch immer da?« fragte sie und lächelte breit zu Charlotte herauf. »Es ist Jeffs großer Augenblick. Gehen Sie hinunter und beglückwünschen Sie ihn!«

Fortgezogen von Chuck, der sich strahlend vor Glück einen Weg durch die Menge bahnte, ging Charlotte hinunter zum Spielfeld, um ihrem Sohn zu sagen, wie stolz sie auf ihn wäre.

In Wahrheit aber fühlte sie sich außerstande, Stolz zu empfinden.

»Wie machst du es nur?« fragte Elaine Harris eine Stunde später ihre alte Freundin Sharon Tanner. Die beiden Frauen waren allein in der Küche der Tanners und durchsuchten einen Karton mit der deutlichen Aufschrift ALLTAGSPORZELLAN in der vergeblichen Hoffnung, Kaffeetassen zu finden: Es waren Handtücher darin. Ihre Ehemänner waren im Wohnzimmer und sprachen bereits über geschäftliche Dinge, und Mark hatte Linda Harris in den Garten geführt, um ihr den Kaninchenstall zu zeigen. Kelly hatte sich ihnen angeschlossen. Robb Harris war noch nicht erschienen, da er mit

dem Rest der Mannschaft unter Verletzung ihrer Trainingsdiät bei Frikadellen und Cola den Sieg feierte. »Du siehst nicht einen Tag älter aus als vor drei Jahren«, fuhr sie fort und beäugte Sharons schlanke Gestalt mit unverhülltem Neid. »Und dein Haar hat immer noch seine natürliche Farbe, nicht?«

Sharon lachte. »So natürlich wie immer. Niemand hat von Natur kastanienbraunes Haar, weißt du. Und du hast dich auch nicht verändert.«

Elaine lachte gutmütig und klopfte sich auf die Hüften »Wenn du zwanzig zusätzliche Pfunde ›nicht verändert‹ nennst, danke ich dir für das Kompliment. Aber wenn es Jerry nichts ausmacht, macht es mir auch nichts aus; also esse ich, was mir schmeckt, und zum Teufel damit.« Dann wurde ihre Miene ernst. »Mark hat sich auch nicht verändert, nicht?« sagte sie. Es klang beinahe, als wollte sie vorfühlen.

Sharon zögerte nur eine Sekunde, dann schüttelte sie den Kopf, aber ihr Blick ging zum Fenster hinaus. Bei der Garage stand Mark neben Linda Harris. Sogar Linda, die kein großes Mädchen war, hatte ihn im Wachstum überholt und war gute zwei Zentimeter größer als er. »Aber wir hoffen, daß er noch einen Wachstumsschub erleben wird«, sagte sie mit erzwungener Munterkeit. »Und du kannst dir denken, daß er das gleiche hofft. Wie geht es Robb?«

Elaine lachte. »Du wirst ihn nicht wiedererkennen. Einsfüfundachtzig, die Schultern neunzig Zentimeter breit.«

Sharon seufzte. »Nun, das wird wieder etwas sein, woran Mark sich gewöhnen muß. Ich habe den Eindruck, daß er glaubt, Robb sei derselbe, der er vor drei Jahren war.«

»Nichts bleibt unverändert«, bemerkte Elaine, machte dann eine ausholende Armbewegung. »Was hältst du nun von alledem? Nicht wie San Marcos, hm?«

»Überhaupt nicht«, pflichtete Sharon ihr bei. »Aber ich glaube, es gefällt mir.«

»Es wird dir mehr als gefallen«, versicherte ihr Elaine

»Binnen eines Monats wirst du begeistert sein und nicht verstehen, wie du es jemals anderswo aushalten konntest. Reine Luft, ein kleiner Ort, nette Leute, Skilaufen, Wandern, das Filmfestival in Telluride – manchmal ist mir, als wäre ich gestorben und in den Himmel gekommen.«

»Und wenn dein Mann versetzt wird?« fragte Sharon mit einem leisen Unterton von Ironie.

Aber Elaine zuckte nur mit der Schulter. »Damit werde ich mich befassen, wenn es geschieht, und von hier kann es nur aufwärts gehen. Und da wir gerade davon sprechen, wie es aufwärtsgeht, schau, wer da kommt!«

Sharon blickte zum Fenster hinaus und erkannte den Jungen kaum wieder, der vor drei Jahren aus San Marcos verzogen war. Der dünne und drahtige Robb Harris, der nur wenig größer als Mark gewesen war, und Zeit seines Lebens unter Asthma gelitten hatte, war jetzt ein athletisch gebauter junger Mann, dessen Züge bereits zu männlicher Stattlichkeit gereift waren. Seine weit auseinanderstehenden blauen Augen schienen im Heranwachsen lebhafter und aufgeweckter geworden zu sein, und sein kurzgeschnittenes blondes Haar wirkte im Kontrast zu seiner gesunden Bräune noch heller. Als er sie durch das offene Fenster sah, lachte er und zeigte vollkommen gleichmäßige weiße Zähne.

»Hallo, Mrs. Tanner«, rief er. »Willkommen in Silverdale. Wo ist Mark?«

»Draußen im Garten«, antwortete Sharon mit leerem Blick. Die Veränderung in Robb war so überraschend, daß sie kaum wußte, wie sie darauf reagieren sollte. Als er durch die Zufahrt zur Garage weiterging, wandte sie sich Elaine zu. »Mein Gott, hat der Junge sich herausgemacht! Er ist prachtvoll. Aber was ist mit seinem Asthma? Schon als kleines Kind ...«

»Es war der Smog«, sagte Elaine. »Sobald wir ihn hierher in die reine Gebirgsluft brachten, verschwanden die Symptome! Ich hatte es immer schon vermutet, aber dieser Quacksalber in

San Jose bestand darauf, daß es psychosomatisch sei. So oder so, es ist ganz verschwunden.«

Sharon schüttelte den Kopf, und als sie wieder sprach, klang ihre Stimme beinahe sehnsuchtsvoll: »Ich wünschte, es könnte für Mark genauso einfach sein«, sagte sie. Unglücklicherweise aber waren die Nachwirkungen von rheumatischem Fieber weder auf Smog noch auf psychosomatische Störungen zurückzuführen.

Elaine, die die Empfindungen ihrer Freundin nur zu gut verstand, sagte nichts.

Es gab Situationen, in denen Stillschweigen besser als jede Art von Mitgefühl war.

3

ANDREW MACCALLUM, BEINAHE SEIT SEINER GEBURT vor zweiunddreißig Jahren als Mac bekannt, brütete mit düsterer Miene über den Röntgenaufnahmen auf seinem Schreibtisch. Als Rick Ramirez vor bald drei Stunden ins Bezirkskrankenhaus gebracht worden war, hatte Mac nicht den Eindruck gehabt, daß der Junge allzu schlecht aussah. Zunächst hatte er auf eine einfache Ohnmacht geschlossen.

Jetzt wußte er es besser.

Zwei Halswirbel waren gebrochen, eine seiner Nieren gerissen und drei Rippen gebrochen. Zwei der Rippen hatten den linken Lungenflügel durchbohrt, der kollabiert war, und in den wenigen Stunden, die seit seiner Einlieferung vergangen waren, hatte sein Zustand sich so verschlechtert, daß er nun künstlich beatmet in der Intensivstation lag.

Die Aufgabe, der Mutter des Jungen zu erklären, was geschehen war, war natürlich MacCallum zugefallen. Er verließ sein Büro und ging durch den Korridor zum Warteraum, dann beschloß er, noch einen Blick in die Intensivstation zu werfen. Vielleicht, mit viel Glück, ließ sich eine leichte Besserung feststellen, die den Schock der Nachricht lindern würde, die er – er warf einen kurzen Blick auf die Eintragung in der Spalte *Nächste Angehörige* des Krankenblattes – Maria Ramirez zu überbringen hatte.

Susan Aldrich, deren Schicht gerade zu Ende gegangen war, als der Krankenwagen mit dem auf eine Bahre geschnallten Rick Ramirez eingetroffen war, saß am Bett des Jungen. Als Mac sie fragend ansah, schüttelte sie nur den Kopf.

Mac nahm den schlaffen linken Arm des Bewußtlosen und überprüfte den Puls, dann besah er die Werte auf den Monitoren über Ricks Bett. Nichts hatte sich verändert: Puls noch immer unregelmäßig, Blutdruck abgesunken. Nur die künstlich unterstützte Atmung schien normal. Aber Mac wußte

nur zu gut, daß sie ohne das Beatmungsgerät bald aufhören würde.

»Überhaupt nichts?« fragt er, obwohl er die Antwort bereits wußte.

Susan schüttelte wieder den Kopf. »Es ist so seltsam«, sagte sie mit bebender Stimme. Ihr Blick ging zu Ricks Gesicht und ruhte auf seinen stillen Zügen, die eher an friedlichen Schlaf als an ein Ringen mit dem Tod denken ließen. »Ständig habe ich das Gefühl, er werde gleich aufwachen und etwas sagen, und alles werde in Ordnung sein. Aber der Schein trügt, nicht wahr?«

Mac nickte. »Ich muß mit seiner Mutter reden.«

Leise schloß er die Tür hinter sich und ging durch den Korridor zum Warteraum, wo Maria Ramirez mit bleichem Gesicht und unsicheren Bewegungen aufstand, als er eintrat. Sie kam Mac unglaublich jung vor – jung und verletzlich.

»Ricardo«, flüsterte sie. »Bitte – wie geht es ihm?«

Mac forderte sie mit einer Geste auf, wieder Platz zu nehmen, und richtete den Blick auf den Mann, der neben ihr saß. »Und Sie sind ...?« fragte er.

»Bob Jenkins«, antwortete der Mann. »Ich bin der Trainer der Fairfield-Mannschaft.«

»Ich verstehe«, sagte Mac. »Kann ich einen Augenblick allein mit Mrs. Ramirez sprechen?«

Aber die Frau schüttelte den Kopf. »Lassen Sie ihn da«, sagte sie mit so leiser Stimme, daß Mac sie kaum hören konnte. »Er ist ein guter Freund von Ricardo – von uns beiden ...« Obwohl sie nicht mehr sagte, konnte Mac die Situation vollkommen einschätzen, als sie den Trainer ansah, der seine Hand beschützend auf die ihre legte.

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen gute Nachricht geben«, fing er an, und in seiner Brust zog sich etwas zusammen, als er sah, wie Maria Ramirez' Augen sich mit Tränen füllten.

»Ricardo«, flüsterte sie kaum hörbar. »Er ist ...«

»Er ist am Leben«, sagte Mac. »Aber er liegt im Koma und hat ernste innere Verletzungen.« So behutsam er es vermochte, schilderte er das Ausmaß der Verletzungen, die Rick Ramirez davongetragen hatte, doch ehe er damit fertig war, hatte Maria das Gesicht in den Händen vergraben und leise zu schluchzen begonnen.

Als er geendet hatte, stellte Bob Jenkins die entscheidende Frage, und die Festigkeit seines Blickes sagte Mac, daß er keine hinhaltende Antwort wünschte.

»Gegenwärtig würde ich sagen müssen, daß sie weniger als fünfzig Prozent betragen«, antwortete er. Ein leiser Schreckenslaut entwich Maria Ramirez' Lippen, und Mac schluckte den Klumpen, der ihm selbst in der Kehle steckte. »Aber das bedeutet nicht, daß die Situation sich schon bis morgen radikal verändern könnte«, fügte er hinzu. »Ich fürchte jedoch, daß seine Aussichten, wieder auf eigenen Beinen zu gehen, selbst im Falle seines Überlebens sehr gering sein werden. Die Brüche seiner Halswirbel haben das Zentralnervensystem geschädigt.«

Jenkins Blick umdüsterte sich. »Wie sieht es mit einem chirurgischen Eingriff aus?« fragte er. »Ich denke ...«

Mac schüttelte den Kopf. »Augenblicklich kommt ein chirurgischer Eingriff nicht in Frage. Ricks Körper könnte den Schock nicht überstehen. Vielleicht später ...«

»Nein!« rief Maria Ramirez aus. Sie ließ die Hände vom Gesicht fallen, und der flehentliche Blick ihrer weitgeöffneten Augen richtete sich auf MacCallum. »Er kann nicht verkrüppelt bleiben«, rief sie in Verzweiflung. »Nicht mein Ricardo. Er ist alles, was ich habe ... Er ...« Aber die Stimme versagte ihr, und sie sank gegen Jenkins, der stützend den Arm um sie legte.

MacCallum sah die beiden schweigend an, dann gab er Jenkins zu verstehen, daß er allein mit ihm sprechen wolle. Als er sicher war, daß der andere ihn verstanden hatte, verab-

schiedete er sich von Maria Ramirez und ging zurück in sein Büro.

Fünf Minuten später kam Bob Jenkins herein und schloß die Tür hinter sich. »Sie wird sich wieder fangen«, sagte er auf MacCallums unausgesprochene Frage. »Maria Ramirez ist eine tapfere Frau. Sie hat Rick allein aufgezogen, und er kam zur Welt, als sie erst vierzehn war. Sie sagte niemandem, wer sein Vater war, und ihre eigenen Eltern warfen sie hinaus, als sie ihre Schwangerschaft entdeckten. Aber sie hat sich nie beklagt. Sie arbeitet als Kellnerin, und in den letzten paar Jahren, seit Rick alt genug war, unbeaufsichtigt zu sein, besuchte sie die Abendschule. Sie ist fest entschlossen, Rick aufs College zu schicken, doch um das zu finanzieren, muß sie besser bezahlte Arbeit finden.«

»Großer Gott«, murmelte MacCallum. Er lud Jenkins mit einer Handbewegung ein, sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch zu setzen. »Der Junge wird pflegebedürftig bleiben. Wenn er überlebt, und wenn die Wirbelverletzungen zufriedenstellend behandelt werden können, wird er eine Menge Physiotherapie benötigen. Aber bevor alles das beginnen kann, wird er lange im Krankenhaus bleiben. Vielleicht als Dauerpatient«, fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu. »Es besteht durchaus die Gefahr, daß er nicht aus dem Koma erwacht. Und wenn er es tut...« Er breitete in einem beredsamen Ausdruck unbeantwortbarer Fragen die Hände aus.

»All das kostet viel Geld«, bemerkte Jenkins, und Mac nickte sofort. »Nun, Maria hat keins«, fuhr der Trainer fort.

»Krankenversicherung?« fragte Mac.

Jenkins hob die Schultern. »Vielleicht ein wenig, aber es wird mit Sicherheit nicht genügen. Und die Schule hat auch eine Unfallversicherung.« Er verzog die Lippen in einem ironischen Lächeln. »Ich werde in einer interessanten Lage sein«, sagte er. »Seit zwei Jahren habe ich versucht, Maria zur Heirat zu überreden, aber sie sagte immer, sie wolle nicht

heiraten, bevor Rick das College besucht habe. Sie sagte, es wäre mir gegenüber nicht fair. Hätte sie mich nur geheiratet, dann wären sie und Rick beide durch meine Versicherung abgedeckt. Wie die Dinge liegen, werde ich ihr jetzt raten müssen, die Schulbehörde, für die ich arbeite, über die obligatorische Unfallhaftung hinaus auf Übernahme der Behandlungskosten zu verklagen.«

MacCallum schürzte nachdenklich die Lippen. »Wie wäre es mit einer Schadenersatzklage gegen die Schule hier in Silverdale«, schlug er vor. »Schließlich geschah es hier, und die Verletzungen wurden ihm durch einen Spieler der hiesigen Schulmannschaft zugefügt, nicht wahr?«

Jenkins nickte nach kurzem Zögern. »Daran dachte ich bereits«, sagte er. »Offen gesagt, erwähnte ich es Ihretwegen nicht. Ich meine ...«

Er zögerte unbehaglich, und MacCallum verstand plötzlich, was den Mann beschäftigte: Offensichtlich hatte Jenkins angenommen, daß er automatisch die gleiche Abwehrhaltung einnehmen würde, die Phil Collins auf dem Spielfeld gezeigt hatte.

Andrew MacCallum war jedoch längst zu der Schlußfolgerung gelangt, daß das Silverdale der Vergangenheit, das Silverdale, wo er sich kurz nach seiner Approbation niedergelassen hatte, nicht mehr existierte. Tarrentech hatte es bis zur Unkenntlichkeit verändert, und MacCallum fühlte sich der Stadt nicht mehr durch besondere Loyalität verbunden. Die Veränderungen, die im Dorf stattgefunden hatten, erfüllten ihn mit tiefem Kummer, und sein Zorn auf die Gesellschaft, die sie hervorgebracht hatte, ging noch tiefer.

»Ich arbeite nicht für die Stadt Silverdale«, sagte er »Ich arbeite für den Bezirk, und außerdem gilt mein einziges Interesse jetzt Rick Ramirez. Er wird viel Hilfe benötigen, und ich bin entschlossen, sie ihm zu verschaffen.« Er stand auf und streckte dem Trainer die Hand hin. »Ich habe veranlaßt, daß ein

zusätzliches Bett in Ricks Zimmer gebracht wird, weil ich annehme, daß Mrs. Ramirez bei ihm wird bleiben wollen, wenigstens einstweilen.«

Jenkins stand auf und ergriff MacCallums Hand. »Ich danke Ihnen«, sagte er. »Maria und ich wissen zu schätzen, was Sie getan haben.«

Aber MacCallum winkte ab. »Bisher habe ich nicht viel getan, und ich bin mir keineswegs sicher, ob ich für den Jungen viel werde tun können. Aber ich werde tun, was in meiner Macht steht, und ich werde alle Möglichkeiten ausschöpfen, die sich uns bieten. Es wird ein langwieriges und schweres Stück Arbeit.«

Als Jenkins gegangen war, ging MacCallum noch einmal in die Intensivstation, wo Rick Ramirez bewußtlos im Bett lag.

In der halben Stunde seiner Abwesenheit hatte sich nichts geändert.

MacCallum wußte nicht, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen war.

Phil Collins lag ausgestreckt in dem Liegesessel, der das beherrschende Möbelstück seines Wohnzimmers war. Seine Finger drückten müßig die Knöpfe der Fernseh-Fernbedienung, als plötzlich ein tiefes Grollen aus der Kehle des großen deutschen Schäferhundes kam, der neben dem Sessel am Boden lag. Einen Sekundenbruchteil später stand der Hund auf und sträubte das Nackenhaar, und Collins grunzte mißgelaunt. »Sei still!« befahl er, als die Türglocke läutete. »Wir wohnen nicht mehr in Chicago.« Er warf die Fernbedienung auf den Tisch und erhob sich. Den noch immer leise knurrenden Schäferhund einen halben Schritt vor sich, stampfte er zur Tür und öffnete sie. Draußen stand Bob Jenkins, das Gesicht vom trüben Licht der Verandabeleuchtung nur zur Hälfte erhellt. Collins hob die Brauen, öffnete die Tür aber weiter. »Platz, Sparks«, befahl er, und der ehemalige Polizeihund setzte sich

gehorsam auf die Keulen. »Komm nur rein«, sagte er. »Ich dachte mir schon, daß du kommen würdest. Wie geht es deinem Jungen?«

Jenkins' Augen glitzerten zornig, als er eintrat, aber er blieb sofort stehen, als der Hund seine Bestimmung spürte und warnend knurrte.

»Keine Bange«, sagte Collins. »Sparks redet nur und tut nichts. Glaube ich jedenfalls«, fügte er mit einem schiefen Grinsen hinzu. »Bisher hatte nämlich noch niemand den Schneid, ihn herauszufordern.« Das Grinsen verging. »Ist dein Junge in Ordnung?«

»Mein ›Junge‹ heißt Ricardo Ramirez«, sagte Jenkins mit gepreßter Stimme. »Nein, er ist nicht in Ordnung. Zwei Halswirbel sind gebrochen, er hat eine Menge innerer Verletzungen und liegt im Koma. Was du sehr leicht hättest in Erfahrung bringen können«, fuhr er bitter fort, »wenn du oder sonst jemand von deiner Schule es der Mühe wert gefunden hätte, im Krankenhaus nachzufragen.«

»He!« protestierte Collins, sperrte die Augen auf. »Wie sollte ich es wissen? Soviel ich wußte, brachte der Krankenwagen ihn nach Fairfield zurück!«

»Stell dich nicht dümmer, als du bist«, entgegnete Jenkins mit erhobener Stimme. Der Hund, der sofort eine Bedrohung seines Herrn heraushörte, knurrte gefährlich. »Und schaff diesen Hund hinaus, Collins«, fügte er in umgänglicherem Ton hinzu. »Was ich dir zu sagen habe, wird dir nicht gefallen, und deinem Aufpasser auch nicht. Und glaube mir, es würde mir das größte Vergnügen machen, dich für jeden Cent zu verklagen, den du jemals wert sein wirst.«

Collins biß die Zähne zusammen, sagte aber nichts. Statt dessen führte er den Hund in die Küche, kam mit zwei Bierdosen zurück und schloß die Küchentür hinter sich. Er bot Jenkins eine an, war jedoch nicht überrascht, als der andere ablehnte. Er riß die Lasche von seiner Bierdose, ließ seinen

massigen Körper wieder in den Liegesessel sinken und zeigte zu einem anderen Sessel. Aber Jenkins blieb auf den Beinen.

»Ich bin herübergekommen, dir zu sagen, daß ich eine Beschwerde gegen deine Mannschaft im allgemeinen und Jeff LaConner im besonderen einreichen werde«, sagte er. »Mir scheint, daß deine Mannschaft mit jedem Jahr roher und brutaler spielt, und jetzt habe ich einen Jungen, der lebensgefährlich verletzt ist.«

Collins hob beschwichtigend die Hand. »Nun halt mal die Luft an«, sagte er. »Ich weiß, daß du aufgeregt bist, und ich finde auch, daß wir darüber reden sollten. Aber ich glaube nicht, daß du anfangen solltest, über Beschwerden oder Schadenersatzklagen zu reden oder was du sonst im Sinn hast. Football ist ein rauhes Spiel ...«

»Das wissen wir«, sagte Jenkins in eisigem Ton. »Und niemand erwartet, daß es nicht dann und wann zu Verletzungen kommen wird. Aber diese war absolut unentschuldbar.«

Collins runzelte die Brauen. »Es war ein Unfall, Bob. Du weißt es.«

»Es war kein Unfall«, widersprach Jenkins. »Ich sah es genau. Dein Junge ging zu Boden und warf sich vorsätzlich auf Rick.«

Collins holte tief Atem, dann stand er auf und ging zum Fernseher, auf dem ein Videogerät stand. »Sehen wir uns die Szene an«, sagte er.

Jenkins sah überrascht auf. »Machst du Witze? Soll das heißen, du nimmst deine Spiele auf?«

»Jedes«, antwortete Collins. »Wie kannst du Fehler korrigieren, wenn du sie nicht mal denjenigen zeigen kannst, die sie begingen?« Er drückte den Abspielknopf, und einen Augenblick später erschien das Spielgeschehen des Nachmittags auf dem Bildschirm. Beide Männer verfolgten schweigend die letzten Spielminuten.

»Da war es!« sagte Jenkins plötzlich. »Spiel es noch mal.

Hast du Zeitlupe?»

Collins ließ das Band ein Stück zurückschnurren, dann wieder vorlaufen, diesmal in Zeitlupe. Sie konnten deutlich sehen, wie Rick Ramirez Jeff LaConner angriff. Jeff beschrieb eine leichte Drehung und fiel dann schwer auf Rick. Und für den Bruchteil einer Sekunde, bevor der Rest der beiden Mannschaften sich in einem Haufen darüberwarf, sahen beide, wie Ricks Kopf in einen unnatürlichen Winkel gedreht war. Sie beobachteten die Szene noch einmal, und dann ein weiteres Mal.

»Nun?» fragte Collins schließlich.

Jenkins nagte nachdenklich an der Unterlippe, aber Collins konnte sehen, daß viel von seinem Zorn verfliegen war. »Ich weiß nicht«, sagte er zuletzt, und seine Stimme verriet, wie hart es ihm ankam, dieses Eingeständnis der Ungewißheit zu machen. »Aber ich habe den Eindruck, daß er sich vorsätzlich auf Rick warf.«

»Und ich habe den Eindruck, daß er das Gleichgewicht verlor«, erwiderte Collins und ließ das Band wieder zurückspulen. »Sehen wir uns die Szene noch einmal an.«

Wieder verfolgten beide in stummer Aufmerksamkeit das Geschehen. Als es vorbei war, sagte Collins mit sorgfältig gewählten Worten: »Sieh mal, Bob, ich weiß, was du denkst, und ich weiß, wie dir zumute ist. Aber dort auf dem Spielfeld ist nichts weiter passiert, als daß Rick – wie heißt er noch gleich?»

»Ramirez«, sagte Jenkins mit fast tonloser Stimme, den Blick noch auf dem Bildschirm, wo Ricks Kopf in einer schmerzhaft verdrehten Lage erstarrt war.

»Ramirez«, wiederholte Collins. »Nun, für mich nimmt es sich so aus, daß er bloß seine Pflicht tat, vielleicht ein bißchen zu gut, und unter LaConner landete, als er zu Boden ging. Aber es war niemandes Schuld.«

Jenkins nickte langsam und wandte sich vom Fernseher.

»Vielleicht«, sagte er, »überlege ich mir das mit dem Bier anders.« Er nahm die Dose vom Kaffeetisch, riß die Lasche ab und tat einen langen Zug. »Es war ein schlechter Tag. Rick ... Nun, wenn es nach mir gegangen wäre, würde Rick mein Stiefsohn sein.«

»Ach du lieber Gott«, ächzte Phil Collins. »Das tut mir leid. Ich kann dir nicht sagen, wie sehr es mir leid tut. Wenn ich irgend etwas tun kann ...«

Jenkins hob den Blick zu Collins' Augen. »Es gibt etwas«, sagte er. »Du kannst mir sagen, welche Versicherung deine Schule hat, und ob du in diesem Fall gegen eine Schadenersatzforderung kämpfen wirst. Ricks Mutter hat überhaupt kein Geld und ...«

Aber Phil Collins hatte bereits die Hand erhoben. »Genug gesagt«, versicherte er Jenkins. »Ich glaube, keiner von uns will ein Gerichtsverfahren. Wohlgemerkt, ich bin nicht der Meinung, daß der Junge es gewinnen könnte, aber ich würde ungern dagegen auftreten müssen. Wir alle wollen nur das Beste für den Jungen. Ich werde die Dinge heute abend noch ins Rollen bringen und dich auf dem laufenden halten. Und wenn es etwas gibt, was ich persönlich tun kann, laß es mich einfach wissen. In Ordnung?«

Jenkins zögerte einen Augenblick, dann nickte er, stand auf und streckte seine Hand aus. »Ich glaube, ich bin dir eine Abbitte schuldig.«

Aber Collins wischte das beiseite. »Kommt nicht in Frage«, sagte er. Er ließ sich in den Sessel zurückfallen, zuckte mit den Schultern. »In einer Weise«, sagte er, »muß ich dir zustimmen. Manchmal finde ich, daß das Spiel tatsächlich zu brutal wird. Und jedes Jahr scheinen die Burschen größer und größer zu werden. Aber was können wir dagegen tun? Für viele Jungen in diesem Teil des Landes ist Football die einzige Chance, die sie haben, an ein College zu kommen, und sie können das nur erreichen, wenn sie für eine Gewinnermannschaft spielen. Also

strengen sie sich mehr an. Aber du kannst dich darauf verlassen«, fügte er hinzu, »daß meine Mannschaft diesen Film zu sehen bekommt, und einen Vortrag über das Hinfallen, wenn sie wissen, daß sie getroffen sind. Unfälle wie den heutigen sollte es nicht geben.«

Ein paar Minuten später, als Jenkins gegangen war, nahm Collins den Hörer ab und wählte die Nummer des Schuldirektors. So kurz wie möglich faßte er sein Gespräch mit Jenkins zusammen. Als er fertig war, schnalzte Malcolm Fraser, dessen Besorgnis angesichts der Gefahren des Footballsports in Silverdale wohlbekannt war, kummervoll ins Telefon.

»Ich weiß nicht«, seufzte er. »Vielleicht haben wir zuviel Nachdruck auf das Gewinnen gelegt ...«

»Gewinnen ist der ganze Sinn des Spiels«, unterbrach ihn Collins. »Wenn wir nicht darauf aus sind zu gewinnen, hat es keinen Sinn, überhaupt zu spielen. Also werden wir für diesen Ramos oder wie er heißt einfach unser Möglichstes tun und die ganze Geschichte vergessen.«

»Es sei denn, sie gehen vor Gericht«, erwiderte Fraser.

»Daran können wir sie nicht hindern«, sagte Collins. »Und das wird nicht unser Problem sein, sondern das Problem der Anwälte.«

»Ich verstehe«, sagte Fraser nach längerer Pause. »Und was ist mit Jeff LaConner? Was werden Sie mit ihm anfangen? Er spielt furchtbar hart, nicht wahr?«

Collins schmunzelte. »Das tut er. Und wenn er dabei bleibt, kann ich Ihnen sagen, was ich tun werde. Ich werde ihn am Ende der Saison als hochverdienten Spieler vorschlagen.«

Er schmunzelte noch, als er den Hörer auflegte.

Charlotte LaConner sah ihren Mann ein weiteres Bier aufmachen und Jeff geben, worauf er sich selbst auch noch eine Bierdose genehmigte. Es war die dritte für Jeff, die vierte

für Chuck, und sie konnte nicht länger an sich halten.

»Was, meinst du, würde Phil Collins dazu sagen?« fragte sie und nickte zu der Bierdose, die ihr Sohn in sein Glas schüttete.

Aber Chuck grinste nur. »Komm schon, Schatz«, sagte er »Es ist ein großer Tag für Jeff! Das erste Spiel der Saison, und ein großer Erfolg! Hat Phil den Jungs nicht selbst gesagt, sie sollten ausgehen und sich einen schönen Abend machen?«

Charlotte holte tief Luft, atmete sie dann wieder aus. Es war zwecklos, mit Chuck zu argumentieren, wenn er ein paar Biere getrunken hatte. Der Umstand, daß er so gut wie sie wußte, daß der Trainer nicht an Alkoholgenuß gedacht hatte, als er die strengen Trainingsvorschriften für diesen Abend gelockert hatte, würde keinen Unterschied machen. Dennoch störte es sie.

Das Bild des verletzten Jungen, der bewegungslos im Gras gelegen hatte, war noch lebendig in ihr, und obwohl Chuck nichts davon hatte wissen wollen, war sie nach wie vor der Meinung, daß sie als Jeffs Mutter ins Krankenhaus gehen und sich erkundigen sollte, ob der Junge aus Fairfield wiederhergestellt sei. Statt dessen hatte Chuck mit den Eltern einiger anderer Jungen aus der Mannschaft feiern wollen, und sie hatte schließlich – wie immer – eingelenkt.

Wie immer hatte Charlotte zwischen den feiernden Eltern gesessen und sich inmitten der Gespräche, die sich ausschließlich um die verschiedenen Phasen des Spiels gedreht hatten, schrecklich allein gefühlt. Zuletzt hatte sie ihre Gedanken in ganz andere Bereiche schweifen lassen, und Chuck hatte sie aus ihren Tagträumereien aufrütteln müssen, als die Gruppe endlich auseinandergegangen war.

Dann, als Jeff vor einer Stunde heimgekommen war, hatte es wieder angefangen. Vater und Sohn hatten das Spiel in allen Phasen von neuem Revue passieren lassen.

Und zuletzt waren sie zu dem Augenblick gekommen, als Jeff die gegnerische Abwehrlinie durchbrochen hatte, von dem

anderen Jungen zu Fall gebracht und unter einem Haufen anderer Spieler verschwunden war.

»Hast du es gesehen, Papa?« fragte Jeff, und seine Augen glänzten bei der Erinnerung. »Dachte, er hätte mich, aber ich besorgte es ihm!« sagte er, ein breites Lächeln im Gesicht. »Warf mich einfach herum und auf ihn. Stieß ihm das Knie in die Niere!«

Charlotte fühlte, wie ihr Magen sich zusammenzog, und auf einmal war ihr klar, daß sie es nicht länger aufschieben konnte. Wortlos ging sie hinaus ins Schlafzimmer und schloß die Tür. Sie nahm das Telefonbuch vom Nachttisch, blätterte darin und wählte die Nummer des Bezirkskrankenhauses.

»Hier spricht Charlotte LaConner«, sagte sie. »Ich rufe wegen des Jungen an, der heute nachmittag eingeliefert wurde. Nach dem Footballspiel.«

Am anderen Ende entstand eine momentane Stille, dann sagte die Stimme kühl und unpersönlich: »Und von welcher Art ist Ihre Beziehung zu dem Patienten?«

Charlotte zögerte, dann sagte sie mit gepreßter Stimme: »Es war mein Sohn, der auf den Jungen fiel.«

»Ich verstehe. Vielleicht sollte ich Sie besser mit der Stationsschwester verbinden.«

Eine halbe Minute später, nachdem sie wieder erklärt hatte, wer sie war, lauschte Charlotte beklommen der zusammenfassenden Beschreibung, die die Schwester von Ricardo Ramirez' Verletzungen gab.

»Aber – aber er wird wieder gesund, nicht wahr?« fragte sie endlich, und die Frage kam wie eine Bitte heraus.«

»Das wissen wir nicht, Mrs. LaConner«, antwortete die Schwester.

Langsam legte Charlotte den Hörer auf, zu entnervt, um etwas anderes zu tun als still auf der Bettkante zu sitzen. Minuten vergingen, in denen sie sich bemühte, ihre Gedanken zu sammeln. Dann, als rauhes Gelächter aus dem Wohnzimmer

drang, faßte sie einen Entschluß.

Sie stand auf, nahm die Schultern zurück und verließ das Schlafzimmer. In der Türöffnung zum Wohnzimmer blieb sie stehen und wartete, bis ihr Mann aufmerkte. Zuerst schien er nur verwundert, doch als er ihren Gesichtsausdruck sah, verblaßte sein Lächeln.

»Was ist los?« fragte er. »Du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen.«

»Ich habe eben das Krankenhaus angerufen«, sagte sie und richtete den Blick auf ihren Sohn. »Der Junge, auf den du dich geworfen hast. Er heißt Rick Ramirez.«

Jeff runzelte die Brauen. »Und?«

Charlotte befeuchtete sich die Lippen, »Er ist in Lebensgefahr, Jeff. Zwei Halswirbel sind gebrochen, ein Lungenflügel ist kollabiert.« Gegen ihren Willen kam ein harter Klang in ihre Stimme. »Und mit deinem Kniestoß hast du ihm eine Niere zerrissen.«

Jeffs Augen weiteten sich, und Charlotte sah, wie seine Finger das Bierglas fester umschlossen. »Mein Gott«, flüsterte er. Gleich darauf aber schien hinter seinen Augen ein Vorhang herunterzugehen. »Es war nicht meine Schuld«, sagte er aufbegehrend.

Chuck schoß ihr einen warnenden Blick zu, aber Charlotte ignorierte ihn. »Nicht deine Schuld?« fragte sie, unfähig, den Zorn zurückzuhalten, der heiß in ihr aufstieg. Sie trat auf Jeff zu. »Ich hörte dich sagen, daß du ihm absichtlich das Knie in die Niere stießest.«

»Na, und wenn?« entgegnete Jeff und stand auf. Er war ein großer Kerl, beinahe einsneunzig, und überragte Charlottes zierliche Gestalt. »Er hatte mich gerade angegriffen, nicht? Was hätte ich deiner Meinung nach tun sollen? Einfach dastehen und es hinnehmen?«

Charlotte streckte die Hand aus und griff nach dem Arm ihres Sohnes. »Aber das gehört zum Spiel, nicht wahr? Du

versuchst durchzubrechen, und er versucht dich zu Fall zu bringen. Aber du verletzst ihn nicht absichtlich ...«

Jeffs Backenmuskeln traten knotig hervor; Jähzorn flammte in seinen Augen. »Und du verstehst einen Dreck von Football!« brüllte er. Er stieß die Hand der Mutter beiseite und schleuderte sein noch halbvolles Glas in den Kamin, wo es an den gebrannten Ziegeln zersplitterte. Dann stürmte er hinaus und warf die Tür hinter sich zu.

»Jeff!« rief Charlotte zu spät. Schon war die Haustür ins Schloß gekracht. Einen Augenblick später hörten sie den Wagen anspringen und aufheulend durch die Zufahrt hinausjagen. Zornig flog sie herum, Chuck ins Gesicht zu sehen.

»Jetzt reicht's!« fuhr sie ihn an. »Kein Football mehr! Am Montagfrüh verläßt er die Mannschaft. Ich habe genug.«

Aber ihr Mann sah sie an, als hätte sie den Verstand verloren. »He, langsam, Kindchen«, sagte er, stemmte sich in die Höhe und kam zu ihr. »Vielleicht hätte er dich nicht anschreien und das Glas zerschmeißen sollen, aber du mußt verstehen, wie ihm zumute ist.«

»Ihm?« empörte sich Charlotte. »Was ist mit Rick Ramirez?«

»Jeff wollte ihn nicht verletzen«, erwiderte ihr Mann. »In der Hitze des Gefechts kommt es zu solchen Dingen. Und auf wessen Seite stehst du eigentlich? Du hast den Jungen so gut wie des Mordversuchs an dem anderen beschuldigt. Deinen eigenen Sohn! Und da wunderst du dich, daß er in die Luft geht?«

Charlotte schwieg eine Sekunde, und als sie sich gefaßt hatte, klang ihre Stimme ruhig, wenn auch gepreßt. »Ich erwarte von ihm, daß er sich so benimmt, wie wir ihn aufgezogen haben. Ich erwarte von ihm, daß er sich kameradschaftlich verhält und stets vergegenwärtigt, daß er viel größer und schwerer als die meisten Jungen ist und jemand verletzen könnte. Und wenn er dazu nicht imstande ist, erwarte

ich von ihm, daß er aufhört, Football zu spielen.«

Chuck LaConner blickte schweigend seine Frau an, dann schüttelte er den Kopf. »Du meinst, du willst ihn weiter an den Schürzenzipfel binden und verhindern, daß er erwachsen wird«, sagte er. »Aber das kannst du nicht, Charlotte. Er ist nicht mehr dein kleiner Junge.« Damit nahm er sein leeres Bierglas und ging hinaus.

Charlotte, die nicht recht wußte, was schiefgegangen war, aber das untrügliche Gefühl hatte, daß sie die Situation sehr schlecht gehandhabt hatte, begann die Glasscherben aufzusammeln, die aus dem Kamin über den Boden des Wohnzimmers verstreut waren.

AM MONTAGMORGEN LAG EINE TROCKENE KÄLTE in der Luft, und als Mark Tanner aus der Hintertür in den strahlenden Sonnenschein trat, fiel ihm als erstes der Himmel auf. Er war kobaltblau und von einer Tiefe, wie er sie in San Marcos nie gesehen hatte, wo selbst an den klarsten Tagen immer ein graugelber Dunst über der Welt zu hängen schien. Hier zeichneten sich die Berge im Osten scharf vom Himmel ab, und es lag auch ein anderer Geruch in der Luft – nicht das scharfe Aroma der Bucht, das manchmal frisch und salzig, öfter aber mit dem Fäulnisgeruch der Schlammflächen und angetriebenen Abfälle beladen war, sondern der reine, würzige Duft von Kiefern und Fichten. Auch Chivas schien den Unterschied zu spüren und stieß ein freudiges Bellen aus, als er sich an Mark vorbeidrängte und zum Kaninchenstall bei der Garage hinausrannte.

Doch als er die Kaninchen versorgte, begann Marks Heiterkeit sich zu verflüchtigen, denn er ahnte bereits, daß es mit den anderen Jungen in Silverdale Anpassungsschwierigkeiten geben würde.

Einen ersten Hinweis darauf hatte er schon am Samstagabend erhalten, als er Robb Harris wiedergesehen hatte. Bestrebt, an ihre Freundschaft anzuknüpfen, die vor drei Jahren abgerissen war, hatte er rasch erkennen müssen, daß daraus nichts werden konnte.

Robb hatte sich verändert.

Er überragte Mark jetzt wie ein Turm, und wie es schien, hatte er für viele ihrer früheren gemeinsamen Interessen nichts mehr übrig.

Die Kaninchen, zum Beispiel. Robb hatte einen flüchtigen Blick in den Stall geworfen und Mark dann in einem Ton unverkennbarer Geringschätzung gefragt, warum er noch immer ›mit den blöden Viechern herumfummele‹. Mark war

sehr erstaunt gewesen.

»Du hast doch selbst Meerschweinchen gehabt.«

Robb hatte die Augen gerollt. »Jeder von uns hatte Tiere, als wir Kinder waren. Kaninchen oder Meerschweinchen oder Hamster.« Dann hatte er gegrinst, aber nicht in der gutmütigen, freundlichen Art, die Mark von früher erinnerte. »Warum lassen wir sie nicht einfach laufen?« schlug er vor. »Dann könnten wir sie jagen.«

Trotz einer zornigen Aufwallung hatte Mark nichts gesagt. Von da an aber war ihm der Abend verdorben gewesen. Er heuchelte Interesse am Footballspiel des Nachmittags, an dem Robb teilgenommen hatte, aber es war wenig überzeugend herausgekommen, und schließlich hatte Robb ihn gefragt, in welcher Mannschaft er sein Glück versuchen wolle.

»Ich weiß nicht. Vielleicht gibt es einen Diskussionskreis.«

Robb hatte ihn angesehen, als ob er abartig wäre. »Wir haben keinen Diskussionskreis«, hatte er erwidert. »Und selbst wenn wir einen hätten, würde niemand hingehen.«

Darauf hatte Mark nichts mehr gesagt; und gestern, als seine Mutter angeregt hatte, er solle zu den Harris' hinübergehen und Robb besuchen, hatte er den Kopf geschüttelt und einen Vorwand angegeben. Seine Mutter hatte das mit einem scharfen Blick quittiert und war anscheinend im Begriff gewesen, etwas zu sagen, dann aber anderen Sinnes geworden. So hatte er den Tag mit Chivas verbracht, war einem Pfad hinauf in die Vorberge gefolgt, hatte die Einsamkeit und die majestätische Szenerie genossen, zugleich aber schon angefangen, sich Sorgen zu machen, was heute geschehen würde.

Plötzlich platzte Kelly zur Tür heraus. »Mama sagt, du wirst dich verspäten, wenn du nicht sofort hereinkommst!« Sie pflanzte sich mit gespreizten Beinen vor ihm auf und stemmte die Hände in die Hüften. »Und sie muß mich zur Schule bringen, also mach schnell!«

Mark grinste seine kleine Schwester an. »Und wenn ich es

nicht tue?« neckte er sie.

Kelly kicherte, wie immer, wenn er sie neckte. »Ich weiß nicht«, sagte sie, »aber ich wette, dann wirst du Ärger kriegen!«

»Dann will ich mich lieber beeilen«, sagte er.

Er füllte den Wasserbehälter der Kaninchen auf, und in weniger als einer Minute war er im Haus und setzte sich an den Frühstückstisch. Sein Vater, schon fast fertig mit seinem Frühstück, blickte neugierig vom Teller zu ihm auf.

»Ich habe gestern mit Jerry Harris gesprochen«, sagte Blake.

Mark runzelte die Brauen, schwieg jedoch.

»Er dachte, du könntest dich drüben sehen lassen. Wollte wissen, ob zwischen dir und Robb etwas nicht stimmt.«

Mark zuckte die Achseln, ohne zu antworten.

Sein Vater lehnte sich zurück und verschränkte die Arme auf der Brust, und Mark spürte, wie sich alles in ihm spannte. »Ich weiß, daß dieser Umzug für uns alle eine große Veränderung ist«, begann Blake. »Wir alle werden uns in vielen Dingen umstellen und anpassen müssen. Aber es ist eine große Gelegenheit.« Er zögerte einen Moment, und Mark blickte endlich auf. Sein Vater starrte ihn unverwandt an. »Besonders für dich, Junge.«

Mark rückte auf seinem Stuhl. Was ging vor? Hatte er etwas falsch gemacht?

»Ich möchte, daß du dich hier einfügst«, fuhr sein Vater fort. »Ich weiß, du hattest in der Vergangenheit einige Probleme, hattest ein Schuljahr versäumt, und ich weiß auch, daß du gewisse Anpassungsschwierigkeiten hattest. Aber dies ist eine Chance für dich, neu anzufangen.«

Plötzlich verstand Mark. »Du meinst, ich soll mich im Sport engagieren«, sagte er.

Blake sagte nichts, aber der lange, forschende Blick, den er auf seinem Sohn ruhen ließ, sprach für sich.

»Ich dachte, wir hätten darüber bereits gesprochen ...« fing

Mark an.

Sein Vater schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab. »Das war vorher – und du hattest recht. In San Marcos wärest du wahrscheinlich nicht in die Mannschaft gekommen. Aber dies ist eine viel kleinere Schule, und Jerry sagte mir, es sei für jeden Platz.«

Marks Blick trübte sich. »Aber ...«

Wieder ließ Blake ihn nicht ausreden. »Ich möchte nur, daß du es versuchst. In Ordnung?«

Mark zögerte, dann nickte er widerwillig, da er wußte, daß es keinen Sinn hatte, jetzt mit seinem Vater zu argumentieren. Doch als er ein paar Minuten später das Haus verließ, um zur Schule zu gehen, überlegte er schon, wie er die Entscheidung, die sein Vater so abrupt für ihn getroffen hatte, umgehen könne.

»He! Warte!«

Mark war noch zwei Blocks von der Schule entfernt, als er den Ruf hörte. Er beachtete ihn nicht, bis der Ruf wiederholt wurde, diesmal mit seinem Namen. Er machte halt und sah sich um. Einen halben Block zurück war Linda Harris und beeilte sich, ihn einzuholen. Sie schnaufte, als sie bei ihm anlangte, und Schweiß glänzte auf ihrer Stirn. »Hast du mich nicht gehört?« pustete sie. »Seit zwei Blocks schreie ich hinter dir her.«

»Ich habe dich nicht gehört«, sagte Mark.

»Du meinst, du hast nicht aufgepaßt«, widersprach ihm Linda. Ihre blauen Augen blitzten übermütig. »Ich habe dich beobachtet, wie du mit dem Kopf in den Wolken dahingegangen bist. Wenn dich ein Bus überfahren hätte, dann hättest du es nicht mal gemerkt.«

Mark fühlte sich erröten, aber mehr vor Vergnügen als vor Verlegenheit. Denn auch Linda hatte sich seit ihrem letzten Zusammentreffen verändert. In drei Jahren war sie von einem ungelenkten Mädchen mit Zahnsparren und Zöpfen zu einer

sanftgerundeten Fünfzehnjährigen herangewachsen, deren blondes Haar – etwas dunkler als das ihres Bruders – sanft gewellt über ihre Schultern fiel. »In Silverdale gibt es keine Busse, nicht?« konterte er, um Konversation zu machen. Sie gingen zusammen weiter.

»Doch, einige«, antwortete sie. »Es gibt ein paar Kinder und Jugendliche, die draußen auf Farmen und Ranchen leben, und für die gibt es Schulbusse.« Sie sah ihn neugierig an. »Also, was hat dich so beschäftigt?«

Mark zögerte. Sein erster Impuls war, ihr die Wahrheit zu sagen: daß er angesichts der Entschlossenheit seines Vaters, ihn in die Footballmannschaft zu stecken, nach einem Ausweg gesucht hatte. Aber er war nicht sicher, wie sie darauf reagieren würde. Und zu seinem Erstaunen wurde ihm bewußt, daß er sich Linda Harris nicht entfremden wollte. Also zuckte er lächelnd die Achseln. »Ich weiß nicht, ich glaube, ich sah mich bloß um. Weißt du, um ein Gespür für die Dinge zu bekommen. Ich ... nun, das tue ich oft«, endete er lahm.

Zu seiner Überraschung nickte sie. »Ich weiß. Ich tue das auch. Manchmal halten die Leute mich für komisch, weil ich ganz plötzlich alles ausblende. Aber wenn die Leute reden, heißt es noch lange nicht, daß du auf sie hören mußt, nicht?« Sie sah ihn dabei so ernst an, daß er beinahe laut aufgelacht hätte.

»Du hast recht«, sagte er. »Nicht, daß ich je gründlich darüber nachgedacht hätte, aber so sehe ich es auch. Und die meisten Leute scheinen sowieso nicht viel zu sagen zu haben. Das ist wohl der Grund, daß ich Tiere lieber mag als Menschen.«

Sie bogen um die letzte Ecke, und Mark blieb stehen »Himmel«, flüsterte er. »Ist das die Oberschule?«

Linda schaute ihn verständnislos an. »Was gibt es dagegen einzuwenden?« fragte sie, bereit, ihre Schule zu verteidigen.

»N-nichts«, stammelte Mark. »Es ist nur – na, es ist nicht,

was ich erwartet hatte.«

Ohne sich darüber Gedanken zu machen, hatte Mark als selbstverständlich angenommen, daß die Schule in Silverdale wie alle anderen Schulen in den ungezählten Kleinstädten aussehen würde, durch die sie seit ihrer Abreise aus San Marcos gekommen waren – ein einfacher, mit Brettern verkleideter Holzbau, dessen Farbe abblätterte und das mitten in einer zertrampelten, absterbenden Rasenfläche in einer staubigen Gegend am Stadtrand stand, mit einem Sportplatz aus gestampfter Erde im Hintergrund.

Die Oberschule von Silverdale jedoch hatte nicht ihresgleichen, soweit er es beurteilen konnte. Sie war ein roter, dreistöckiger Ziegelbau mit zweistöckigen Flügeln, die in Form eines W angeordnet waren. Alle Fenster hatten weiße Läden, es gab freundliche Giebeldächer, und den Haupteingang des Mittelbaues zierten sechs ragende Säulen, die einen Balkon mit steinerner Balustrade trugen.

Säulen und Balustraden waren aus weißem Marmor.

Das Gebäude war umgeben von samtigen Rasenflächen, durch die gewundene, mit Ziegeln gepflasterte Fußwege führten, und vor dem Gebäude waren Gartenanlagen, die selbst jetzt, im September, in der Pracht bunter Blumen leuchteten.

In der Mitte der Rasenfläche stand ein Fahnenmast. Als die beiden nähergingen, zogen zwei Jungen langsam die amerikanische Flagge auf, und aus einem Lautsprecher ertönte die Nationalhymne. Linda machte Front zur Flagge und stand stramm, und Mark sah, daß auf den Rasenflächen und den Zugangswegen auch alle anderen Schüler stehengeblieben waren und in strammer Haltung zur Flagge Front machten. Sie stieg langsam in den sonnigen Morgen empor, und als sie die Spitze des Fahnenmastes erreichte, begann sie sich in der Brise zu entfalten, während die letzten Töne der Nationalhymne verklangen. Erst als dies geschehen war, wurden die Schüler wieder lebendig. Mark sah Linda mit verwundertem

Kopfschütteln an. »Das machen hier alle jeden Tag?«

Linda runzelte einen Moment die Stirn, nickte. »Wahrscheinlich kommt es dir irgendwie blöd vor. Robb sagte, es habe ihn richtiggehend verrückt gemacht, als wir hierherkamen. Aber inzwischen haben wir uns daran gewöhnt. Es ist eine Tradition.«

»Und alle tun es?« fragte Mark. »Sie bleiben alle stehen wie die Ölgötzen und sehen die Fahne an?« Er versuchte sich die Jugendlichen der San Marcos-Oberschule vorzustellen – die mit den grün- und orangegefärbten Haaren und Ringen in den Nasen –, wie sie ihre Gespräche unterbrachen und während des Flaggenhissens strammstanden. Es war eine unmögliche Vorstellung; sie hätten es nicht getan. Sie hätten allenfalls ihre Stereoheuler weiter aufgedreht und mit dem weitergemacht, was sie gerade taten.

Aber als er und Linda über die Rasenfläche zum Schulhaus gingen, sah er bald, daß keiner der Jugendlichen hier eine Punkfrisur oder mit Nägeln beschlagene Lederjacke trug. Wohin er auch blickte, er sah nur Jungen in Sporthemden und Baumwolljacken und Mädchen in Pullovern und Röcken oder sorgsam gebügelten Hosen und gestärkten Blusen.

Sie erstiegen die Stufen zu der breiten, terrassenartigen Fläche zwischen den Marmorsäulen und dem Haupteingang der Schule. »Na, gefällt es dir?« fragte Linda eifrig.

Mark grinste. »Was kann einem daran nicht gefallen?«

Linda winkte einer Gruppe Klassenkameraden, die bei einer der Säulen stand, machte aber keine Anstalten, sich zu ihnen zu gesellen. Statt dessen zog sie Mark am Arm mit sich zum Eingang. »Komm, ich werde dir zeigen, wo das Schulbüro ist.«

Hinter den Eingangstüren war eine enorme Halle, deren Höhe alle drei Stockwerke bis zum Dach einnahm. Eine breite Treppe am Ende der Halle führte zum Obergeschoß, wo sie sich teilte und in zwei schmaleren Treppenfluchten, jede an einer Seite der Eingangshalle, zum zweiten Stock hinaufführte.

Die hohe Decke war weiß getüncht, aber rundum mit schönen Stuckornamenten verziert.

Der Boden unter Marks Füßen trug ein kompliziertes geometrisches Muster aus weißem und schwarzem Marmor. Er blieb stehen, um alles anzusehen, aber Linda drängte weiter. »Das Rektoratsbüro ist dort«, sagte sie und führte ihn nach rechts. Eine Minute später traten sie durch eine weiße Paneeltür mit einem halbrunden Fächerfenster darüber, und sahen sich einer lächelnden Sekretärin gegenüber.

»Das ist Mark Tanner, Miss Adams«, sagte Linda. »Er fängt heute an.«

Die Sekretärin nickte. »Dein Vater rief mich letzte Woche an«, sagte sie und wandte sich zu Mark. »Hast du vielleicht deine Schulunterlagen mitgebracht?«

Mark schüttelte den Kopf, doch schien sein Versäumnis die Sekretärin nicht sonderlich zu stören. »Dann mußt du diese Formblätter ausfüllen, und ich werde deine Unterlagen anfordern. Bis du fertig bist, werde ich sie haben«, sagte sie. Sie schob Mark ein paar Formblätter und Karten zu, dann setzte sie sich an ihren Datenanschluß. Ihre Finger flogen über die Tastatur und ein paar Minuten später ratterte die Ausdruckstation los.

»Wir sehen uns mittags«, versprach Linda. Dann war sie fort, und Mark füllte die Formblätter aus, die zu seiner Einschreibung als Schüler der Oberschule Silverdale notwendig waren.

Eine halbe Stunde später überflog Shirley Adams seine ausgefüllten Formulare und gab ihm einige neue. »Diese bringst du der Schulkrankenschwester – zwei Türen weiter, zur Linken –, und wenn du dort fertig bist, kommst du hierher zurück. Bis dahin wird alles für dich fertig sein.«

»Wie ist es mit einem Kurs in Fotografie?« fragte Mark schüchtern. »In San Marcos war ich schon im zweiten Jahr.«

Shirley Adams' Lächeln wurde breiter. »Dann wirst du hier

auch dabei sein.«

»Sie haben hier eine Dunkelkammer?«

Miss Adams sah ihn mit großen Augen an. »Dies ist Silverdale«, sagte sie. »Hier haben wir alles.«

Mark stand mit einer zu großen Turnhose als einziger Bekleidung auf der Waage, als Robb Harris ins Krankenzimmer kam. Er warf einen Blick auf die Anzeigeskala, dann zog er die Mundwinkel herunter.

»Knapp fünfzig Kilo?« sagte er. »Du bist ja noch mickriger, als ich vor drei Jahren war.« Bevor Mark etwas erwidern konnte, wandte Robb sich an die Krankenschwester. »Der Trainer möchte, daß ich heute vormittag zur Klinik gehe. Können Sie einen Passierschein ausschreiben?«

»In einer Minute«, antwortete die Schwester, ohne von der Karteikarte aufzublicken, in die sie Marks Größe, Blutdruck, Lungenkapazität, Reflexe und viele andere, seine Gesundheit betreffende Einzelwerte eingetragen hatte.

»Am besten schreiben Sie für Mark auch einen aus«, fuhr Robb fort, ließ sich auf einen Stuhl fallen und streckte die langen Beine von sich. »Ich wette, Dr. Ames könnte ihn in Null Komma nichts aufmöbeln.«

»Dr. Ames?« fragte Mark. »Wer ist das?«

»Die Sportmedizinische Klinik. Hat dein Vater dir nicht davon erzählt?«

Mark schüttelte den Kopf, aber schon zog sich in seinem Magen ein Knoten banger Beunruhigung zusammen.

»Es liegt ein paar Kilometer außerhalb. Den Sommer über ist es ein Sportzentrum, und aus ganz Colorado kommen dort Leute zusammen. Aber den Rest des Jahres steht es uns zur Verfügung.«

Mark sah ihn verständnislos an. »Und was macht ihr dort?«

»Wir trainieren«, antwortete Robb. Der geringschätzigste Ausdruck, der Mark am Samstagabend so verdrossen hatte, kam wieder in seine Augen. »Dr. Ames weiß praktisch alles

über Sportmedizin, was es zu wissen gibt, und er hat dort draußen alle Arten von Spezialgeräten und Apparaten. Es ist fantastisch.«

»Und der Umstand«, setzte die Krankenschwester mit einem wissenden Blick hinzu, »daß die Jungen einen Vormittag vom Unterricht befreit werden, wenn der Trainer sie dorthin schickt, macht die Sache natürlich noch attraktiver.«

»Vom Unterricht befreit?« echote Mark. »Nur daß ihr hingehen und für Football trainieren könnt?«

»Und Basketball und Baseball«, sagte Robb.

Mark runzelte die Stirn. »Und was fehlt dir, daß du heute hingehen mußt?«

Robb zuckte die Achseln. »Nichts. Es ist bloß eine Routineuntersuchung. Wir alle, die in der Footballmannschaft sind, kriegen jede Woche eine.«

»Jede Woche! Wozu?«

Robb verdrehte ungeduldig die Augen. »Weil du beim Footballspiel verletzt werden kannst, Dummchen. Mein Gott, sieh dir an, was am Samstag mit diesem Jungen aus Fairfield passiert ist. Man merkte ihm kaum was an, aber er ist innerlich ganz zerrissen.«

Die Schwester legte die Klemmtafel mit der Karteikarte aus der Hand, schrieb etwas auf das oberste Blatt eines kleinen Blocks, riß es ab und reichte es Robb, der aufstand und sich träge reckte, um dann auf Mark herabzugrinsen.

»Willst nicht mitkommen?« fragte er. »Ist jedenfalls besser, als in der Mathestunde zu sitzen.«

Mark schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich werde ohne wöchentliche Untersuchungen auskommen müssen, weil ich nicht in die Footballmannschaft gehe.«

Robb sah ihn scharf an. »So? Das habe ich aber anders gehört.«

Und dann war er draußen. Mark starrte die geschlossene Tür an, wo eben noch Robb gestanden hatte. Seine letzten Worte

widerhallten in Marks Bewußtsein.

Der Druck in seinem Magen verstärkte sich.

Robb Harris radelte gemächlich aus der Stadt, genoß die Sonnenwärme auf dem Rücken und hatte es nicht eilig, sein Ziel zu erreichen. Das gehörte zu den größten Vorteilen der Mitgliedschaft in der Footballmannschaft. Man brauchte sich nie anzustrengen, um etwas zu erreichen, außer im Training und beim Spiel, und mindestens einmal in der Woche konnte man auf einen halben Tag Freistellung vom Unterricht zählen. Natürlich durfte man seine Noten nicht allzu weit abrutschen lassen; in dem Punkt war Phil Collins eisern. Sank die Durchschnittsnote unter ausreichend, flog man aus der Mannschaft. Andererseits waren die Lehrer immer bereit, einem ein bißchen zusätzliche Hilfestellung zu geben, wenn man in der Footballmannschaft war, also brauchte man sich wirklich nicht zu überanstrengen. Und am Ende hatten die besten Footballspieler von Silverdale immer die freie Auswahl, welches College sie besuchen wollten.

Und mochten ihre sonstigen Leistungen auch mäßig sein, als gute Footballspieler konnten sie immer mit einem Stipendium rechnen.

Tief atmete er beim Treten der Pedale die frische Gebirgsluft ein und genoß das Einströmen des Sauerstoffs in seine Lungen.

Nicht wie früher in San Marcos, wo er aufgewachsen war. Seit seinem siebenten Jahr war beinahe jeder Atemzug qualvoll für ihn gewesen. Er konnte sich noch an die Panik erinnern, die bei jedem Asthmaanfall über ihn gekommen war, die hilflose Furcht, die schreckliche Beengung, wenn er nach Luft gerungen hatte. So war es in den ersten paar Monaten auch hier gewesen. Aber dann hatte er angefangen, zu Dr. Ames zu gehen, der ihn behandelt und ihm ein Übungsprogramm verschrieben hatte.

Die ersten sechs Wochen war es ihm durchaus verhaßt gewesen, dann aber hatten die Asthmaanfälle und die schreckliche Angst vor dem Erstickten nachgelassen, und sein Allgemeinbefinden war allmählich besser geworden. Ein paar Monate später, als er zugenommen hatte und aus seinen Sachen herausgewachsen war, hatte er eingesehen, daß es sich gelohnt hatte.

Dann hatte sein Vater ihn im vorletzten Sommer ins Trainingslager der Footballmannschaft geschickt, obwohl er das Spiel bis dahin nur vom Zusehen gekannt hatte. Zuerst war er sich ungeschickt und dumm vorgekommen, doch im Laufe des Sommers hatte er angefangen, Geschmack an der Sache zu finden. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er sich wie ein normaler Junge unter seinen Kameraden gefühlt.

Vielleicht, dachte er, würde es Mark genauso ergehen. Bloß schien es Mark mehr oder weniger gleich zu sein, ob er sich in die Gemeinschaft einfügte oder ein Außenseiter blieb. Robb lachte in sich hinein, als ihm einfiel, wie Mark ihm letztes Mal seine Kaninchen vorgeführt hatte.

Gott, das war Kinderkram. Und wenn die anderen Jungen davon hörten, sollte Mark lieber achtgeben.

Er bog von der schmalen Straße ab, die talaufwärts führte, und fuhr die Zufahrt zum Tor der Sportklinik hinauf, ohne das Schild zu beachten, das er so gut kannte:

ROCKY MOUNTAIN HIGH

Sportmedizinisches Zentrum

Mens Sana in Corpore Sana

Robb fand noch immer, daß es ein dummer Name sei, aber es war ihm nicht gelungen, Dr. Ames zu überzeugen, daß von den Jungen niemand mehr auf diese alte Platte Wert legte. Das Tor unter dem bogenförmigen Schild stand offen; Robb fuhr durch und winkte dem Gärtner, der den Rasen des Spielfelds zur Rechten bearbeitete. Er stellte das Rad in den Ständer neben dem Eingang und stieß die Glastür zur Vorhalle auf. Sie

war geräumig und luftig und mit bequemen Sitzmöbeln eingerichtet. Während des Sommers diente diese Vorhalle als Aufenthaltsraum für eine bunt zusammengewürfelte Kollektion stämmiger Jugendlicher, aber jetzt, während des Schuljahres, lag sie verlassen, und Robb eilte ohne Aufenthalt hindurch, bog dann nach links, passierte den Speisesaal und betrat das Vorzimmer von Dr. Martin Ames' Büro. Marjorie Jackson lächelte hinter dem überfüllten Schreibtisch zu ihm auf. Sie war eine Frau mittleren Alters, die sich Direktionsassistentin nannte und, wie alle Jungen wußten, tatsächlich die Alltagsgeschäfte des Sportmedizinischen Zentrums besorgte, um die Ames sich selbst nur wenig kümmerte.

»Er ist im Ruderraum«, sagte sie, ohne Robbs Frage abzuwarten. »Und«, fügte sie mit einem Blick auf die Wanduhr hinzu, »du kommst zehn Minuten zu spät.«

Ehe Robb anfangen konnte, sich eine Entschuldigung auszudenken, hatte sie sich wieder über ihre Arbeit gebeugt und ignorierte ihn. Nur wenig beschämt, machte Robb kehrt und verließ das Büro, dann trabte er durch Speisesaal und Küche zu der weiträumigen Trainingsabteilung im rückwärtigen Teil des Gebäudes. Marjorie mochte ihm die Verspätung vergeben, und Dr. Ames mochte sie nicht einmal erwähnen, aber Robb würde den verletzten Ausdruck in den Augen des Arztes sehen und wissen, daß er ihn enttäuscht hatte.

Robb und die meisten anderen Jungen der Mannschaft zogen Phil Collins' Gebrüll bei weitem Dr. Ames' ernstem Blick tiefer Enttäuschung vor.

Heute jedoch schien Ames seine Säumigkeit nicht bemerkt zu haben. Als Robb in den Ruderraum kam, blickte der hochgewachsene, dunkelhaarige Arzt nur flüchtig von seinem Datenanschluß auf und lächelte zur Begrüßung.

»Gutes Spiel, Samstag«, bemerkte er.

Robb zuckte bescheiden mit der Schulter. »Ich habe wirklich nicht viel getan. Ein Dutzend Einsätze, und damit

hatte es sich schon.«

Ames schmunzelte. »Wenn ihr der anderen Mannschaft den Ball nicht laßt, hat die Verteidigung nichts zu tun.« Seine Miene nahm einen ernsteren Ausdruck an. Er war ein gutausssehender Mann, wenn auch nicht gerade hübsch, und schien nicht älter als fünfunddreißig zu sein, obwohl er sich tatsächlich den Fünfzig näherte. Den Jungen gegenüber pflegte er zu scherzen, daß er hart an sich arbeiten müsse, um so fit wie seine Patienten zu bleiben. »Wie fühlst du dich?« fragte er.

»Gut«, sagte Robb. Unaufgefordert zog er sich bis auf die Unterhose aus und legte sich auf einen Behandlungstisch an der Wand. Ames, der Orthopäde und Internist war, fuhr mit den Fingerspitzen leicht über Robbs Rückgrat, wies den Jungen dann an, sich auf die rechte Seite zu wälzen und das linke Knie anzuziehen. Darauf legte er die Arme um Robbs Rumpf und verabfolgte dem Rücken des Jungen eine schnelle, aber sanfte Drehung, und Robb verspürte die Andeutung von etwas wie einer Vibration, als einer seiner unteren Rückenwirbel sich wieder ausrichtete.

»Sieht gut aus«, bemerkte Ames, dann wickelte er Robb die Manschette eines Blutdruckmessers um den linken Oberarm, nickte zu einer der Rudermaschinen, und Robb, nachdem er sich eine Turnhose übergezogen hatte, nahm seine Position an den Rudern ein. Er wartete geduldig, während der Arzt ihm eine Injektionsnadel in den Schenkel steckte, und zuckte nicht einmal, weil Ames fachmännisch die Ader fand. »Heute werden wir dein Blut überprüfen«, sagte er, und Robb nickte, nach mehr als einem Jahr die verschiedenen Prozeduren längst gewohnt.

Vor ihm war ein breiter, gebogener Bildschirm, dessen Seiten gerade außerhalb seines peripheren Sichtbereiches waren. Auf ein Zeichen von Ames begann Robb zu rudern. Beim ersten Ruderschlag erwachte der Bildschirm vor ihm zum Leben

Es war ein Flußlauf, und obwohl Robb den Eindruck hatte, daß es der Charles River in Boston sein könnte, wußte er, daß es tatsächlich eine computererzeugte Darstellung war, von drei separaten Projektoren auf den Bildschirm gebracht. Von seinem Platz auf dem Rollstuhl war die Illusion beinahe vollkommen. Er hatte das Gefühl, tatsächlich auf dem Wasser zu sein. In einigen Metern Abstand konnte er drei andere Rennruderer sehen, die mit ihm gleichauf lagen.

Er legte sich fester in die Riemen und erhöhte die Schlagzahl, und sofort schienen die anderen Boote zurückzufallen, bis auch sie ihr Tempo beschleunigten und eines aufzuholen begann.

Rob schwitzte und erhöhte abermals die Schlagzahl. Wieder zog er voraus, aber dann holte das dritte Boot neuerlich auf, während die zwei anderen zurückfielen. Robb fluchte durch zusammengegebissene Zähne in sich hinein und verstärkte seine Anstrengungen.

Dr. Ames beobachtete am Datenanschluß die Blutwerte, die sich mit den Anstrengungen des Jungen veränderten. Der Blutzuckerspiegel begann zu sinken, dann sah der Arzt, wie Robbs Nebennieren einen kurzen Adrenalinstoß abgaben.

Dann, als das Adrenalin aus Robbs Kreislauf schwand, liefen Ames' Finger wieder über die Tastatur.

Die Darstellung auf dem Bildschirm veränderte sich neuerlich.

Robbs Augen verengten sich zornig, als er seinen computererzeugten Konkurrenten wieder aufholen sah.

Er legte sich noch angestregter in die Ruder, wurde aber allmählich müde und schien nicht schneller zu werden. Dann sah er das andere Boot mit ihm gleichziehen und ihn rechts überholen.

»Nein!« stieß er hervor, biß sich dann in zorniger Entschlossenheit auf die Lippen, als er merkte, wieviel Energie er auf den nutzlosen Ausbruch vergeudet hatte. Die Sehnen

seines Halses traten heraus, er zwang sich zu einer Erhöhung der Schlagzahl. Wieder zog er mit dem anderen Ruderer gleich.

Auf einmal erlosch das Bild. Das Rennen war vorbei.

Er war wieder im Ruderraum der Sportmedizinischen Klinik, und Dr. Ames lächelte ihm zufrieden zu.

»Nicht schlecht«, sagte er, was aus Martin Ames' Mund einem besonderen Lob gleichkam. »Wie war es?«

Robb ließ sich schnaufend über die Ruder sinken, dann richtete er sich auf und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht«, sagte er, »manchmal schafft mich diese Anordnung. Ich weiß, daß nichts davon real ist, aber wenn ich an den Rudern sitze, wird es so, daß ich schwören könnte, in einem wirklichen Rennen zu sein. Und dieser Kerl in dem Boot Nummer drei hätte mich fast geschlagen.«

»Wie kommt es, daß er dich nicht geschlagen hat?« fragte Ames mit täuschender Beiläufigkeit, als er sich daran machte, die Nadel aus Robbs Schenkel zu ziehen.

Robb grinste. »Weil ich eine Wut auf ihn bekam«, bekannte er. »Ich wollte einfach nicht verlieren.«

»Und das«, sagte Ames, »ist genau der Punkt. Deine Wut bewirkte einen Adrenalinstoß, und das Adrenalin mobilisierte gerade genug Energien, um dich wieder nach vorn zu bringen. Für den Fall, daß es dich interessieren sollte«, fügte er mit einem Blick auf den Computerbildschirm hinzu, »du hast ihn mit einem Vorsprung von genau dreizehn Hundertstelsekunden geschlagen.«

»Nicht viel«, bemerkte Robb. Er stand auf und streckte seine ermüdeten Muskeln.

»Genug für den Sieg«, sagte Ames. »Und es wird noch besser. Wenn du dran bleibst und nicht locker läßt, kannst du dich weiter steigern.«

Als Robb ein paar Minuten später zum Duserraum ging, war ihm klar, daß er dranbleiben würde; denn er wußte, wie gern er gewann.

CHARLOTTE LACONNER WUSSTE, daß ihr Mann nicht billigen würde, was zu tun sie im Begriff war, und sie zweifelte nicht daran, daß er davon erfahren würde. In Silverdale wußte jeder zu jeder Zeit, was jeder andere tat. Nicht, daß sie entschiedene Einwände gegen die allgegenwärtigen Augen und Ohren einer Kleinstadt gehabt hätte, standen ihnen doch die Vorteile der Überschaubarkeit und der Geborgenheit in der Gemeinschaft gegenüber; aber hin und wieder – in Zeiten wie gerade jetzt – hätte sie ein wenig mehr Zurückgezogenheit zu schätzen gewußt.

Sie drückte die Eingabetaste an ihrem Datenanschluß, um die letzten Teile der vierteljährlichen Ausgabenstatistik zu schreiben, die sie für die Abteilung Rechnungswesen zusammenstellte, wartete, bis das Gerät anzeigte, daß die Verbindung mit dem Datenspeicher des Tarrentech-Computers hergestellt war, dann machte sie sich an die Arbeit.

Charlotte arbeitete erst seit wenigen Monaten im Rahmen eines Experiments, das Tarrentech durchführte und das, wenn erfolgreich, allen Frauen in Silverdale Gelegenheit geben sollte, zu Hause Teilzeitarbeit zu übernehmen. Einstweilen war das Experiment auf die Ehefrauen von Firmenangestellten begrenzt; nur ein Mann nahm daran teil – Bill Tangen, dessen Frau Irene ausgebildete Pharmazeutin war und ganztags arbeitete, während Bill für ihre Tochter sorgte, die noch im Säuglingsalter war. Für Charlotte bildete das Programm eine ideale Ergänzung. Sie entdeckte, daß sie gern allein arbeitete und in einigen Stunden mehr bewältigte, als sie je geschafft hätte, wenn sie ganztags in der Rechnungsabteilung gearbeitet hätte. An diesem Tag fiel es ihr jedoch schwer, sich auf die Arbeit zu konzentrieren, und sobald sie die Ausgabenstatistik fertiggestellt hatte, ließ sie es für diesmal genug sein.

Es waren die Gedanken an Rick Ramirez, die ihr nicht aus

dem Kopf wollten und ihre Konzentrationsfähigkeit beeinträchtigten; tatsächlich war der verletzte Junge ihr nicht mehr aus dem Sinn gegangen, seit sie von seinem Schicksal erfahren hatte. In ihrem Haus freilich war das Thema nach der zornigen Szene, in deren Verlauf Jeff hinausgestürzt war, gänzlich tabu. Weder wurde der Name des Jungen erwähnt, noch wollten Chuck oder Jeff mit ihr über den Fall sprechen.

Und das störte und beunruhigte Charlotte am meisten. Ihr Mann und ihr Sohn hatten den schrecklichen Vorfall offensichtlich aus dem Bewußtsein verdrängt und taten, als sei überhaupt nichts geschehen. Sie selbst aber war außerstande gewesen, das Bild des bewegungslos im Gras liegenden Fairfield-Spielers aus der Erinnerung zu bannen, und war an diesem Morgen mit dem Entschluß erwacht, zum Krankenhaus zu gehen und sich zu erkundigen, wie es ihm ging.

Aber warum plagte sie dabei ein Schuldgefühl? Was konnte Unrecht daran sein, einen verletzten Jungen zu besuchen?

Vor ihrem inneren Auge erschien Chuck und blickte sie mit jenem eigentümlichen Ausdruck an, der ihr verriet, daß er ihre Denkprozesse nicht ergründen konnte, und daß sie darum nicht in Ordnung sein konnten. Und sie hörte seine Stimme in seinem logischen Ton, wie sie es nannte, sagen: »Aber verstehst du nicht? Wenn du ins Krankenhaus gehst, ist es gleichbedeutend mit dem Eingeständnis, daß Jeff in irgendeiner Weise für das, was geschehen ist, die Verantwortung trägt. Und selbst wenn er dafür verantwortlich wäre – was er nicht ist –, würde es ein Fehler sein. Mit so etwas können die Anwälte Heu machen.«

Aber war es wirklich Chucks Stimme, die sie hörte? Würde er das wirklich sagen, oder waren es ihre eigenen Überlegungen und Befürchtungen?

Es spielte keine Rolle. Richtig oder falsch, sie mußte es tun.

Dreißig Minuten später, nachdem sie sich gezwungen hatte, nicht nach links oder rechts zu sehen, um sich zu vergewissern,

wer sie beobachten könnte, stieß sie die Glastüren zur Eingangshalle des kleinen Bezirkskrankenhauses auf und ging zum Aufnahmeschalter. Anne Carson lächelte ihr durch die Glasscheibe zu, verdrehte die Augen zum Himmel und zeigte auf den Telefonhörer, den sie ans Ohr hielt. Während Charlotte wartete, öffnete Anne mehrmals den Mund, um etwas zu sagen, und schloß ihn wieder, da die Person am anderen Ende offenbar ohne Unterbrechung weitersprach. Zuletzt legte Anne mit überdrüssiger Miene auf und öffnete das in die Trennscheibe eingelassene Schiebefenster. »Charlotte! Was bringt Sie hierher?« Besorgnis spiegelte sich in ihren Zügen. »Sie sind doch nicht krank, oder?«

Charlotte schüttelte den Kopf. »Ich ... nun ja, ich wollte mich erkundigen, wie es dem Jungen aus Fairfield geht. Ramirez.«

»Nicht gut, fürchte ich«, sagte Anne. »Er liegt in Zimmer drei der Intensivstation.« Sie zögerte, dann lächelte sie Charlotte in verständnisvoller Einschätzung ihrer Bedrängnis zu und sagte: »Es ist gegen die Bestimmungen, aber werfen Sie einen Blick hinein, wenn Sie wollen.«

Charlottes Schritt verlangsamte sich, als sie durch den Korridor ging, und vor der halboffenen Tür mit der Ziffer 3 blieb sie ganz stehen. Endlich faßte sie sich ein Herz, schob die Tür weiter auf und trat ein. Im Krankenzimmer standen zwei Betten, aber nur eines war belegt. Unter einer leichten Decke, den Kopf in einer Metallklammer unbeweglich gehalten, mit geschlossenen Augen, hatte Rick Ramirez eine seltsame Stille an sich, die Charlotte sofort sagte, daß er nicht bloß schlief. Sie trat näher, stand neben dem Bett und blickte in das Gesicht des Jungen. Eine schwarze Haarlocke lag über einem Auge, und Charlotte streckte instinktiv die Hand aus, sie zurückzustreichen.

»Rühren Sie ihn nicht an«, sagte eine leise, aber entschiedene Stimme neben ihr.

Charlotte schrak zusammen, wandte sich um und sah eine hübsche junge Frau, nicht älter als Anfang Dreißig, aus dem Bad kommen, das dieses Krankenzimmer mit dem nächsten verband. Sie kam zum Bett, und Charlotte trat zurück. Die Frau strich dem Jungen leicht über die Wange, schob ihm die Haarlocke aus der Stirn und blickte aus dunklen Augen zu Charlotte auf. »Wer sind Sie?«

»Charlotte LaConner«, antwortete sie. »Ich – mein Sohn ist Jeff LaConner. Er war in dem Spiel ...«

Sofort kam ein zorniges Blitzen in die Augen der anderen Frau. »Ich weiß, wer er ist«, sagte sie. »Er ist der Junge, der meinen Sohn verletzt hat. Ich bin Maria Ramirez«, fügte sie in einem Ton hinzu, den Charlotte beinahe als Herausforderung empfand.

Charlotte verging fast in peinlicher Verlegenheit. »Ich, ich bin bloß gekommen, um zu sehen, wie es Ihrem Sohn geht«, flüsterte sie. »Wird er wieder gesund werden?«

Maria Ramirez' Augen wurden naß, aber als sie sprach, hatte sie ihre Stimme vollkommen unter Kontrolle. »Nein, er wird nicht wieder gesund werden. Vielleicht wird er nie mehr gehen können.« Obwohl sie Charlotte erschrecken sah, fuhr sie unerbittlich fort: »Es ist möglich, daß er nicht einmal am Leben bleiben wird, Mrs. LaConner. Es mag sein, daß Ihr Sohn meinen Jungen getötet hat.«

Charlotte schloß die Augen, als könnte das die Wirklichkeit der Worte auslöschen. Aber als sie sie wieder öffnete, starrte die schmale Mexikanerin sie immer noch an. »Gibt es – gibt es irgend etwas, was ich tun kann?« flüsterte Charlotte.

Die andere schüttelte den Kopf. Charlotte trat einen Schritt auf sie zu und machte eine Handbewegung, als wollte sie die Frau berühren, aber Maria Ramirez wich von ihr zurück. Schweigend wandte Charlotte sich zum Gehen. Aber als sie an der Tür war, ergriff Maria Ramirez wieder das Wort.

»Bringen Sie Ihren Sohn dazu, daß er aufhört, dieses Spiel

zu spielen, Mrs. LaConner«, sagte sie. »Wenn er weitermacht, wird er wieder jemanden verletzen.«

Charlotte wandte sich um und nickte. »Das werde ich tun, Mrs. Ramirez. Sie können sich darauf verlassen. Jeff hat sein letztes Spiel gespielt.«

Als sie jedoch das Krankenhaus verließ und in das strahlende Licht des sonnigen Mittags hinausging, fragte sie sich, ob sie in der Lage sein würde, ihr Versprechen in die Tat umzusetzen. In den zwanzig Jahren, die sie mit Chuck verheiratet war, hatte sie in einem größeren Streit noch nie die Oberhand behalten. Seine ›Logik‹ siegte unausweichlich über ihre Gefühlseligkeit.

Blake Tanner hatte den Vormittag mit einem Rundgang durch die Einrichtungen der Tarrentech-Niederlassung verbracht, sachkundig geführt von Jerry Harris. Und je mehr er gesehen hatte, desto größer war sein Staunen geworden.

Als er am Morgen zum Arbeitsantritt gekommen war, hatte ihn das scheinbare Fehlen von Sicherheitsvorkehrungen verwundert, bis Jerry dieser irrigen Idee den Garaus gemacht hatte.

»Die Fernsehmonitore haben dich schon überwacht, als du noch vierhundert Meter vom Gebäude entfernt warst«, hatte er erläutert. »Eine Beschreibung deines Wagens und seiner Kennzeichen war bereits eingespeichert, ebenso eine Fotografie von dir. Außerdem haben wir eine ganze Serie von Alarmsystemen um die Gebäude im Boden vergraben, dazu Ersatzsysteme, falls jemand schlau genug sein sollte, der Überwachung durch das Hauptsystem zu entgehen. Nicht, daß es je Probleme gegeben hätte«, fügte er in einem Anflug von Selbstgerechtigkeit hinzu. »In all den Jahren, seit wir hier sind, hat es keinen einzigen Versuch gegeben, unsere Abwehr zu durchbrechen.«

Jerry Harris hatte gesprochen, als wäre Tarrentech eine

Festung und er ihr Befehlshaber. Und als sie ihren Rundgang durch das Gebäude begannen, sah Blake, daß der Vergleich paßte. Täuschend unauffällig und niedrig, wenn man es von außen sah, erstreckte sich das Gebäude vier Geschosse tief unter den Erdboden. »Es ist unzweckmäßig, Außenstehende neugierig darauf zu machen, was wir hier tun«, hatte Jerry mit leisem Schmunzeln gesagt.

Zuerst waren sie in die Entwicklungsabteilung für Software gegangen, wo eine Gruppe von herausragenden Programmierern, alle in Freizeitkleidung, an Datenanschlüssen arbeiteten oder miteinander in der seltsamen Programmiersprache verkehrten, die Blake nie hatte verstehen können. »Wir haben hier eine Einheit Künstlicher Intelligenz bis zur Einsatzbereitschaft entwickelt«, sagte Jerry auf Blakes fragenden Blick. »Wir sind den Leuten in Palo Alto und Berkeley weit voraus, aber das wissen sie natürlich nicht. Soweit denen bekannt ist, arbeiten wir bloß an einem neuen Bedienungssystem, das mit Microsoft konkurrieren soll.«

Blake nickte. Er hatte die Gerüchte selbst gehört und schon angefangen, sich über Vermarktungsstrategien Gedanken zu machen.

»Das«, fuhr Jerry breit lächelnd fort, »ist natürlich alles Unsinn.«

Blake glotzte ihn an, und sein Freund und neuer Vorgesetzter lachte laut auf.

»Meinst du, Ted Thornton sei so dumm, auf ihrem eigenen Gebiet gegen Microsoft anzutreten? Wir haben das Gerücht selbst erfunden und ausgestreut, indem wir ein paar Leute nach Berkeley und Palo Alto schickten.«

Er blinzelte vergnügt, als er die Geschichte erzählte. »Sie erzählten dort, daß sie von Tarrentech weg wollten, weil es sie langweile, mit Bedienungssystemen zu arbeiten; statt dessen wollten sie in die Entwicklung Künstlicher Intelligenz. Also haben wir unsere Leute jetzt in beiden Orten sitzen, und bisher

ist niemand draufgekommen.«

Blake schüttelte staunend den Kopf. Sie gingen weiter durch ein Gewirr von Laboratorien. In einem wurde mit Supraleitern aus Keramik experimentiert, und andere arbeiteten an neuen Formen der Blasentechnologie. Zuletzt kamen sie in die pharmazeutischen Laboratorien und stießen auf einen Sicherheitsbeauftragten. Obwohl er sie nicht aufforderte, sich auszuweisen, achtete er mit großer Aufmerksamkeit darauf, daß sie Laborkittel anlegten und ihre Gesichter mit Masken bedeckten.

»Das ist natürlich kein ausreichender Schutz, wenn hier drinnen etwas losgelassen wird«, sagte Jerry, »aber es ist besser als nichts. Und unsere Sicherheitsvorkehrungen sind so vollkommen, wie es nach Lage der Dinge möglich ist. In fünf Jahren ist uns nie ein Käfer entwischt. Nicht mal innerhalb des Labors.«

»Käfer?« fragte Blake. »Was wird hier gemacht?« Jerrys Lächeln war hinter der Maske verborgen; nur die Augen zeigten es an.

»Forschung. Die große Herausforderung ist gegenwärtig natürlich AIDS, aber wir beschäftigen uns mit vielen anderen Dingen. Und du brauchst dich wegen AIDS nicht zu sorgen: Unter den hier herrschenden Bedingungen ist eine Infektion praktisch ausgeschlossen. Komm mit.«

Er öffnete die erste einer verschlossenen Doppeltür; sobald sie eingetreten waren, schloß sich die Tür automatisch hinter ihnen, und sie sahen sich in einer Isolierkammer. Über ihnen und zu beiden Seiten versprühten feine Düsen geruchloses Desinfektionsmittel. Kurz darauf wurde die innere Tür freigegeben, und sie konnten das Laboratorium betreten. Jerry bemühte sich, die Arbeiten zu erläutern, doch als das Gespräch sich der Manipulation von DNS und gezielten Veränderungen genetischen Erbgutes zuwandte, kam Blake schließlich nicht mehr mit.

»Und nun«, verkündete Jerry Harris, annähernd eine Stunde später, als sie die Laboratorien verlassen hatten und zum ersten Geschloß zurückgekehrt waren, »kommen wir zu meiner Lieblingsabteilung.« Er stieß eine Tür auf, und sie betraten einen langen, durch Oberlichtkuppeln mit hellem Tageslicht erfüllten Raum mit Käfigen entlang einer Wand. »Der Zoo«, sagte Jerry, und in seine Stimme kam eine Lebhaftigkeit, wie Blake sie an diesem Morgen noch nicht bemerkt hatte. Er grinste wie ein kleiner Junge. »Ich muß wenigstens dreimal täglich hierher kommen«, sagte er. Sie gingen langsam die Reihe der Käfige entlang. Vor beinahe jedem blieb Jerry stehen, bückte sich und murmelte zu den Mäusen, Ratten und Meerschweinchen. Als sie zu einem Käfig mit weißen Kaninchen kamen, öffnete Jerry die Futtertüre und hob behutsam eines der Tiere heraus. Er hielt es beinahe zärtlich in den Händen, und Blake fühlte sich sofort an seinen Sohn erinnert. Jerry schien seinen Gedanken zu erraten.

»Mark brachte mich darauf. Ich habe Robbs Meerschweinchen immer gemocht, aber Kaninchen haben etwas an sich, was mir immer das Herz erwärmt. Ich glaube, sie wirken immer so freundlich und gutmütig.«

Blake zog verwundert die Brauen zusammen. »Aber es sind Versuchstiere, nicht wahr?«

Jerrys Miene umwölkte sich vorübergehend, aber es war nur wie ein Schatten, der über sein Gesicht ging. »Ich versuche einfach, nicht darüber nachzudenken«, sagte er still. »Und ich versuche, zu keinem der Tiere eine Bindung entstehen zu lassen, aber manchmal, nun ...« Er brach ab und setzte das Kaninchen wieder in den Käfig. »Komm mit«, sagte er. »Sehen wir uns die Affen an.«

Sie gingen weiter zum Ende des Raumes, wo ein kleiner Trupp Spinnenäffchen in einem geräumigen Käfig, der mit Baumästen, Stangen und Ringen gut ausgestattet war, miteinander schnatterten. Bei Annäherung der beiden Menschen

verstummten die Affen, und ihre dunklen Augen besahen die Besucher lange wachsam und mißtrauisch, bis sie ihre Aufmerksamkeit wieder einander zuwandten und sich an ihre gegenseitige Fellpflege machten, als hätten sie sich der Harmlosigkeit der beiden vergewissert.

»Sie kennen die Leute, weißt du«, sagte Jerry. »Sie sahen uns an, um festzustellen, ob wir Laboranten sein könnten. Sie wissen genau, daß es bedeuten würde, daß einer von ihnen herausgeholt und nicht zurückgebracht wird. Ich habe schon daran gedacht, jedesmal einen anderen hingehen zu lassen, fürchte aber, daß die Affen in dem Fall vor allen Menschen Angst bekommen.«

Schweigend betrachteten sie eine Weile die Affen, dann wandte Jerry Harris sich ab. Er seufzte. »Nun, zurück in die Tretmühle.«

Sie hatten sich nicht mehr als fünf Schritte von dem großen Käfig entfernt, als sie ein gellendes Wutgekreisch hörten und herumfuhren. Ein großes Männchen – beinahe um ein Drittel größer als alle anderen – hatte eines der kleineren Männchen gepackt und schlug ihm die Zähne in die Schulter. Seine Augen funkelten vor Wut, und als das kleinere Tier spitze Angst- und Schmerzensschreie ausstieß, begann der größere Affe es zu schütteln.

Blake starrte in stummem Entsetzen, aber Jerry Harris sprang sofort zu einem Knopf an der Wand und drückte ihn. Eine laute Glocke bimmelte, die Tür am Ende des Raumes flog auf, und drei Wärter kamen zu ihnen gerannt.

»Den Schlauch!« rief Harris. »Drehen Sie das Wasser auf!«

Während zwei Wärter einen Gartenschlauch, der zum Reinigen der Käfige diente, von der Trommel zogen, öffnete der Dritte den Wasserhahn.

Es war schon zu spät. Der kleinere der beiden verspritzte einen dünnen Blutstrahl aus der zerissenen Halsschlagader und war bereits dem Tode nahe. Aber der größere schüttelte den

erschlaffenden Körper weiter, scheinbar ohne das Blut zu bemerken, mit dem er bespritzt wurde.

Endlich ließ der Angreifer den erschlaften Körper seines Opfers auf den Käfigboden fallen. Einen Augenblick später aber sprang er ihm nach, packte den leblosen Körper bei den Füßen und schwang ihn im Kreis herum, daß der Kopf gegen die Gitterstäbe des Käfigs schlug.

Blake unterdrückte aufkommende Übelkeit, indem er sich von dem gräßlichen Schauspiel abwandte, aber Jerry Harris, die Kiefer zusammengebissen und mit aschfahlem Gesicht, dirigierte den Mann, der den Gartenschlauch hielt. »Zielen Sie mit dem vollen Strahl auf ihn«, stieß er heraus. »Er wird das Tier fallen lassen, sobald Sie ihn treffen.«

Das Wasser zischte aus der Düse, und wie Harris vorausgesagt hatte, ließ der größere Affe, noch immer vor Wut kreischend, den Leichnam seines Opfers fallen. Der Wasserstrahl warf ihn rückwärts gegen die Käfigwand.

Einer der Wärter betrat den Käfig durch eine Seitentür, faßte den vom Wasserstrahl geblendeten Affen mit geschicktem Griff und verabreichte ihm eine Beruhigungsspritze. Drei Sekunden später lag der größere Affe bewußtlos am Boden.

»Mein Gott«, murmelte Blake, als es vorbei war. »Was ist in das Tier gefahren? Es muß wahnsinnig geworden sein.«

Auch Harris schien um seine Fassung zu ringen. Als der Wärter die Körper der zwei Affen aus dem Käfig trug und seine Kollegen den Gartenschlauch aufrollten, nahm Harris seinen Freund beim Arm und zog ihn mit sich zur Tür.

»Es kommt gelegentlich vor«, sagte er mit unsicherer Stimme. »Ein Tier, das in einem Käfig gehalten wird, dreht manchmal durch. Es kann jahrelang völlig normal wirken, aber dann wird es plötzlich wild.« Er warf Blake einen Seitenblick zu. »Hast du noch nie Großkatzen beobachtet, wie sie in ihren engen Zookäfigen unaufhörlich hin und her tapfen? Nun, ich glaube nicht, daß sie sich bloß Bewegung verschaffen. Wenn

du mich fragst, sind sie durch die Gefangenschaft völlig psychotisch geworden. Der Tod wäre eine Erlösung für sie.«

Schweigend kehrten sie zurück in Jerry Harris' Büro. Als sie sich gesetzt hatten, sagte Blake: »Wenn du so empfindest, wie kannst du dann das Wissen ertragen, daß jedes dieser Tiere in unseren Laboratorien sterben wird?«

»Es ist mein Job«, sagte Harris mit einer Spur von Bitterkeit in der Stimme. »Und ich sage mir, daß die Forschung, die wir leisten, und die Leben, die wir dadurch vielleicht eines Tages retten können, rechtfertigen, was wir den Tieren antun.«

Blake dachte darüber nach, dann nickte er zögernd. »Und was tue ich hier draußen?« stellte er endlich die Frage, die ihn längst bewegte. »Nach allem, was ich gesehen habe, brauchst du hier keinen Marketing-Mann.«

Anscheinend erleichtert über den Themenwechsel, nahm Jerry Harris einen Schnellhefter aus einem Seitenfach und schob ihn über den Schreibtisch Blake hin. »Du wirst eine Menge zu tun bekommen«, sagte er. »Du wirst dich mit allen Facetten unserer Arbeit hier vertraut machen, und selbst wenn du die Technologie nicht verstehst – ich verstehe sie selbst nicht –, wirst du wenigstens wissen, was wir tun, in welche Richtungen unsere Forschungen gehen, und wie weit wir mit unseren Entwicklungen sind. Du bist im Umgang mit Menschen immer gut gewesen, Blake, und ob du mir darin zustimmst oder nicht, der Umgang mit Menschen ist das A und O des Marketing. Den Leuten zu zeigen, warum sie brauchen, was du hast. Hier draußen wirst du natürlich auch eine Menge Public Relations übernehmen. Und du kannst damit anfangen.« Harris nickte zur Schnellheftermappe, und Blake nahm sie vom Schreibtisch. Er schlug sie neugierig auf und fand zu seiner Überraschung, daß sie ein Krankenblatt und mehrere Seiten diagnostischer Untersuchungsberichte enthielt.

Es war die Krankenakte von Ricardo Ramirez.

Blake blickte fragend zu Jerry Harris auf.

»Tarrentech wird alle medizinischen Behandlungskosten für diesen Jungen übernehmen«, sagte Harris. »Was immer er brauchen mag – Chirurgen, Spezialbehandlungen, Physiotherapie, was getan werden kann.«

Blake glaubte zu verstehen; er lächelte zynisch. »Ausgehend von der Überlegung, daß es nicht mehr kosten kann als ein Gerichtsverfahren«, bemerkte er. Doch Harris schüttelte zu seiner Überraschung den Kopf.

»Es wird kein Gerichtsverfahren geben«, sagte er. »Keine Begründung. Es war eindeutig ein Unfall.« Er lehnte sich zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Wir sind hier in einer einzigartigen Lage, Blake«, sagte er. »Als wir kamen, war Silverdale ein winziges Nest. Tarrentech siedelte sich an und veränderte alles von Grund auf. Man kann sagen, daß wir die Stadt neu errichteten, bis hin zu den Schulen und der Bücherei. Anfangs gab es einige Gegnerschaft, aber wir baten die Menschen, die hier lebten, uns zu vertrauen, und sie taten es. Und wir haben dieses Vertrauen nicht enttäuscht.« Er zeigte auf die Krankenakte in Blakes Hand. »Juristisch ist niemand in Silverdale dafür verantwortlich, was diesem Jungen zugestoßen ist. Aber damit ist ihm nicht geholfen, nicht wahr?«

Blake rückte auf seinem Sitz. Sein zuvor gezeigter Zynismus war ihm auf einmal peinlich. »Nein«, sagte er kleinlaut, »das ist sicher richtig.«

»Soweit es mich persönlich und dieses Unternehmen als Ganzes betrifft«, sagte Harris im bedeutungsvollen Ton unumstrittener Autorität, »haben wir eine moralische Verantwortung, weil der Unfall hier geschah. Für Ricardo Ramirez wird gesorgt, und es wird dabei nicht gespart. Was er benötigt, soll er bekommen, solange er es benötigt. Sollte es zum Schlimmsten kommen, ist das Unternehmen bereit, ihm eine lebenslängliche Rente zu zahlen.« Wieder begegnete sein Blick Blakes Augen. »Seine Mutter sagt, Rick wollte Medizin studieren und Arzt werden. Er hat die Noten dafür, und er

scheint auch den Antrieb zu haben.« Er schwieg einen Moment, dann sagte er: »Vergegenwärtige dir das, wenn du darüber nachdenkst, wie ein Treuhandvertrag aussehen sollte. Ich denke mir, daß ein Junge wie Rick seine Mutter gut behandelt haben würde, alles in allem. Für den Fall, daß er es nicht kann, werden wir es tun.«

Blake Tanner war verblüfft. Die Implikationen finanzieller Art, die sich aus alledem ergeben mochten, konnten einen enormen Umfang annehmen. »Hast du mit Ted Thornton darüber gesprochen?« fragte er.

Harris lächelte dünn. »War nicht nötig«, sagte er. »Es ist Teds Politik. Und es ist eine Politik«, fügte er hinzu, »mit der ich hundertprozentig übereinstimme. Tarrentech hat diese Stadt gemacht. Wir sind auf die eine oder auf die andere Weise für alles verantwortlich, was hier geschieht. Und wir scheuen diese Verantwortung nicht.«

Als er Harris' Büro verließ, hatte Blake Tanner eine neue Achtung vor dem Unternehmen und den Menschen, für die er arbeitete. Silverdale, begann er zu ahnen, sollte nicht bloß ein neuer Schritt in seiner Laufbahn sein.

Es mochte durchaus geeignet sein, sein Leben zu verändern.

Nach der Schule ging Mark Tanner allein nach Haus. Er hatte vor dem Gebäude zwanzig Minuten auf Linda Harris gewartet, und als sie sich nicht hatte blicken lassen, war er schließlich um das Schulgebäude zum rückwärtigen Teil gegangen. Als er dort um die Ecke gekommen war, war die Tür zum Umkleideraum der Jungen aufgesprungen, und die Footballmannschaft war in Übungskleidung auf das Spielfeld hinausgetrabt. Er hatte Robb Harris ein Hallo zugerufen, aber Robb hatte ihn entweder nicht gehört oder ignoriert. Er wollte seinen Ruf gerade wiederholen, als der Trainer herauskam, und Mark begann zu begreifen, daß vielleicht weder das eine noch das andere zutraf. Denn als der Trainer auf die Mannschaft

zuging, die in Reih und Glied Aufstellung genommen hatte, machte er plötzlich halt und nahm einen der Jungen in der zweiten Reihe ins Visier.

»Fünzig Liegestütze!« brüllte er. »Sofort.«

Der Junge warf sich an Ort und Stelle zu Boden und begann zu pumpen. Erst als er mindestens zehn Liegestütze ausgeführt hatte, wurde Mark klar, wessen der Junge sich schuldig gemacht hatte.

Er hatte einem der Mädchen von der Exerziermannschaft zugewinkt, die auf dem benachbarten Platz übte. »Heilige Scheiße«, murmelte Mark vor sich hin. Er wollte sich abwenden und hörte Linda seinen Namen rufen. Aufblickend, sah er sie winken.

Er ging hinüber zu der Stelle, wo sie mit drei anderen Mädchen und zwei Jungen wartete. »Ich hatte nach dir Ausschau gehalten.«

»Wir müssen üben«, sagte Linda. »Wir sind Anführer beim Applaus. Und dann muß ich in die Bücherei. Willst du auf mich warten?«

»Kann nicht«, sagte Mark. »Muß meiner Mutter beim Auspacken helfen.« Er zögerte. »Übt ihr jeden Tag?«

Linda lächelte kopfschüttelnd. »Dreimal die Woche, und einmal am Abend vor einem Spiel.« Ihre Augen begegneten einander, und Mark, der sich erröten fühlte, wandte sich weg.

»Also, dann bis morgen«, murmelte er.

Er sah nicht, daß Linda ihm nachlächelte, noch sah er, daß Jeff LaConner vom Footballplatz herüberstarrte.

Statt auf dem kürzesten Weg nach Haus zu gehen, nahm Mark die Colorado Street zum Einkaufsbezirk, um sich dort ein wenig umzusehen. Er ging langsam und betrachtete die Häuser, an denen er vorbeikam, und überlegte, aus welchen Winkeln die verschnörkelten viktorianischen Bauten sich am besten aufnehmen ließen. Die meisten von ihnen waren nach seinem Befund ein Bild wert. Die reinsten Kalenderbilder, dachte er

bei sich.

Er dachte darüber nach, was man tun müßte, um Aufnahmen für Kalender zu verkaufen, dann legte er die Idee zu künftiger Verwendung ab.

Eine Viertelstunde später kam er zu dem kleinen, von alten Häusern umstandenen Platz, der Silverdales Stadtkern war. Auch hier herrschten freistehende Häuser vor, die meisten aus Holz und in einem Stil mit Brettern verkleidet, der Mark an Westernfilme erinnerte. Hölzerne Gehsteige, die ein paar Stufen über der schmalen, mit Ziegeln gepflasterten Straße lagen, verbanden die Gebäude, und hinter einem der größeren Geschäfte war ein großer Sammelparkplatz angelegt. Die Straße und der zentrale Platz waren Fußgängern und ein paar Hunden vorbehalten, die sich auf dem Ziegelpflaster sonnten. Mark bückte sich, einen der Hunde zu streicheln. Als er aufsaß, fiel sein Blick auf ein Fotogeschäft, über dessen Tür in hellblauen Buchstaben der Name SPALDING prangte. Das Geschäft war klein, eingezwängt in den schmalen Raum zwischen Drogerie und Eisenwarenhandlung.

In diesem Augenblick kam ihm der Gedanke. Wenn er nach der Schulzeit für einen Nebenverdienst arbeitete, konnte sein Vater nicht darauf bestehen, daß er sich in der Freizeit für Sport engagierte.

Er richtete sich auf, steckte das Hemd ordentlich in die Jeans und ging in das Fotogeschäft. Hinter dem Ladentisch lächelte ihm ein freundlich aussehender Mann mit grauem Haar und Nickelbrille entgegen.

»Was kann ich für dich tun, mein Junge?«

»Sind Sie Mr. Spalding?«

Der Mann nickte. »Kein anderer. Und wer bist du?«

»Mark Tanner«, sagte Mark. »Ich bin gerade erst hergezogen und überlegte, ob Sie vielleicht eine Aushilfe brauchen könnten. Nur Teilzeit, nach der Schule und vielleicht an Wochenenden.«

Henry Spalding zog skeptisch die Brauen hoch. Zuerst war Mark überzeugt, daß er abgewiesen würde. Aber dann legte Spalding den Kopf nachdenklich auf die Seite. »Nun, tatsächlich habe ich schon an eine Aushilfe gedacht. Die Skisaison liegt vor uns, und sie bringt immer Touristen in die Gegend. Dann ist an Weihnachten zu denken ...« Sein Blick ruhte prüfend auf Mark. »Aber ich brauche jemand für abends.«

Mark überlegte rasch. Was machte es aus? Wenn er abends arbeitete, würde er nachmittags seine Hausaufgaben machen müssen. »Das geht in Ordnung«, sagte er. »Das wäre mir recht.«

Spalding verschwand im winzigen Hinterzimmer und kam mit einem zerknitterten und fleckigen Bewerbungsformular zurück. »Also, mein Junge, wenn du dies ausgefüllt hast, werden wir uns über die Sache unterhalten«, sagte er und gab Mark das Formblatt. Während dieser einen Stift aus seiner Schultasche grub, betrachtete Spalding ihn mit abschätzendem Blick. »In welcher Mannschaft bist du?« fragte er. »Für Football siehst du ein bißchen klein aus. Tennis, vielleicht? Oder Baseball?«

Mark schüttelte den Kopf, ohne vom Formblatt aufzublicken. »Ich bin in keiner der Mannschaften«, sagte er. »Ich bin – also, ich glaube, ich bin in Fotografie viel besser als in Sport.«

Auf einmal erschien Mr. Spaldings Hand in Marks Gesichtsfeld und zog ihm das Formular weg.

»In keiner Mannschaft?« hörte er den Mann fragen und sah, aufblickend, in Spaldings spöttische Augen.

»N-nein«, stammelte Mark. »Warum?«

»Weil es genau darauf ankommt«, sagte Spalding.

»Dies ist Silverdale, Junge. Hier unterstützen wir unsere Mannschaften. Und dazu gehört, daß sie bei den Nebenverdienstmöglichkeiten zuerst berücksichtigt werden.« Er sah

die Enttäuschung in Marks Augen und versuchte den Schlag nachträglich zu mildern. »Weißt du was?« sagte er. »Ich werde morgen in der Schule anrufen und sehen, was sich machen läßt. Vielleicht will niemand von den Mannschaften die Aushilfe hier. Und in dem Fall kannst du sie haben.«

Mark biß sich auf die Lippe und brachte es fertig, Henry Spalding zu danken, bevor er seine Schulmappe aufhob und den kleinen Laden verließ. Aber als er nach Haus ging, wußte er, daß es in Spaldings Fotogeschäft keinen Job für ihn geben würde. Erst heute vormittag hatte einer der Jungen im Fotografiekurs davon geredet, daß er einen Nebenverdienst suche, bis die Baseballsaison wieder anfinge.

Mark begann sich zu fragen, ob er nicht doch übertriebene Erwartungen in Silverdale gesetzt habe. Vor einer Woche noch hatte alles so aufregend ausgesehen.

Jetzt kam es ihm ganz und gar nicht mehr aufregend vor.

6

SHARON TANNER STAND AN DER KÜCHENSPÜLE und sah unter zusammengezogenen Brauen zum Fenster hinaus. Hinter ihr brieten vier Steaks auf dem Herd, aber sie hatte sie momentan vergessen, denn sie beobachtete Mark, der mit gekreuzten Beinen auf dem Rasen saß und den Kaninchenstall anstarrte. Obwohl sie ihn erst seit ein paar Minuten genau beobachtete, hatte sie ihn schon vor mehr als einer halben Stunde im Garten gesehen. Das war an sich nicht ungewöhnlich; Mark verbrachte jeden Tag mindestens eine Stunde bei den Kaninchen, versorgte sie, streichelte sie oder spielte mit ihnen; manchmal ließ er sie sogar frei laufen, um Chivas einen Gefallen zu tun, zuversichtlich, daß der Hund sie unverletzt zurückbringen würde.

Aber heute war etwas anders. Statt um Mark herumzuspringen und eifrig am Kaninchenstall zu schnüffeln, lag Chivas bäuchlings neben seinem Herren, hatte die Vorderbeine ausgestreckt und den Kopf auf die Pfoten gelegt. Hinter ihm lag der Schwanz ausgestreckt im Gras, und obwohl er aussah, als schliefe er, konnte Sharon sogar aus der Küche erkennen, daß seine Augen offen waren und Marks Gesicht beobachteten.

Auch Chivas spürte offenbar, daß etwas nicht stimmte. Und nun, da sie darüber nachdachte, erkannte Sharon, daß es nicht nur heute so war. Rückblickend schien es ihr, daß Mark die ganze Woche über stiller und stiller geworden war, immer mehr Zeit allein verbracht hatte, nach der Schule mit Chivas durch die Wälder gestreift war oder wie jetzt bei den Kaninchen gesessen und in ihren Stall gestarrt hatte. Aber sie war beinahe sicher, daß er die Kaninchen überhaupt nicht sah. Nein, ihn beschäftigte etwas anderes, worüber er bisher nicht hatte sprechen wollen. Als Kelly in die Küche kam und wissen wollte, wann das Essen fertig wäre, faßte Sharon einen Entschluß.

»In einer Viertelstunde, Kind«, sagte sie dem Mädchen
»Hättest du Lust, für mich auf die Steaks achtzugeben?«

Kellys Augen leuchteten auf, und sofort nahm sie die große zweizinkige Gabel und stieß sie in eines der dicken Steaks, die gerade erst zu bräunen begannen. »Soll ich sie schon umdrehen?«

»Alle vier Minuten«, antwortete Sharon und schätzte nach einem Blick auf das Fleisch, daß sie wenigstens zehn Minuten hätte, um mit ihrem Sohn zu sprechen. Sie ließ Kelly allein in der Küche zurück, ging hinaus in den Garten und setzte sich zu Mark auf den Rasen. Als spürte er, daß Hilfe für seinen Herren eingetroffen war, setzte Chivas sich aufrecht, schlug mit dem Schwanz auf den Boden und richtete den Blick seiner großen vertrauenden Augen auf sie.

»Möchtest du darüber reden?« fragte Sharon.

»Worüber reden? Habe ich was falsch gemacht?«

»Nein, aber ich bin deine Mutter. Ich sehe es dir an, wenn etwas nicht stimmt. Du wirst still. Aber dadurch wird nichts besser.«

Mark holte tief Atem, seufzte. »Ich – ich bin einfach nicht sicher, daß es mir hier in Silverdale gefällt.« Er wich ihrem Blick aus.

»Wir haben erst Donnerstag. In weniger als einer Woche hast du bereits entschieden, daß es dir nicht gefällt? Du warst doch derjenige, der den Ortswechsel so begeistert begrüßte. War es nicht so?«

Mark nickte mißmutig. »Ich weiß. Und ich weiß, wie gut es Papa gefällt. Sogar Kelly hat aufgehört, ihren Freundinnen zu Hause nachzutruern.«

»Und du willst kein Spielverderber sein. Stimmt's?«

Mark nickte zögernd. Dann aber, als er dem Blick seiner Mutter begegnete, brach alles hervor, was sich seit Montag in ihm angestaut hatte. »Hier denken alle nur an Sport. Mama, ich kann nicht mal einen Freizeitjob bekommen, weil ich in keiner

von den Mannschaften bin.«

Sharon sah ihn verwirrt an. Wovon redete der Junge? »Einen Freizeitjob?« fragte sie. »Warum suchst du einen Freizeitjob?«

Mark errötete. »Ich – na, ich dachte, wenn ich einen Job hätte, würde Papa mir nicht mehr so im Nacken sitzen, mit seinem Sportfimmel. Ich meine, wenn ich einen Job hätte, bliebe mir keine Zeit für Training und dergleichen, nicht?«

Sharon konnte sich kaum das Lachen verbeißen, aber der stumme Appell in seinen Augen ernüchterte sie. »Na, du bist mir ein Schlaumeier«, sagte sie mit einem kleinen Schmunzeln. »Ich muß zugeben, daß es wahrscheinlich klappen würde. Wo liegt das Problem?«

Mark erzählte ihr, was er am Montagnachmittag im Fotogeschäft erlebt hatte. Das gleiche hatte sich am Dienstag und am Mittwoch wiederholt, als er in anderen Läden vorstellig geworden war. Heute waren ihm Henry Spaldings Worte in der Drogerie wiederholt worden. »Was soll ich tun? Ich werde es in keine der Mannschaften schaffen, und ich werde keinen Freizeitjob bekommen, und Papa wird mir die Hölle heiß machen.«

Sie saßen eine Weile schweigend, als könnte die Stille selbst eine Lösung bereitstellen. Zuletzt zuckte Sharon hilflos die Achseln. »Ich wünschte, ich wüßte, was ich dir sagen soll«, meinte sie. »Ich werde versuchen, deinen Vater zurückzuhalten, daß er dich nicht zu hart drängt. Aber du kennst deinen Vater.« Sie gab Mark einen zärtlichen Klaps auf den Rücken, dann stand sie auf. »Komm mit. Das Essen ist gleich fertig.«

Aber Mark schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht hungrig«, sagte er, zu ihr aufblickend. »Ist es dir recht, wenn ich die Mahlzeit auslasse? Ich würde gern mit Chivas in die Berge gehen.«

Sie dachte einen Moment darüber nach. Er war fast sechzehn, und er mußte anfangen, seine Probleme selbst zu

lösen. »Einverstanden«, sagte sie. »Aber gib acht, daß du vor Dunkelwerden zurückkommst. Ich möchte nicht, daß du dich dort oben verläufst.«

Mark grinste sie an, und allein dieser Wechsel in seinem Ausdruck gab Sharon die Gewißheit, daß sie richtig entschieden hatte. »Ich werde mich nicht verlaufen. Und selbst wenn ich es täte, würde Chivas uns zurückführen.«

Als Sharon wieder ins Haus ging, wo Kelly bereits aus der Küche schrie, die Steaks würden verbrennen, liefen Mark und Chivas durch die Garagenzufahrt hinaus.

Mark wußte nicht genau, wie lang er gegangen war; er hatte sich unterwegs Landschaft und Vegetation angesehen und nicht allzugenau darauf geachtet, wie sie hierhergekommen waren. Während Chivas vorausgesprungen war, hatte er den Fußweg am Fluß nach Norden genommen, bis er einen halben Kilometer außerhalb der Stadt zu einem schmalen Fußgängersteg gelangt war. Nachdem er auf ihm den Fluß überquert hatte, war er auf eine dreifache Weggabelung gestoßen und hatte den Pfad eingeschlagen, der ihn bergauf führen würde. Nach ungefähr zwanzig Minuten hatten sie den Talrand erreicht und den Aufstieg begonnen.

Das mit Bäumen gesprenkelte Weideland des Tales wurde hier bald von dichten Nadelholzbeständen abgelöst, in die da und dort Gruppen von Espen eingestreut waren. Chivas, dessen Jagdinstinkt wie gewöhnlich durch die zahlreichen Witte-rungen, die ihm in die Nase kamen, geweckt worden war, zitterte förmlich vor Erregung und sprang immer wieder in den Wald davon, wo er Eichhörnchen und Vögel und anderes Getier verfolgte, um aber nach kurzer Zeit stets wieder zurückzukommen. Mark folgte dem Pfad immer höher, und schließlich, als er eine Kehre erreichte, fand er sich auf einem steilen Felsabsturz, von dem das ganze Tal überblickt werden konnte. Die Felsen waren hier frei von Baumwuchs, und an

mehreren Stellen war das hohe Gras niedergedrückt; anscheinend hatte hier Wild gelagert. Mark sah sich nach Chivas um, aber der Hund stöberte irgendwo durch das Unterholz. Die Sonne, noch immer ein Stück über dem Horizont, wärmte ihn nach dem kühlen Waldesschatten; er ließ sich im Gras nieder und blickte über das Tal hin.

Ein paar Minuten später streckte er sich auf den Rücken und schloß die Augen bloß für ein paar Sekunden ...

Aufschreckend bemerkte er, daß die Sonne unter den Horizont gesunken war. Chivas stand neben ihm und blickte mit leisem Knurren in die Ferne, eine Vorderpfote leicht angehoben. Sein Schwanz war leicht abwärts gekrümmt, jeder Muskel seines Körpers angespannt. Mark rieb sich die Augen und erhob sich auf die Knie. Er spähte in Chivas' Blickrichtung, konnte im verblassenden Tageslicht jedoch nichts Auffälliges sehen.

Immerhin, etwas hatte den Hund beunruhigt und vielleicht auch ihn selbst aus seinem leichten Schlummer geweckt.

Aber was?

Und dann hörte er es.

Es war ein fernes, unbestimmt winselndes Geräusch, und als es zuerst aus dem Tal zu ihm herauf wehte, war er nicht sicher, daß er es wirklich gehört hatte. Dann aber, als er angestrengt lauschte und Chivas' leises Grollen sich verstärkte, gipfelte das Geräusch in etwas wie einem Schmerzensschrei.

Oder einem Wutschrei.

Mark dachte, daß er aus der Kehle eines Tieres gekommen sein mußte, und ein Frösteln überlief ihn, als das ferne Heulen die Abendstille durchschnitt.

Gleich darauf brach es plötzlich ab und hinterließ nicht einmal ein Echo zwischen den Talhängen.

Chivas bellte einmal, dann verstummte er.

Sie blieben noch mehrere lange Minuten an ihrem Platz und lauschten, aber die Stille dauerte an, und als der Westhimmel

sich rosig verfärbte, versank das Tal allmählich in tiefen Schatten.

»Komm mit, Junge«, sagte Mark mit unwillkürlich gedämpfter Stimme. »Laß uns nach Haus gehen.« Er stand auf und wanderte den Pfad durch den Wald zurück ins Tal. Diesmal blieb Chivas, statt auf eigene Faust Ausflüge zu machen, nahe bei seinem Herrn. Und wiederholt blieb er stehen, blickte zu Mark zurück und ließ ein leises Winseln hören.

Mark beschleunigte seine Schritte, aber erst als sie den Fußgängersteg hinter sich gebracht hatten und wieder in der vertrauteren Umgebung der Stadt waren, konnte er sich entspannen.

Linda Harris sah besorgt zu, wie Tiffany Welch tief Luft holte, drei schnelle Schritte Anlauf nahm, sprang und genau das Ende des Federsprungbretts traf. Es katapultierte sie aufwärts, und sie vollführte einen nahezu vollkommenen Überschlag in der Luft, bevor sie etwas wacklig auf den Schultern von Josh Hinsdale und Pete Nakamura landete. Die beiden Jungen, die ihre Unsicherheit fühlten, umfaßten ihre Knöchel, um Halt zu geben, und sie streckte zur Balance die Arme nach beiden Seiten aus und konnte sich so noch einen Augenblick auf ihren Schultern halten. Dann schrie sie ihnen zu, daß sie loslassen sollten, und sprang auf den mattenbelegten Boden der Turnhalle.

»Vollkommen war es vielleicht nicht«, sagte sie, als sie den Ausdruck in Lindas Augen sah. »Aber wenigstens habe ich es geschafft, und bis zum nächsten Heimspiel werde ich soweit sein, daß ich oben bleiben kann.«

Linda schüttelte den Kopf. »Oder du brichst dir den Hals. Ich sage dir, Tiff, wenn Mrs. Haynes erfährt, was du tust, reißt sie uns allen die Köpfe ab.«

»Wir werden eben achtgeben, daß sie es nicht erfährt«, sagte

Tiffany. »Ich übe weiter, bis ich es richtig hinkriege, und dann werden wir es ihr zeigen.«

»Mir reicht's für heute«, sagte Linda mit einem Blick zur Wanduhr. »Es ist bald neun, und ich muß noch meine Algebra machen. Komm mit.«

Die beiden Mädchen verabschiedeten sich von Josh und Pete, liefen in den Umkleideraum, duschten eilig und zogen sich an. »Willst du noch eine Cola?« fragte Tiffany, als sie fünfzehn Minuten später das Gebäude verließen. Ihre Haare waren noch naß, trockneten aber rasch in der warmen Luft.

»Ich kann nicht. Nach Algebra muß ich mich noch auf meinen Aufsatz vorbereiten.«

»»Mein Sommerurlaub« von Linda Jane Harris?« sagte Tiffany in ironischem Ton. »Hängt dir das nicht zum Hals heraus?«

Linda kicherte. »Diesmal ist es noch schlimmer«, sagte sie. »Ich muß über das Thema ›Die wichtigste Person in meinem Leben‹ schreiben. «Vielleicht«, fuhr sie fort, als ihr plötzlich das humorlose Gesicht des Englischlehrers in den Sinn kam, »werde ich über Mr. Gray selbst schreiben.«

»Das versuchte mein Bruder vor zwei Jahren«, sagte Tiffany. »Gray gab ihm ein Ungenügend, und er mußte es noch einmal schreiben.«

Als sie um die Ecke des Schulgebäudes kamen, trat vor ihnen eine Gestalt aus den Schatten. Beide Mädchen erschrecken, aber dann hörten sie: »He, ich bin es bloß.«

Die Gestalt kam ganz zum Vorschein, und das Licht der Straßenlaterne fiel auf Jeff LaConner. »Ich habe auf dich gewartet«, sagte er zu Linda. Tiffany sah ihre Gefährtin aus den Augenwinkeln an. »Wie wär's mit Jeff?« sagte sie. »Du könntest den Aufsatz über ihn schreiben, nicht?« Bevor Linda sich eine gute Antwort zurechtlegen konnte, verabschiedete sich Tiffany mit einem kurzen Winken und eilte davon. Jeff und Linda blieben zurück.

Als sie weitergingen, legte Jeff ihr den Arm um die Schultern. Es war nicht das erste Mal, aber heute abend empfand sie es als unangenehm. Und sie erkannte auch den Grund.

Mark Tanner.

Linda war seit dem letzten Frühjahr mit Jeff LaConner gegangen. Aber sogar während des Sommers, als sie einander fast jeden Tag gesehen hatten, war sie ihrer Gefühle nicht sicher gewesen. Anfangs war es natürlich ein gewisser Kitzel gewesen, daß Jeff sich für sie interessierte, da er zwei Klassen über ihr und obendrein der Footballstar der Schule war. Auch hatte sie die neidischen Blicke genossen, mit denen Tiffany Welch und die anderen Mädchen sie bedacht hatten, wenn Jeff sich in der Mittagspause zu ihr gesetzt hatte. Aber im weiteren Verlauf des Sommers, als Jeff mehr und mehr von Übungsstunden und Footballtraining in Anspruch genommen war, hatten sich in ihr erste Zweifel geregt. Es war nicht so, daß sie ihn nicht mochte – sie mochte ihn. Ursache ihrer Unzufriedenheit war einfach, daß er sich für nichts als Football zu interessieren schien; und wenn er herüberkam, sie zu besuchen, endete es nur zu oft damit, daß er und Robb hinter dem Haus mit dem Ball Zuwerfen und Fangen übten, während sie auf der Veranda saß und sich fragte, warum er überhaupt gekommen war.

Und dann war letztes Wochenende Mark in die Stadt gekommen; und am Samstag, bevor Robb gekommen und Mark so still geworden war, hatte es ihr Freude gemacht, mit ihm zu sprechen. Nicht, daß sie über vieles gesprochen hätten. Aber es war ihr leichtgefallen, mit Mark zu reden, denn anders als ihr Bruder oder Jeff hörte er wirklich zu, wenn sie etwas sagte. Und so war es jeden Morgen dieser Woche gewesen, wenn sie zusammen zur Schule gegangen waren. Sogar während der Mittagspause hatte sie des öfteren nach ihm Ausschau gehalten, obwohl Jeff bei ihr gewesen war.

»Dann bleibt es also dabei, daß wir uns morgen abend bei der großen Stimmungsmache treffen?« hörte sie Jeff sagen. Gleichzeitig festigte seine Hand ihren Griff an Lindas Schulter, und in seiner Stimme war ein rauher Unterton, den sie bisher nicht gekannt hatte.

»Morgen abend?« fragte sie. »Aber du hattest mich nicht gefragt, oder?«

Jeff blieb stehen und machte Front zu ihr. Sie waren ein paar Schritte von einer Straßenlaterne entfernt, und obwohl Jeffs Gesicht teilweise im Schatten lag, glaubte sie zu erkennen, daß er zornig war. »Ich dachte nicht, daß das nötig wäre«, sagte er. »Du wirst dort sein, und ich werde dort sein, und danach gehen wir wie immer aus, nicht?«

»Tun wir das?« fragte Linda, dann kam ihr die eigene Frage dumm vor. Natürlich taten sie es, das war nichts Neues. Warum hatte sie so etwas gesagt?

Mark Tanner: darum.

»Was soll das heißen?« fragte Jeff aufgebracht. »Du bist meine Freundin, oder nicht?«

Linda schluckte. »Ich – ich weiß nicht«, erwiderte sie. Plötzlich schien es, als sei ihr Verstand seine eigenen Wege gegangen, und sie hätte keine Herrschaft mehr über die eigenen Gedanken. »Ich denke – nun, vielleicht haben wir uns in letzter Zeit zu oft gesehen ...«

Ihre eigenen Worte verblüfften sie. Sicherlich hatte sie über Jeff nachgedacht und versucht, sich Klarheit über ihre Empfindungen für ihn zu verschaffen, aber sie hatte nicht wirklich daran gedacht, mit ihm Schluß zu machen.

Oder vielleicht doch.

Jeffs Augen glitzerten zornig, und er legte ihr beide Hände auf die Schultern. »Dachte ich's mir doch, es ist dieser Kriecher Tanner, nicht?« grollte er. »Wenn dieser kleine Scheißer versucht, sich an dich heranzumachen ...«

»Hör auf!« zischte Linda. Sie blickte umher, hoffte, daß

niemand sie beobachtete. »Es hat nichts mit Mark zu tun.«

Aber es hatte, und Jeff, sonst nicht gerade mit dem feinsten Gespür ausgestattet, schien es zu wissen. Seine Hände griffen fester zu, daß es schmerzte. Die Straßenbeleuchtung schien ihm jetzt voll ins Gesicht, und plötzlich fand sie, daß er anders aussah. Sein Zorn hatte seine Züge entstellt, und sein Gesicht – das Gesicht, das sie bisher immer hübsch gefunden hatte –, erschien ihr derb und gewöhnlich.

»Ich will nicht, daß du noch mal mit ihm redest«, sagte Jeff, und das brachte Linda augenblicklich gegen ihn auf. Wer war Jeff LaConner, ihr vorzuschreiben, was sie zu tun und zu lassen hatte?

»Laß mich los«, verlangte sie. »Ich rede, mit wem ich will ...«

Sie brachte den Satz kaum heraus, denn Jeff, dessen Züge dunkel angelaufen waren, schüttelte sie.

Seine Finger bohrten sich tief in ihre Schultern, und der Schmerz war bis in ihre Hände spürbar. Ihr Kopf schlug vor und zurück, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Hör auf!« schrie sie. »Du tust mir weh! Jeff, hör sofort auf!«

Das drang endlich durch. So plötzlich, wie er angefangen hatte, sie zu schütteln, gab er sie frei. Er sah ihr die Tränen übers Gesicht rinnen, und sie knetete sich die linke Schulter, um den Schmerz zu vertreiben. Er starrte sie stumm an, dann machte er auf dem Absatz kehrt, hieb mit der geballten Faust gegen einen Baumstamm, stieß einen erstickten Ruf aus, der halb Schmerzenslaut und halb Wutschrei war, und rannte in die Nacht davon.

Linda sah ihm schweratmend und mit Herzklopfen nach. Der Schmerz in ihren Schultern ließ nach, und als er nicht zurückkam, setzte sie ihren Heimweg fort. Was in aller Welt war eben geschehen? Jeff hatte sich nie zuvor so gewalttätig benommen – niemals! Heute abend hatte sie sich wirklich

geängstigt. Und sie hatte nichts getan, nicht wirklich. Aber wenn er anfang, sich so zu benehmen ...

Sie beschleunigte ihre Schritte und fing schließlich an zu laufen, denn der Gedanke, daß er zurückkommen und sie mißhandeln könnte, schien auf einmal nicht mehr abwegig. Als sie nach Haus kam, lief sie in ihr Zimmer, ohne mit ihren Eltern zu sprechen. Sie hatte ihren Entschluß gefaßt.

Sie nahm den Telefonhörer ab und wählte die Nummer der Tanners; erst als sie die Nummer wählte, wurde ihr bewußt, daß sie sie bereits im Gedächtnis hatte.

»Mrs. Tanner?« fragte sie einen Augenblick später. »Hier ist Linda. Kann ich Mark sprechen?«

Es ging auf Mitternacht, aber Mark konnte nicht einschlafen. Er lag seit mehr als einer Stunde im Bett und konnte nicht aufhören, sich mit der Frage zu beschäftigen, was an diesem Abend geschehen sein mochte. Als er zuerst Lindas Stimme am Telefon gehört hatte, hatte er sich nicht viel dabei gedacht. Doch als sie ihn gefragt hatte, ob er morgen abend zu der das nächste Heimspiel vorbereitenden Schülerversammlung – der großen Stimmungsmache, wie sie genannt wurde – kommen und hinterher mit ihr Würstchen essen gehen wolle, hatte er angefangen, sich Gedanken zu machen, was da vorging. Natürlich hatte er die Einladung, ohne lange nachzudenken, angenommen, doch sobald er den Hörer aufgelegt hatte, waren ihm die Fragen in den Sinn gekommen.

Warum hatte sie ihn angerufen.

Sie war Jeff LaConnors Freundin, nicht?

Und ihre Stimme hatte sich irgendwie komisch angehört, als ob etwas nicht in Ordnung wäre.

Schließlich folgerte er, daß seine Mutter, die sich nach ihrem Gespräch Sorgen um ihn machte, Mrs. Harris angerufen und sie gebeten haben müsse, auf Linda einzuwirken, daß sie ihn anrufe.

Aber seine Mutter hatte es geleugnet, und Mark konnte nicht glauben, daß sie ihn belügen würde. Sie würde versuchen, ihm zu erklären, warum sie es getan hatte, und ihn bitten, die Verabredung nicht platzen zu lassen; aber lügen würde sie nicht.

Trotzdem, es mußte ein Akt des Mitleids oder der Barmherzigkeit sein. Wahrscheinlich bedauerte Linda ihn und hatte Jeff gefragt, ob es ihm recht sein würde, wenn sie ihn mitkommen ließe.

Das war es! Sie wollte ihn mitnehmen, wenn sie mit Jeff Würstchen essen ging! Er würde wie eine Art Idiot aussehen!

Er war drauf und dran, sie seinerseits anzurufen, griff auch schon zum Telefon, ließ es dann aber sein. Linda würde so etwas nicht tun. Er dachte lange darüber nach und entschied schließlich, daß sie ihm so etwas nicht antun würde. Trotzdem konnte er sich keinen Reim darauf machen. Linda gehörte zu denen, die bei Heimspielen den Beifall für die eigene Mannschaft zu lenken und anzufeuern hatten, und sie ging mit dem Star der Footballmannschaft. Und wenn sie auch nicht gerade groß war, war sie doch zwei Zentimeter größer als er. Warum also konnte sie mit ihm ausgehen wollen?

Er gab die Einschlafversuche auf, schaltete das Licht an, stieg aus dem Bett und besah sich im Spiegel.

Mager. Nicht drahtig, wie seine Mutter ihm immer sagte. Einfach mager. Er hatte eine schmale Hühnerbrust, und seine Arme waren viel zu dünn.

Vor seinem inneren Auge erschien ungebeten Jeff LaConnors Gestalt. Gab es wirklich eine Chance, daß er jemals so aussehen würde?

Er mußte an Robb Harris denken. Vor drei Jahren, als die Familie Harris noch in San Marcos gewohnt hatte, war Robb genauso mager gewesen, wie Mark es noch jetzt war. Aber Robb hatte zugenommen und war gewachsen und sah großartig aus.

Vielleicht konnte er es auch schaffen, dachte Mark, als er unglücklich sein Ebenbild betrachtete.

Und es war nicht bloß Lindas wegen, sagte er sich. Alles spielte mit hinein. Er hatte den ganzen Nachmittag darüber nachgedacht, während er mit Chivas in den Bergen unterwegs gewesen war. Er hatte es sich nur nicht eingestehen wollen. Aber es hatte keinen Sinn, die Augen davor zu verschließen.

Er war in Silverdale, und hier würde er die nächsten Jahre bleiben. Und wenn er hier leben mußte, dann mußte er sich in die Gemeinschaft einfügen, selbst wenn es bedeutete, daß er lernte, Sport nicht nur als eine lästige Anstrengung zu sehen.

Selbst wenn er sich nicht angewöhnen konnte, Sport zu mögen, konnte er doch so tun als ob. Er konnte zu den Spielen gehen und so laut schreien wie die anderen.

Und er konnte anfangen, Übungen zu machen. Er hatte als Kind jahrelang Krankengymnastik gemacht, und später hatte er in der Schule am Turnunterricht teilgenommen. Warum sollte er jetzt nicht an sich arbeiten?

Mehr war nicht daran, sagte er sich. Wenn ihm nicht gefiel, wie er war, mußte er sich eben ändern.

Gedacht, getan. Er legte sich rücklings auf den Boden, steckte die Füße unter die unterste Schreibtischschublade, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und richtete sich zu sitzender Haltung auf.

Zu seiner Überraschung gelangen ihm fünfundzwanzig Wiederholungen, bevor seine Bauchmuskulatur so schmerzte, daß er nicht weitermachen konnte. Aber morgen, sagte er sich, als er wieder ins Bett stieg, würde er dreißig machen. Und übermorgen ...

Seine Gedanken wurden von einem Geräusch unterbrochen, das scharf durch die nächtliche Stille schnitt und sogar das Zirpen der Baumzikaden vorübergehend zum Verstummen brachte.

Es war der gleiche durchdringende, gequälte Schrei, den er

bei Sonnenuntergang auf dem Felsvorsprung über dem Tal gehört hatte. Nur klang der Schrei jetzt, in der Dunkelheit der Nacht, irgendwie anders.

Er klang beinahe menschlich ...

CHARLOTTE LACONNER BLICKTE ZUR UHR, die trübe neben dem Bett glomm. Chuck schnarchte neben ihr. Wie konnte er schlafen, wenn er doch wußte, daß Jeff noch immer nicht heimgekommen war? Charlotte stand auf, fuhr in einen leichten Morgenmantel, ging zum Fenster und blickte hinaus zur Straße. Die Nacht war ruhig. Eine friedliche Stille lag über dem Tal, eine Stille, die eigentlich in krasssem Widerspruch zu ihrer inneren Unruhe stand.

Es war eine schlechte Woche für sie gewesen, und mit jedem Tag schienen die Dinge sich zum Schlechteren zu entwickeln. Es hatte am Montagabend angefangen, als sie sich bemüht hatte, mit Chuck vernünftig darüber zu sprechen. Er hatte geduldig zugehört, während sie ihm von Rick Ramirez berichtet hatte; doch als sie angefangen hatte, von ihrem Entschluß zu sprechen, daß Jeff aus der Footballmannschaft ausscheiden müsse, war sein Ausdruck erstarrt und ein harter Blick in seine Augen gekommen.

»Das ist das Dümme, was ich je gehört habe«, hatte er gesagt.

Seine Worte hatten sie wie ein Peitschenschlag getroffen, und sie hatte sich auf die Lippe gebissen, aber dann versucht, mit ihm zu argumentieren.

Es war zwecklos gewesen. »Es war ein Unfall«, hatte er wieder einmal bekräftigt. »Du verlangst nicht von einem Jungen, daß er seinen Lieblingssport bloß wegen eines Unfalls aufgibt.«

Soweit es Chuck betraf, war der Fall damit erledigt. Wenn er die Spannung, die seit diesem Wortwechsel im Haus herrschte, überhaupt bemerkte, gab er es nicht zu erkennen und benahm sich, als ob sich nichts geändert hätte. Charlotte hingegen, der Rick Ramirez nicht aus dem Sinn wollte, war im Laufe der Woche immer stiller und verschlossener geworden.

Und ihr war aufgefallen, daß Jeff sich veränderte.

Wenn es wirklich Veränderungen waren.

Denn inzwischen war sie ihrer Sache nicht mehr so sicher. Vielleicht hatte Jeff sich in Wirklichkeit überhaupt nicht verändert, und sie las einfach etwas in sein Verhalten hinein. Gleichwohl glaubte sie deutliche Anzeichen einer Persönlichkeitsveränderung in ihm auszumachen. Sein in jüngeren Jahren so ausgeglichenes Temperament schien jetzt bei der geringsten Provokation in wildem Jähzorn aufzuflammen, und zweimal hatte er in dieser Woche auf ihr Ersuchen, im Haus etwas zu tun, zurückgeschrien, daß er schon so zuviel zu tun habe, und war dann mit Türenknallen hinaus. In beiden Fällen freilich war er wenige Minuten später zurückgekommen und hatte sich entschuldigt, und sie hatte ihm gern vergeben. Eine Wiederholung der Szene vom Samstagabend war das letzte, was sie wünschte.

Aber die jähzornigen Ausbrüche ihres Sohnes hatten Charlotte Anlaß gegeben, ihn genauer zu beobachten und nach Hinweisen auf seine jeweilige Stimmung zu suchen, bevor sie zu ihm sprach. Und wenn sie ihn so beobachtete, oft ohne sein Wissen, hatte sie das eigenartige Gefühl, daß nicht nur seine Persönlichkeit einer Veränderung unterlag, sondern daß er sich auch äußerlich wandelte.

Seine Augen schienen ein wenig eingesunken, seine Brauen – schon immer kräftig – dicker und wulstiger. Sein Unterkiefer, kantig und fest wie der seines Vaters, kam ihr jetzt massiger vor, und verlieh ihm ein aggressives Aussehen, das geradezu beängstigend war, wenn er jähzornig wurde.

Als Jeff heute vom Training nach Haus gekommen war, hatte er eine geschwollene Hand gehabt. Auf ihre Frage, was geschehen sei, war er zornig aufgefahren: »Sonst noch was?«

Charlotte hatte ihm sagen wollen, daß sie nur um ihn besorgt sei, aber es war zu spät; er war bereits in seinem Zimmer verschwunden, um die Zeit bis zum Abendessen mit

dem Nautilusgerät zu arbeiten, das Chuck ihm im letzten Sommer gekauft hatte. Gleich nach dem Abendessen hatte er das Haus verlassen, und seither hatte sie nichts von ihm gesehen und gehört.

Die Standuhr in der Diele am Fuß der Treppe schlug zwei, und Charlotte wandte sich vom Fenster. Mit gemischten Gefühlen – teils Angst, teils Verärgerung, daß sie so weit gekommen war, ihren eigenen Mann zu fürchten – ging sie zum Bett und schüttelte Chuck. Er hörte auf zu schnarchen, entzog sich ihrer Hand und wälzte sich auf die andere Seite. Sie schüttelte ihn wieder, und er öffnete blinzeln die Augen.

»Was gibt es?« murmelte er. »Wie spät ist es? Gott, Charlotte, kannst du nicht das Licht ausmachen?«

»Es ist zwei Uhr früh, Chuck. Und Jeff ist noch nicht zu Haus.«

Chuck stöhnte. »Und deswegen weckst du mich? Lieber Himmel, Charlotte, als ich in seinem Alter war, blieb ich die Hälfte der Zeit die ganze Nacht weg.«

»Du vielleicht«, erwiderte sie spröde. »Und deinen Eltern war es vielleicht egal. Aber mir ist es nicht egal, und ich werde die Polizei anrufen.«

Das ermunterte ihn augenblicklich. »Warum willst du das tun, zum Henker?« Er setzte sich im Bett auf und starrte Charlotte an, als ob sie den Verstand verloren hätte.

»Weil ich mir Sorgen um ihn mache«, fuhr Charlotte auf. Die Sorge um ihren Sohn überwand die Furcht vor seiner scharfen Zunge. »Weil mir nicht gefällt, was mit ihm geschehen ist und wie er sich benommen hat. Und weil ich wissen will, wo er sich nachts herumtreibt!«

Sie zog den Morgenmantel schützend unter der Kehle zusammen und eilte aus dem Schlafzimmer. Sie war schon unten in der Diele, als Chuck sie in seinem alten wollenen Bademantel, den er trotz der Mottenlöcher und ausgefranst Säume nicht wegwerfen wollte, einholte, ihr den Telefonhörer

aus der Hand nahm und auflegte. »Augenblick. Ich werde nicht zulassen, daß du Jeff in Schwierigkeiten mit der Polizei bringst, bloß weil du ihn bemuttern willst.«

»Ihn bemuttern!« wiederholte Charlotte. »Um Himmels willen, Chuck! Er ist erst siebzehn! Und es ist zwei Uhr nachts, und es gibt in ganz Silverdale kein Lokal, das noch offen hätte. Also wo ist er, wenn nicht bereits in Schwierigkeiten?«

»Vielleicht bleibt er bei einem Freund über Nacht«, sagte er, aber Charlotte schüttelte energisch den Kopf.

»Das hat er nie getan. Und wenn es so wäre, würde er angerufen haben.« Kaum waren die Worte heraus, da mußte sie sich eingestehen, daß sie ihnen selbst nicht glaubte. Vor einem Jahr, noch vor ein paar Monaten hätte sie Jeff vertraut, daß er sie informieren würde, wo er war und was er tat. Aber jetzt? Sie wußte es nicht. Noch konnte sie ihre Sorgen Chuck anvertrauen, da er darauf beharrte, daß nichts fehle; daß Jeff eben heranwache und flüge werde; man müsse ihn die Flügel erproben lassen.

Als sie nach den rechten Worten suchte, die ihre Ängste ausdrückten, ohne den Zorn ihres Mannes weiter zu erregen, ging die Haustür auf, und Jeff kam herein.

Er schloß sie hinter sich und war bereits an der Treppe, als er seine Eltern sah, die in ihren Morgenmänteln in der Diele standen und ihn anstarrten. Er sah sie einen Moment mit einem stumpfsinnigen Ausdruck an, als ob er sie nicht wiedererkenne, und Charlotte schoß der Gedanke durch den Kopf, daß er aussah, als hätte er Drogen genommen.

»Jeff?« sagte sie. Dann, als er keine Reaktion zeigte, rief sie ihn noch einmal, diesmal lauter: »Jeff!«

Er richtete einen ausdruckslosen Blick auf sie. »Was?« Seine Stimme nahm den gleichen mürrischen Ton an, der ihr in letzter Zeit so vertraut geworden war.

»Ich verlange eine Erklärung«, sagte sie. »Es ist nach zwei, und ich möchte wissen, wo du gewesen bist.«

»Draußen«, sagte Jeff und wollte sich abwenden.

»Halt, junger Mann!« befahl Charlotte. Sie marschierte zum Fuß der Treppe und schaltete die Treppenhausbeleuchtung ein. Heller Lichtschein fiel auf Jeff, und ihr stockte der Atem. Sein Gesicht war schmutzig, an seinen Wangen waren Blut-schmierer. Er hatte dunkle Ringe unter den Augen, als hätte er seit Tagen kaum geschlafen, und er schnaufte, daß sein Brustkorb sich hob und senkte.

Dann hob er die rechte Hand zum Mund, und bevor er anfang, an den Knöcheln zu lutschen, konnte Charlotte sehen, daß dort die Haut abgerissen war.

»Mein Gott«, hauchte sie. Ihr Zorn verflog. »Jeff, was ist mit dir geschehen?«

Seine Augen verengten sich. »Nichts«, murmelte er und wollte wieder die Treppe hinauf.

»Nichts?« wiederholte Charlotte. Sie wandte sich zu Chuck. »Schau ihn dir an. Schau ihn dir bloß an!«

»Du solltest besser erzählen, was geschehen ist, Junge«, sagte Chuck. »Wenn du in irgendwelchen Schwierigkeiten bist ...«

Jeff fuhr herum, und in seinen Augen flammte derselbe Jähzorn, der Linda Harris früher am Abend erschreckt hatte. »Ich weiß nicht, was los ist!« brüllte er. »Linda hat heute abend mit mir Schluß gemacht. Und das hat mir gestunken! Klar? Also wollte ich einen Baum zusammenschlagen und ging spazieren. Klar? Ist dir das recht, Ma?«

»Jeff ...«, begann Charlotte LaConner zurückweichend vor dem Jähzorn ihres Sohnes. »Ich wollte nicht ... wir hatten nur ...«

Aber es war zu spät.

»Könnt ihr mich nicht einfach in Ruhe lassen?« brüllte Jeff.

Er kam an die Treppe, wo er die viel kleinere Gestalt seiner Mutter wie ein Turm überragte. Dann, als sie den Weg nicht freimachte, stieß er sie mit einer abrupten Bewegung grob

beiseite, als gelte es, ein lästiges Insekt zu vertreiben. Sie fühlte einen scharfen Schmerz in der Schulter, als sie gegen die Wand schlug, dann fiel sie am Fuß der Treppe zu Boden. Jeff starrte seine Mutter mit leerem Gesichtsausdruck an, als könne er sich nicht erklären, was mit ihr geschehen war, dann stieg ein qualvolles Winseln tief aus seinem Inneren in die Kehle, er machte kehrt und stürzte zum Haus hinaus.

Chuck starrte benommen die zukrachende Haustür an, dann kniete er nieder, seiner Frau aufzuhelfen. Langsam führte er die still schluchzende Charlotte die Treppe hinauf.

Zuerst mußte er sie beruhigen und wieder ins Bett bringen. Dann mußte er sich auf die Suche nach Jeff machen.

Jeff ging mit schwerfälligen Schritten vom Haus fort, stolperte vom Gehsteig auf die Straße. Doch als er in den Lichtkreis der Straßenbeleuchtung kam, zwinkerte er benommen und lief geduckt über die Straße und verschwand in den tiefen Schatten zwischen zwei Häusern.

In seinem Schädel pochte ein dumpfer, aber hartnäckiger Schmerz, der sämtliche Knochen zu durchdringen schien, und seine Augen tränten. Wie konnte er das tun? Es war schlimm genug, daß er Linda Harris geschüttelt hatte, als wäre sie eine Gliederpuppe, aber die eigene Mutter so aus dem Weg zu schlagen ...

Er versuchte den Gedanken zu verdrängen. So etwas konnte er nicht getan haben! Es mußte jemand anders gewesen sein.

Das war es. Es war jemand anders in ihm – jemand Böses –, der ihn zu Handlungen verleitete, die er selbst niemals begangen haben würde.

Aber wenn jemand anders in ihm war, bedeutete es, daß er verrückt wurde. Er war dabei, den Verstand zu verlieren, und sie würden ihn einsperren. Das machten sie nämlich mit Verrückten – jedenfalls, wenn sie gewalttätig wurden.

Er kauerte eine Weile im Schatten von Gartensträuchern und spähte umher wie ein wildes Tier, das weiß, daß es gejagt wird.

Wieviel Zeit blieb ihm noch, bis sie ihn suchen und einfangen würden? Er mußte weg, er mußte ein Versteck finden.

Geduckt lief er weiter durch einen Garten, schwang sich über den niedrigen Zaun zum Nachbargrundstück. Auf die gleiche Weise durchquerte er zwei weitere Gärten, dann schlüpfte er wieder zwischen den Häusern vor und überblickte die Straße nach Anzeichen von Leben, bevor er in die willkommene Dunkelheit der anderen Seite rannte. Er war noch nicht sicher, wohin er wollte, aber sein Instinkt schien ihn zur anderen Seite der Stadt zu führen, in die Nähe der Schule.

Und dann wußte er es.

Es gab jemanden, zu dem er gehen konnte, jemand, dem er vertraute und der ihm helfen würde. Sein Schnaufen ließ nach, als seine Panik sich legte und die Fähigkeit zu klarem Denken zurückkehrte. Sogar der furchtbare Schmerz in seinem Kopf ließ nach, und er fiel in einen lockeren Trab, sorgfältig den Kreisen gelben Lichtscheins ausweichend, die in Abständen Gehsteig und Straße erhellten. Zehn Minuten später war er am Ziel.

Er blieb gegenüber von Phil Collins' Haus stehen, drückte sich an den Stamm einer großen Zeder und ließ seinen argwöhnischen Blick nicht nur auf dem Haus des Trainers, sondern nacheinander auch auf den benachbarten Häusern ruhen.

Das Zirpen der Baumzikaden und das Summen der Insekten, die um die Straßenlaternen kreisten, schien sich in seinen Ohren zu verstärken, und in seiner Paranoia konnte er sich nicht vorstellen, wie jemand es fertigbrachte, in diesem Lärm zu schlafen. Doch waren alle Häuser im Block dunkel, und die Straße lag verlassen.

Vielleicht waren sie doch noch nicht hinter ihm her.

Er kauerte unschlüssig, sprang dann über die Straße und zur Hintertür des Hauses. Er klopfte leise, dann kräftiger.

Sofort wurde es im Haus lebendig. Der Schäferhund schlug an, und eine Sekunde später wurde es drinnen hell. Die Tür

wurde einen Spalt geöffnet, und Jeff sah das vertraute Gesicht des Trainers herauspähen.

»Ich bin's, Mr. Collins«, sagte er mit bebender Stimme. »Ich – ich bin in Schwierigkeiten. Darf ich hinein?«

Die Tür wurde für eine Sekunde geschlossen, und Jeff hörte Collins etwas zu dem Hund murmeln, dann ging die Tür weit auf, und Jeff trat in die Küche von Collins' kleinem Haus. Der große Deutsche Schäferhund saß zu Füßen seines Herrn auf den Keulen, hatte die Lefzen hochgezogen und knurrte tief in der Kehle.

»Ruhig, Sparks«, sagte Phil Collins. »Sei friedlich.« Der Hund entspannte sich deutlich, und einen Augenblick später kam er vorsichtig näher, um Jeffs Hand zu beschnüffeln.

Jeff sank auf den zerschrammten Stuhl, der als einziger am Küchentisch stand, und stützte den Kopf in die Hände.

»Ich – ich hab' meine Mutter geschlagen«, sagte er, ohne den Trainer anzusehen. »Ich weiß nicht, was geschah. Aber – Nun, manchmal ist es so, als ob ich verrückt würde.« Endlich sah er mit flehentlichem Ausdruck auf. »Was ist los mit mir?« fragte er. »Manchmal werde ich so wütend, daß ich mich einfach nicht beherrschen kann. Dann möchte ich nur draufhauen. Einfach draufhauen, egal was passiert.«

Collins legte ihm die Hand auf die Schulter. »Na, nun beruhige dich erst mal«, sagte er im gleichen Tonfall, den er gerade beim Hund gebraucht hatte. »Dir fehlt gar nichts, Jeff. Du machst eine schwierige Zeit in deinem Leben durch, das ist alles. Nun erzähl mir, was geschehen ist.«

Gelegentlich von rauhem Schluchzen unterbrochen, tat Jeff sein Möglichstes, Collins zu berichten, was an diesem Abend geschehen war, von seinem Gespräch mit Linda angefangen bis zu dem Augenblick Stunden später, als er plötzlich in blinder Wut seine Mutter geschlagen hatte. Aber am Ende wußte er, daß die Geschichte nicht viel Sinn ergab – es gab viele leere Stellen, Abschnitte, von denen er nicht wußte, wo er gewesen

war und was er getan hatte. Zu seiner Erleichterung reagierte der Trainer nicht allzu aufgeregt auf seine Erzählung.

»Mir scheint, du hast auf den Bruch mit deiner Freundin einfach überspannt reagiert«, sagte er. »Das passiert bei Jungen deines Alters immer wieder – die Hormone toben durch deinen Körper, und du weißt nie, was sie mit dir machen. Ich will dir was sagen«, fuhr er fort, »ich werde Marty Ames anrufen, und wir bringen dich hinaus und lassen dich von ihm untersuchen. Glaub mir«, fügte er augenzwinkernd hinzu, »wenn du überschnappst, wird Marty der erste sein, der es merkt. Aber keine Angst«, sagte er rasch, als Jeff erbleichte, »ich wette, er wird das gleiche sagen, was ich gerade gesagt habe.«

»Aber meine Eltern?« fragte Jeff besorgt. »Nach dem, was ich meiner Mutter getan habe, wird mein Pa mich umbringen!«

»Nein, wird er nicht«, versicherte ihm Collins. »Wenn es sein muß, werde ich mit ihm reden, oder Marty Ames wird es tun. Aber ich wette, wir werden nicht mal das tun müssen. Dein alter Herr ist stolz auf dich, Jeff. Und er wird sich jetzt bestimmt nicht gegen dich wenden. Er nicht, und deine Ma auch nicht.«

Als Jeff ruhiger wurde, ging der Trainer zum Telefon und machte einen kurzen Anruf. Eine Viertelstunde später hielt er, Jeff neben sich auf dem Beifahrersitz, vor dem Tor der Sportmedizinischen Klinik und kurbelte das Fenster herunter, um mit dem Wachmann zu sprechen, der sie erwartete. Er drückte eine Fernsteuerung, die Torflügel schwenkten langsam auf und ließen Collins durchfahren.

Martin Ames erwartete sie in der Eingangshalle des weitläufigen Hauptgebäudes und führte Jeff unverzüglich in den Untersuchungsraum. »Zieh dich bis auf die Unterhosen aus«, sagte er dem Jungen, »und laß dich in Augenschein nehmen.« Er wandte sich zu Collins. »Sagen Sie mir, was geschehen ist.« Während Jeff sich seiner Kleidung entledigte, wiederholte Collins in knappen Worten, was Jeff ihm zuvor

gesagt hatte. »Gut«, sagte Ames, »dann wollen wir anfangen.«

Als Ames seine Reflexe überprüfte und mit dem kleinen Gummihammer an seine Kniescheiben klopfte, überkam Jeff plötzlich wieder der Jähzorn. Er fühlte ihn kommen, konnte jedoch nichts dagegen tun. Dabei gab es keinen Grund – er hatte diese Prozedur Hunderte von Malen durchgemacht, und sie hatte ihn nie gestört.

Diesmal aber brachte sie ihn in Rage.

»Lassen Sie das, verdammt noch mal!« brüllte er los. »Was zum Teufel fällt Ihnen ein?« Er schlug den kleinen Gummihammer beiseite und sprang vom Untersuchungstisch. Wut brannte in seinen Augen, er ballte die Fäuste.

Ames tat einen raschen Schritt rückwärts und blickte zu Collins, der Jeff sofort von hinten mit beiden Armen umfaßte und an sich drückte. In dem kurzen Augenblick, bevor Jeff sich von der Überraschung erholen konnte, stieß Ames ihm eine Injektionsnadel in den Arm und drückte auf den Kolben der Spritze. Jeff erstarrte in Collins Umklammerung, und als die Droge Wirkung zeigte, fühlte er seine Wut schwinden und entspannte sich. Collins gab ihn frei, und Jeff sank zurück auf den Untersuchungstisch.

Das letzte, was er hörte, als er in Bewußtlosigkeit hinüberglitt, war der Klang von Ames' Stimme, die Collins sagte, er solle seine Eltern anrufen und ihnen sagen, wo Jeff sei. Es werde alles in Ordnung kommen, sagte Ames, aber der Junge würde den Rest der Nacht in der Klinik verbringen müssen.

Aber würde alles in Ordnung kommen?

Martin Ames wußte es nicht.

Es war ein Alptraum, mußte einer sein. Was mit ihm geschah, konnte nicht wirklich sein.

Schreckliche, blendende, sengende Schmerzen folterten seinen ganzen Körper, Schmerzen, die seine Seele zerrissen.

Er schien von Dunkelheit umgeben, doch konnte er selbst in der pechschwarzen Finsternis der Folterkammer genau sehen. Er war nicht allein.

Er konnte die anderen sehen, einige an die Wände gekettet, andere auf die Streckbank in der Mitte des Raumes gespannt. Und er konnte ihre Schreie hören – qualvolle Schreie, die sich aus ihrem tiefsten Inneren losrissen und von den steinernen Wänden widerhallten, um von neuen Schreien und jämmerlichem Winseln abgelöst zu werden, bevor sie verklangen.

Auch die Kerkermeister waren da, jeder mit einem anderen Folterwerkzeug bewaffnet, ohne auf die durchdringenden Klagen und Bitten ihrer Opfer zu achten. Einer von ihnen kam jetzt auf Jeff zu, ein rotglühendes Brandeisen vor sich in den Händen. Er schien Jeff zuzulächeln, und durch die Schreie und das Winseln glaubte Jeff den Mann lachen zu hören, als er ihm das glühende Eisen gegen den Schenkel preßte.

Der süße Geruch brennenden Fleisches kam ihm in die Nase, sein Magen drehte sich um und ließ ihn heiße Galle in die Kehle steigen. »Neeiiin!« winselte er, und sein ganzer Körper warf sich gegen die Ketten, die ihn auf die Folterbank fesselten. »Neeiiin!«

Sein eigener Schrei befreite ihn endlich aus dem Griff des furchtbaren Traumes, und er fuhr bolzengerade in die Höhe.

Eine blendende Flut weißen Lichtes schien ihm in die Augen. Er mußte mehrere Male zwinkern, bis seine Sicht klar wurde.

Er atmete schwer; seine Lungen brannten, als ob sie explodieren wollten, als er nach Luft schnappte.

Leute umgaben ihn; einen Augenblick drohte der Traum ihn abermals zu überwältigen, und er sperrte den Mund zum Schreien auf. Dann aber fing er sich.

Es waren nicht die Kerkermeister und Folterknechte. Diese Männer waren wirklich, und sie trugen weiße Kittel so weiß wie der Raum, worin er saß.

Krankenhaus.

Er war in einem Krankenhaus.

Allmählich kehrte sein Erinnerungsvermögen zurück und versorgte ihn mit Bruchstücken, die bald zu einem Bild zusammenwuchsen. Er begann sich zu beruhigen.

Er war in der Sportklinik. Der Trainer hatte ihn hergebracht, und Dr. Ames sorgte für ihn. Also konnte nichts schiefgehen.

Drei Pfleger waren da, drei Männer, die er sofort wiedererkannte.

Sie gehörten zum Personal, waren seine Freunde.

Aber sie sahen ihn mit seltsamen Blicken an, beinahe so, als fürchteten sie sich vor ihm.

Er hob die Hand, seine Augen gegen das gleißende Licht zu beschirmen, und dabei fiel sein Blick auf den Ledergurt.

Er war fest um sein Handgelenk geschnallt, aber das freie Ende war angerissen und zerfasert, beinahe als ob ...

Als ob er angeschnallt gewesen wäre und es irgendwie fertiggebracht hätte, sich loszureißen.

Er schluckte angestrengt und fühlte, daß seine Kehle wund und trocken war, genauso wie sie es immer war, wenn er einen Nachmittag Spielanweisungen brüllend auf dem Footballplatz verbracht hatte.

Er versuchte, die Beine vom Tisch zu nehmen und gerade zu sitzen, fand aber, daß er es nicht konnte. Und als er zu seinen Füßen schaute, sah er, daß auch seine Knöchel mit Ledergurten festgeschnallt waren.

Gerade so wie in dem Alptraum war er auf einen Metalltisch gefesselt. Eine zornige Aufwallung brach sich in ihm Bahn und er sammelte Kräfte, um die Beine loszureißen.

Wieder stach ihm eine Nadel in den Arm, und er fühlte sich in die seltsam weiche Dunkelheit der Bewußtlosigkeit zurück-sinken.

Ein barmherziges Schicksal sorgte dafür, daß der Alptraum ihn diesmal verschonte.

MARK TANNER ERWACHTE FRÜH am nächsten Morgen, doch statt sich umzudrehen und noch zehn Minuten weiterzuschlafen, schlug er die Decke zurück, setzte sich aufrecht und streckte die Arme. Als Chivas von seinem Platz neben dem Bett neugierig aufblickte, legte er sich auf den Boden und fing an, Liegestütze zu machen, denn sein Vorsatz vom vergangenen Abend war noch frisch in seinem Bewußtsein. Er blieb daran, grunzend vor Anstrengung, bis seine Arme schmerzten. Dann blickte er in den Spiegel, obwohl ihm klar war, daß seine Übungen sich noch nicht ausgewirkt haben konnten. Diesen Morgen aber, statt vom Anblick seines mageren Ebenbildes deprimiert zu sein, grinste er sich aufmunternd zu. »Es wird klappen«, murmelte er. »Wenn es bei Robb geklappt hat, dann wird es auch bei mir klappen.«

»Was wird klappen?« fragte Kellys Stimme.

Er wurde puterrot, als er seine Schwester zur Tür hereinschauen sah. »Was machst du da?« verlangte er zu wissen. »Wenn meine Tür geschlossen ist, hast du draußen zu bleiben.«

»Ich mußte aufs Klo«, erwiderte Kelly, als ob das alles erklärte. »Du machtest komische Geräusche. Bist du krank?«

»Sei nicht dumm«, sagte Mark. »Wenn ich krank wäre, würde ich im Bett liegen, nicht? Jetzt geh, oder ich sage Mama, daß du in mein Zimmer gekommen bist, ohne zu klopfen.« Natürlich würde er es nicht tun, aber er wußte, daß die Drohung hinreichen würde, Kelly in ihr Zimmer zurückzujagen.

Sobald sie gegangen war, zog er die Unterhose aus, warf sie zu seinen anderen schmutzigen Sachen in die Ecke, zog den Bademantel an und ging ins Bad. Er stand unter der Dusche im dampferfüllten Badezimmer, als die Tür geöffnet wurde. »Bist du's, Papa?« schrie er durch das Geräusch der Brause.

»Muß mich rasieren«, antwortete Blake. »Was machst du

da? Hast du nicht gestern abend geduscht?«

»Mh-mh«, erwiderte Mark. Etwas später drehte er die Brause zu und verließ die Duschkammer, um sich ein Handtuch zu nehmen. »Papa?«

Blake, die untere Gesichtshälfte mit Rasierschaum bedeckt, den Kopf in den Nacken gelegt, um sich unter dem Kinn zu rasieren, grunzte etwas und blickte im Spiegel zu seinem Sohn.

»Meinst du, wir könnten vielleicht wieder anfangen, Football zu üben? Ich meine, an Wochenenden oder so?«

Der Rasierapparat kam zum Stillstand, und Blake faßte seinen Sohn genauer ins Auge. »Ich dachte, das wolltest du nicht«, bemerkte er. Aber als Mark errötete, glaubte er zu verstehen. »Linda Harris, stimmt's? Sie ist in der Gruppe, die zum Beifall anfeuern muß, nicht?«

Mark errötete noch tiefer, nickte.

»Wie wär's mit morgen?« sagte Blake. »Oder vielleicht Sonntag?«

Mark zögerte, und Blake dachte schon, er habe es sich anders überlegt, aber dann nickte der Junge kurz, zog den Bademantel über und verließ das Bad. Befriedigt setzte Blake seine Rasur fort. Silverdale, dachte er bei sich, war das Beste, was seinem Sohn passieren konnte.

Vierzig Minuten später trafen sich Linda Harris und Mark auf dem Schulweg. Sie hatten noch drei Blocks zu gehen und genug Zeit, bevor das erste Glockensignal ertönen würde. »Ich – ich muß dir was sagen«, erklärte Linda, blieb stehen und wandte sich Mark zu.

Ihn verließ der Mut. Sie hatte sich mit Jeff LaConner versöhnt und wollte ihre Verabredung rückgängig machen.

»Es – also, es ist wegen gestern abend«, fuhr Linda fort, und Mark wußte Bescheid.

»Schon gut«, murmelte er kaum hörbar. »Wenn du heute abend mit Jeff ausgehen willst, mir ist es gleich.«

»Aber ich will nicht«, widersprach Linda, und Mark, der

unbehaglich auf den Boden geschaut hatte, sah endlich zu ihr auf. Obwohl ihre Augen irgendwie besorgt aussahen, lächelte sie. »Ich wollte dir bloß erzählen, was passiert ist, das ist alles.« Und als sie langsam weitergingen, berichtete sie ihm alles, was am vergangenen Abend geschehen war, nachdem sie mit Tiffany Welch die Turnhalle verlassen hatte. »Ich hatte richtig Angst vor ihm«, sagte sie. »Es sah aus, als ob er durchgedreht wäre.«

»Hast du es deinen Eltern gesagt?«

Linda schüttelte den Kopf. »Für die ist Jeff unantastbar«, sagte sie. »Bloß weil er ein großer Footballspieler ist, meinen sie, daß ich begeistert sein sollte, wenn er mit mir ausgehen möchte.«

»Aber du bist mit ihm gegangen, nicht?« fragte Mark in möglichst beiläufigem Ton. »Ich meine, wenn du ihn nicht mochtest, wieso bist du dann mit ihm ausgegangen?«

»Weil er anders war«, sagte sie. »Er war immer richtig freundlich. Aber jetzt ...« Sie zog hilflos die Schultern hoch. »Ich weiß nicht, er hat sich einfach verändert, das ist alles. Er wird ohne jeden Grund wütend.«

Mark konnte nicht widerstehen, ihr einen kleinen Stich zu versetzen. »Natürlich hat er keinen Grund, sich aufzuregen, wenn du ihm bloß erzählst, daß du mit ihm Schluß machen willst, nicht?«

Linda wollte etwas sagen, sah sein Grinsen und lenkte ein. »Gut, also hatte er vielleicht einen Grund«, gab sie zu. »Aber das ist es nicht, was mir Sorgen macht.«

»Was ist es dann?«

»Ich meine nur ...«, fing Linda an, dann brach sie ab, suchte nach den richtigen Worten.

»Was meinst du?« drängte Mark. »Komm schon, spuck es aus.«

»Es ist deinetwegen«, sagte Linda, ohne ihn anzusehen. »Wenn er erfährt, daß wir heute abend ausgehen, weiß ich

nicht, wozu er imstande sein könnte.

Mark merkte, wie ihm die Röte in die Wangen stieg, und versuchte es zu unterdrücken. »Du meinst, er könnte versuchen, mich zu verprügeln?«

Linda nickte.

»Ja, nun«, sagte Mark in einem Ton gleichmütiger Gefäßtheit, die er nicht empfand, »wenn er es versucht, kann ich nicht viel dagegen tun, oder? Vielleicht könnte ich mich hinlegen und totstellen«, sagte er. »Meinst du, er würde darauf hereinfallen?«

Linda mußte kichern. »Er ist nicht blöd, Mark.« Ihr Kichern verging. »Jedenfalls, wenn du es dir mit heute abend anders überlegst, ist es in Ordnung.«

Mark schüttelte den Kopf. »Sollen wir so tun, als ob wir einander nicht leiden könnten, nur weil es Jeff LaConner beruhigen würde?«

Als sie sich der Schule näherten, blieb Mark stehen. Vor dem Gebäude stand ein himmelblauer Krankenwagen mit der Aufschrift ROCKY MOUNTAIN HIGH an der Seite. Jemand, den Mark nicht kannte, saß hinter dem Lenkrad, und Jeff LaConner verließ gerade den Beifahrersitz und stieg aus. Mark runzelte die Stirn. »Was ist das?« fragte er.

Auch Linda runzelte die Brauen. »Rocky Mountain High ist die Sportmedizinische Klinik«, sagte sie, »und das ist einer ihrer Wagen. Jeff muß heute morgen draußen gewesen sein.« Mit einem nervösen Seitenblick zu Mark fügte sie hinzu: »Sollten wir nicht lieber den Seiteneingang nehmen?«

Aber es war schon zu spät. Jeff LaConner hatte sie gesehen, und nachdem er etwas zum Fahrer gesagt hatte, kam er auf sie zu. Zu ihrer Überraschung lächelte er. Sein Lächeln vermochte Lindas nervöse Spannung nicht zu zerstreuen.

»Hallo, Linda«, sagte Jeff, und als sie nicht antwortete, verging sein Lächeln und wurde durch Verlegenheit ersetzt. »Ich – äh, ich wollte mich wegen gestern abend entschul-

digen.«

Lindas Mundwinkel zuckten, aber sie sagte noch immer nichts. »Ich fühlte mich nicht sehr gut«, sagte Jeff. »Jedenfalls hätte ich nicht tun sollen, was ich tat.«

»Nein«, sagte Linda. »Du hättest es nicht tun sollen.«

Jeff holte tief Luft, ließ es aber nicht auf einen Streit ankommen. »Jedenfalls wurde es schlimmer, als ich nach Haus kam, und schließlich mußte ich zu Dr. Ames.«

Linda runzelte ungewiß die Stirn. »Wieso? Was hattest du?«

Jeff hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Er gab mir eine Spritze, und ich verbrachte die Nacht in der Klinik, aber jetzt geht es mir wieder gut.«

Mark hatte nur halb hingehört, denn sein Blick war an Jeffs Handgelenk hängengeblieben. Dort war die Haut abgeschürft und hellrot. Er fragte: »Was haben sie dort gemacht? Dich angeschnallt?«

Jeff sah ihn verständnislos an, und Mark nickte zum Handgelenk. Noch immer nicht sicher, was Mark meinte, blickte Jeff an sich herab. Als er den roten Ring an seinem rechten Handgelenk sah, hob er die andere Hand, und als er den Arm beugte, rutschte seine Manschette ein Stück hoch. Auch sein linkes Handgelenk war stark gerötet und geschürft.

Er starrte ratlos auf die Male.

Er hatte nicht die leiseste Ahnung, wie er dazu gekommen sein konnte.

Sharon Tanner klappte die letzten Umzugskartons zusammen und legte sie auf den hohen Stapel bei der Hintertür, dann wischte sie sich mit dem Handrücken die Stirn. »Du hattest recht«, sagte sie mit einem Blick zur Küchenuhr. »Erst halb zwölf und alles fertig. Und lieber Gott«, setzte sie hinzu, als sie Elaine Harris gegenüber auf den Stuhl gesunken war, »erspare mir eine Wiederholung wenigstens in den nächsten fünf Jahren!« Sie nahm einen Schluck kalten Kaffee aus ihrer Tasse,

verzog das Gesicht, spie den Kaffee in die Tasse zurück, stand auf und entleerte die Tasse ins Spülbecken.

»Organisation ist alles«, erwiderte Elaine.

»Und hilfreiche Hände«, sagte Sharon. »Du könntest mir die Geschäfte zeigen, und dann lade ich dich zum Mittagessen ein.« Sie sah an sich herab auf ihre Jeans und die Trainingsbluse und lächelte kläglich. »Aber nichts Vornehmes. Ich habe keine Lust, mich umzuziehen.«

Fünfzehn Minuten später fuhr Sharon auf den beinahe leeren Parkplatz hinter dem Stadtzentrum und schüttelte erstaunt den Kopf. »Nicht wie San Marcos. Dort konnte ich von Glück sagen, wenn ich nach zehn Minuten Suchfahrt einen freien Stellplatz fand.«

»Hier gehen alle zu Fuß«, erinnerte Elaine ihre Freundin.

»Wunderbar«, stöhnte Sharon. »Und wie schafft ihr alles nach Haus?«

»Hast du je von einem Einkaufskarren gehört?« sagte Elaine. »Du weißt schon, die kleinen Drahtdinger, mit denen die alten Damen herumziehen. Nun, bereite dich darauf vor, in die Welt der alten Damen einzutreten!« Sie lachte laut über den entsetzten Ausdruck in Sharons Gesicht. »Sei unbesorgt. Als ich das erste Mal damit loszog, kam ich mir idiotisch vor, aber inzwischen habe ich mich daran gewöhnt und finde es praktisch. Natürlich«, sagte sie und klopfte sich auf die Hüften, »sollte ich noch mehr gehen; aber schon der Versuch sollte Anerkennung finden. Komm mit.«

Sie überquerten den Parkplatz, gingen zwischen dem Selbstbedienungsladen einer Handelskette und dem Nachbarhaus durch und kamen auf den Marktplatz des Ortskerns. Obwohl sie in dieser Woche fast jeden Tag ›im Dorf‹ gewesen war, wie das alte Zentrum Silverdales von den Bewohnern genannt wurde, staunte sie jedesmal aufs neue, denn anders als in den Einkaufsstraßen von San Marcos, wo alle es eilig zu haben schienen, anderswohin zu kommen, dahin und dorthin

eilten, ohne ihre Umgebung wahrzunehmen, sah sie hier kleine Gruppen schwatzend auf der Straße beisammenstehen oder auf den Bänken aus Schmiedeeisen und Holz sitzen, die vor beinahe jedem Ladengeschäft aufgestellt waren. Fast alle Leute winkten Elaine zu oder sprachen sie an, als die beiden Frauen von Laden zu Laden schlenderten und in die Schaufenster blickten. Sharon machte ein paar Einkäufe in der Drogerie und ging in das Eisenwarengeschäft, wo es tatsächlich aber so gut wie alles gab, vom Werkzeug über Haushaltgegenstände und Möbel bis zu Stoffen und Büchern – und wo sie auf Elaines Drängen einen zusammenklappbaren Einkaufskarren kaufte –, dann gingen sie zurück zum Supermarkt.

Zuerst schien dieser Sharon jedem anderen Supermarkt zu ähneln, den sie kannte, doch als sie durch die Einkaufsgassen ging und Gegenstände von der langen Liste abhakte, die sie angelegt hatte, fiel ihr etwas auf.

In der Bäckereiabteilung suchte sie vergebens nach einem Weißbrot. Sie vermutete, daß die Sorte ausverkauft sei und war im Begriff, sich mit einem Weizenvollkornbrot zufriedenzugeben, als sie bemerkte, daß alle Regale voll waren, als hätte die Abteilung gerade erst eine Lieferung erhalten. Sie fragte Elaine, ob sie irgendwo Weißbrot gesehen habe.

Elaine verneinte. »Es gibt hier keines. Der Laden bezieht alle Brotsorten von einer Bäckerei in Grand Junction. Wundervolle Sorten mit Natursauer, prachtvolles Mehrkornbrot. Aber kein Weißbrot.«

»Fein«, sagte Sharon. »Mark wird es nichts ausmachen, aber was soll ich Kelly sagen? Sie liebt Weißbrot mit Erdnußbutter und Honig.«

»Es geht genausogut mit Vollkornweizen«, erwiderte Elaine.

Sharon schüttelte bekümmert den Kopf. »Du hast vergessen, wie Neunjährige sind. Ersatz für das, was sie mögen, wird nicht akzeptiert, und Mütter, die nicht auf den Tisch stellen,

was das Kind mag, sind grausam und ohne echtes Gefühl für das Wohlergehen des Kindes, das lieber verhungert als sich mit ungeliebtem Ersatz zufriedenzugeben.« Sie tat einen Hefezopf mit Rosinen in ihren Einkaufskarren und lächelte. »Nun, wenigstens kann sie mir nicht damit kommen, daß ›alle anderen Weißbrot essen‹.«

Sie gingen weiter durch den Laden, und Sharon blieb vor einem vergleichsweise kleinen Sortiment alkoholfreier Getränke stehen.

Da gab es nichts außer Fruchtsäften und Mineralwasser mit und ohne Kohlensäure, und sie besah es mit Widerwillen. »Ich mag dieses Zeug nicht«, sagte sie. »Wo sind die anderen Sachen?«

»Das ist alles. Wer was anderes möchte, muß es von außerhalb holen. Aber niemand tut es. Mineralwasser ist gesund, und wenn man sich erst daran gewöhnt hat, trinkt man es gern.«

Sharon starrte ihre Freundin an. War es ihr Ernst? Es konnte nicht sein! Schließlich war es ein Supermarkt, der zu einer über das ganze Land verbreiteten Ladenkette gehörte.

Im Weitergehen fielen Sharon mehr und mehr Unterschiede zwischen diesem Markt und denjenigen auf, die sie gewohnt war.

Die Abteilung für Obst und Frischgemüse war doppelt so groß wie jede andere, die sie bis dahin gesehen hatte, und sie mußte zugeben, daß die Auswahl größer und die Qualität besser als alles war, was sie in Kalifornien gekannt hatte. Gleiches galt für die Fleischabteilung.

Aber in der Abteilung für Tiefkühlkost war das Angebot begrenzt auf ein paar Gemüsesorten und etwas Speiseeis – die Sorte ohne künstliche Farbstoffe und Konservierungsmittel. Sie wandte sich aufbegehrend zu Elaine. »Was ist das hier?« fragte sie. »Ein Supermarkt oder ein Reformhaus?«

»Es ist ein Supermarkt«, antwortete Elaine, »aber sie führen

keine Schundnahrung, das ist alles.«

»Schundnahrung!« protestierte Sharon. »Sie führen kaum etwas davon, was meine Familie mag! Versteh mich nicht falsch, ich bin auch für Frischgemüse. Aber Kelly mag Limonaden, und Mark ist scharf auf gefrorene Brathähnchen. Und was sollen die Kinder tun, wenn Blake und ich einmal ausgehen wollen? Wo sind die Fertiggerichte?«

Elaine schüttelte den Kopf. »Es gibt keine. Niemand in Silverdale kauft solche Sachen, also nimmt der Laden sie aus dem Sortiment. Außerdem, sieh dir unsere Kinder an. Hast du je gesündere gesehen? Sie sind groß und kräftig, und sie werden so gut wie nie krank. Wenn du mich fragst ...«

»Und wenn du mich fragst«, unterbrach Sharon sie in einer Aufwallung von Entrüstung, »dann muß ich dir sagen, daß du wie all diese Gesundheitsapostel redest, über die wir zu Hause immer gelacht haben. Und wenn der Laden ins Sortiment nehmen würde, was du Schundnahrung nennst, würden die Leute es vielleicht kaufen! Was für einen Geschäftsführer haben sie hier? Bekommen nicht alle Filialen der Ladenkette die gleichen Waren?«

»Hör mal, es ist nicht meine Schuld ...«

»Das sagte ich auch nicht«, versetzte Sharon. »Ich weiß, daß Jerry alles unter sich hat, was hier draußen zu Tarrentech gehört, aber ich wußte nicht, daß er auch den Supermarkt leitet!«

Ein seltsamer Ausdruck kam in Elaines Augen, und einen Augenblick hatte Sharon das seltsame Gefühl, daß ihre Worte irgendwie einen Nerv getroffen hatten. Dann erkannte sie, daß Elaine gar nicht auf sie achtete, sondern an ihr vorbei eine Frau anstarrte, die gerade in ihre Einkaufsgasse gebogen war.

»Charlotte!« hörte sie Elaine ausrufen. »Was ist geschehen? Sie sehen furchtbar aus!« Verspätet hob Elaine eine Hand an den Mund, als ihr die Taktlosigkeit ihrer Bemerkung bewußt wurde. »Mein Gott, entschuldigen Sie«, sagte sie schnell. »Ich

wollte nicht ...«

Sharon wandte sich um und sah eine zierliche blonde Frau mit einer blonden Pferdeschwanzfrisur und einem Gesicht, das hübsch gewesen wäre, wenn es nicht so müde ausgesehen hätte. Ihre Augen waren rotgerändert und hatten dunkle Schatten, die nur teilweise von einer dicken Schicht Make-up verborgen waren, und ihr linker Arm steckte in einer Schlinge.

»Sharon, das ist Charlotte LaConner«, hörte sie Elaine sagen. »Sharon ist Blake Tanners Frau. Sie wissen, Jerrys neue Nummer zwei.«

Charlotte brachte ein unbestimmtes Lächeln zustande und streckte die rechte Hand aus. »Freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte sie mechanisch. Ihr Blick ging zurück zu Elaine. »Und Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Ich weiß, wie ich aussehe.«

»Aber was ist geschehen?«

Charlotte schüttelte den Kopf. »Ich – ich weiß wirklich nicht genau.« Sie blickte mit einem Ausdruck von Mißtrauen zu Elaine auf. »Hat Linda Ihnen nicht gesagt, was gestern abend geschah?«

Elaine schüttelte erstaunt den Kopf. »Linda? Was hat sie ...«

»Anscheinend hat sie gestern abend nach der Übungsstunde mit Jeff gebrochen«, sagte Charlotte. »Als er nach Haus kam, war er ... ziemlich aufgereggt, und er gab mir einen Stoß ...«

Elaine erbleichte. »Mein Gott.« Sie sah zu Sharon. »Jeff ist ein großer Bursche«, sagte sie. »Er ist Kapitän der Footballmannschaft ...«

»Nicht mehr!« sagte Charlotte mit Nachdruck. »Seit Tagen sage ich Chuck, daß ich Jeff nicht mehr in dieser Mannschaft sehen will!« Sie begann zu zittern, und ihre Augen glänzten verdächtig. Sie blickte nervös umher, und ihre Stimme nahm einen verschwörerischen Ton an. »Er ist früher nie so gewesen«, sagte sie. »Nie. Er war immer ein so ausgeglichener,

gutmütiger Junge. Chuck besteht natürlich darauf, daß es bloß die Hormone seien; daß er eben pubertäre Schwierigkeiten habe. Aber das ist es nicht. Es ist mehr als das, Elaine. Es ist dieses verdammte Spiel, und Phil Collins! Ein Antreiber, wie er im Buche steht. Man könnte meinen, er trainiere eine Profimannschaft – schreit sie ständig an und bläut ihnen ein, daß es nur auf den Sieg ankomme! Er hat uns Jeff entfremdet, Elaine! Hat ihn zu einem Fremden gemacht, zu einem Raufbold, und ich kann Linda verstehen, daß sie nicht mehr mit ihm ausgehen mag.«

»Charlotte ...«, fing Elaine an, aber die andere schüttelte ablehnend den Kopf und preßte die Lippen zusammen, wie um weitere zornige Worte zurückzuhalten.

Die Spannung war spürbar, und Sharon Tanner suchte nach Worten, sie aufzulösen. Dann fiel ihr ein, was sie kurz vor Charlottes Ankunft mit Elaine besprochen hatte. »Vielleicht ist es das Essen hier«, sagte sie, um einen unbekümmerten Ton bemüht. »Elaine erzählte mir gerade, wie groß und gesund die Jungen alle sind. Vielleicht sind sie darüber schließlich zu groß geworden.«

Charlotte schüttelte den Kopf. »Es ist das verdammte Football«, sagte sie mit Bitterkeit. »Das ist alles, woran den Leuten hier liegt, und es war der größte Fehler meines Lebens, daß ich Jeff diesem Milieu überließ.«

»Aber kommen Sie, Charlotte«, sagte Elaine begütigend »So schlimm ist es nicht.«

»Meinen Sie?« entgegnete Charlotte. Sie richtete ihren kummervollen Blick auf Sharon Tanner. »Was ich eben sagte, war falsch«, ergänzte sie. »Es war nicht mein größter Fehler, Jeff diesem Football-Milieu zu überlassen. Ein noch größerer Fehler war es, überhaupt nach Silverdale zu kommen!«

Damit wandte sie sich um und eilte davon.

Den ganzen Nachmittag wollten Sharon die Worte Charlotte LaConnors nicht aus dem Sinn: »Ein noch größerer Fehler war

es, überhaupt nach Silverdale zu kommen ...«

Sie hätte die Worte vielleicht den überreizten Nerven der Frau zugeschrieben, die schrecklich aufgeregt gewesen war, vielleicht sogar Schmerzen litt.

Immerhin waren Sharon selbst bereits erste Zweifel gekommen, bevor sie und Elaine mit Charlotte zusammengetroffen waren. Zwar konnte sie nicht argumentieren, daß die Stadt irgendwelche Mängel habe, unschön sei, unzweckmäßig geplant oder schlampig gebaut, aber es war trotzdem etwas nicht in Ordnung.

Und plötzlich verstand sie, was es war.

Es war alles zu vollkommen.

Die Häuser, die Geschäfte, die Schulen, sogar die Lebensmittel im Supermarkt.

Zu vollkommen.

Jeff LaConner wußte, daß er das Footballtraining dieses Nachmittags vermurkst hatte. Er hatte unkonzentriert gespielt, und obwohl Phil Collins ihn angeschrien und zusätzliche Läufe hatte machen lassen, um ihn schließlich auf die Reservebank zu schicken, hatte es nicht geholfen. Jetzt, im Umkleideraum, starrte er neugierig auf die geröteten Streifen um seine Fußknöchel. Er hatte sie erst entdeckt, als er sich für die reguläre Turnstunde umgezogen hatte. Nachdem er sie aber gesehen hatte, gingen sie ihm nicht mehr aus dem Sinn.

Sie waren inzwischen verblaßt und nur noch als schwache rosa Verfärbungen sichtbar, ebenso wie die Male an seinen Handgelenken. Vier seltsame Streifen geröteter Haut, beinahe so, als wären sie die vergangene Nacht mit Klebeband umwickelt gewesen.

Mit Klebeband oder etwas anderem.

Tagsüber war es einige Male vorgekommen, daß ein Erschauern seinen ganzen Körper durchdrungen hatte.

Dabei waren ihm seltsame, bruchstückhafte Bilder durch

den Kopf gegangen und wieder verschwunden, bevor er sie genauer hatte sehen können. Jedenfalls waren es beängstigende Bilder gewesen, und im Verlauf des Nachmittags hatte sich endlich die Erinnerung an den Alptraum eingestellt, den er vergangene Nacht gehabt hatte.

Den Alptraum, in welchem er auf eine Folterbank gekettet gewesen war und von jemandem, dessen Gesicht er nicht mehr erinnerte, gefoltert worden war.

Er zog sein Übungstrikot aus und ging unter die Dusche. Es war noch ein Dutzend anderer Jungen da, doch statt wie gewöhnlich mit ihnen zu scherzen, seifte Jeff sich schweigend ein und stand lange unter der heißen Dusche, ließ das Wasser seine angestregten Muskeln entspannen. Zuletzt, als alle anderen gegangen waren, drehte er das Wasser ab, trocknete sich ab und legte seine Kleider an. Statt jedoch den Umkleideraum zu verlassen, ging er zum Büro des Trainers und klopfte.

»Tür ist offen«, bellte Collins. Jeff trat ein, und Collins blickte vom Schreibtisch auf. Sein Gesichtsausdruck war mißmutig. »Ich will keine Entschuldigungen hören«, knurrte er. »Ich verlange nur, daß du mit deinen Gedanken beim Spiel bist und nicht in den Wolken.«

»Äh – tut mir leid«, murmelte Jeff. »Ich wollte bloß einen Augenblick mit Ihnen reden.«

Collins' Haltung verriet ungeduldige Resignation, als er sich zurücklehnte und auf den Stuhl ihm gegenüber zeigte. »In Ordnung, schieß los. Was hast du auf dem Herzen?«

»Das«, sagte Jeff und streckte Collins die Arme hin, daß er die Streifen an den Handgelenken sehen konnte. »Sie sind auch um meine Knöchel.«

Collins zuckte mit der Schulter. »Und ich soll wissen, woher sie kommen?«

Jeff bewegte ungewiß den Kopf hin und her. »Ich habe bloß gedacht ... Den ganzen Tag hatte ich diese komischen Gefühle

– dann bekomme ich es jedesmal mit der Angst. Und letzte Nacht hatte ich einen Alptraum«, sagte er. Er erzählte Collins, was er erinnern konnte. »Die Sache ist die, Mr. Collins, könnte der Traum die Male verursacht haben? Im Traum hatten sie mich auf die Folterbank gebunden. Und ich dachte bloß ...«

»Du meinst, sie seien vielleicht psychosomatisch?« fragte Collins. Wieder zuckte er mit der Schulter, spreizte die Finger auf dem Schreibtisch. »Da bin ich überfragt, Jeff. Von solchen Dingen verstehe ich nichts. Wenn du willst, können wir Ames anrufen und ihn fragen.« Er griff zum Telefon, aber Jeff wehrte ab.

»Nein, das ist schon gut. Ich gehe morgen oder übermorgen sowieso hin und kann ihn dann fragen.«

Collins sah ihn eine kleine Weile forschend an, dann nickte er. »Gut, Junge. Aber ich möchte, daß du es heute abend ruhig angehen läßt, klar? Keine Keilereien, und früh zu Bett. Beim morgigen Spiel will ich dich in Hochform sehen.«

Jeff stand auf, um zu gehen, wandte sich wieder um »Was ist mit meiner Mutter?« fragte er. »Wenn sie noch immer will, daß ich aus der Mannschaft ausscheide ...«

Collins schien unbesorgt. »Das ist nicht ihre Entscheidung, nicht wahr?« sagte er. »Ich glaube, darüber zu entscheiden, ist eher deine und deines Vaters Sache.

Jeff zögerte, ein ungewisses Lächeln breitete sich über seine Züge aus. »Ja«, meinte er. »Das ist wohl so, nehme ich an.«

Als Jeff gegangen war, blieb Collins ein paar Minuten still sitzen und überlegte, dann nahm er den Hörer ab und wählte Dr. Martin Ames' Privatnummer in der Sportklinik.

»Marty?« sagte er, als der Arzt sich am anderen Ende meldete. »Ich bin's, Phil.« Er hielt inne, weil ihm in diesem Augenblick der Gedanke durch den Kopf schoß, ob es wirklich einen Grund gebe, den Arzt anzurufen. Aber diese Male an Jeffs Handgelenken waren keine Einbildung gewesen. »Ich

fragte mich bloß, ob es einen Grund dafür gibt, daß Jeff LaConner heute Hautverfärbungen und Abschürfungen an Handgelenken und Knöcheln hat.«

Es blieb einen Augenblick still, dann sagte Ames in einem etwas herablassenden Ton: »Wollen Sie genau wissen, was wir gestern abend mit Jeff machten?«

Collins biß die Zähne zusammen. »Ich frage bloß, ob es eine Erklärung für die Streifen gibt.«

Wieder blieb es eine kleine Weile still, und als Ames widersprach, war sein Ton freundlicher. »Sehen Sie, Phil, Sie wissen, wie Jeff gestern abend war. Sie selbst mußten ihn festhalten, und nachdem Sie gegangen waren, hatte er einen weiteren Anfall. Kein Grund zur Besorgnis, aber wir mußten ihn bändigen, bis wir ihn ruhigstellen konnten. Manchmal hinterlassen die Gurte Spuren. Was ist dabei? Ist er heute nicht in Ordnung?«

»Scheint in Ordnung«, räumte Collins ein. »Aber er hatte einen Alptraum, sagt er – einen schlimmen. Ich überlegte, ob die Spuren vielleicht davon herrühren könnten.«

Ames schmunzelte. »Sie meinen, es beschäftigte Sie der Gedanke, ob Jeff übergeschnappt sein könnte?«

Collins machte ein Gesicht, denn das war genau, was er gedacht hatte. Doch wenn Ames die Worte laut aussprach, klangen sie lächerlich. »Kann sein, daß ich überreagierte«, sagte er.

Nun kam ein aufmunternder Ton in Ames' Stimme. »Nein, Sie haben richtig gehandelt. Wissen Sie, ich möchte immer erfahren, was mit den Jungen vorgeht, ganz gleich, wie unbedeutend es scheinen mag. Nicht, daß die Rötungen an Jeffs Armen und Beinen bedeutungslos wären«, fügte er eilig hinzu. »Es war richtig, daß Sie mich anriefen. Aber es besteht kein Grund zur Sorge. In Ordnung?« Als der Trainer nicht gleich antwortete, sagte Ames: »Ich weiß, was ich tue, Collins.«

Diesmal klang seine Stimme unverkennbar herausfordernd, und Phil Collins preßte die Lippen zusammen.

Wenn der arrogante Bastard so selbstsicher war ... Er schob den Gedanken beiseite. Schließlich hatte Ames mehr als jeder andere für die Mannschaft getan, er selbst mit eingeschlossen. »In Ordnung«, sagte er endlich. »Ich wollte Sie nur wissen lassen, was vorgeht, das ist alles.«

»Und ich würdige das«, erwiderte Ames, wieder freundlich. Einen Augenblick später endete das Gespräch, doch selbst nachdem er aufgelegt hatte, blieb in Phil Collins ein Unbehagen zurück.

Wie, wenn mit Jeff wirklich etwas nicht stimmte?

Wie, wenn Jeff LaConner in der gleichen Art krank würde, wie Randy Stevens letztes Jahr?

Der bloße Gedanke daran machte ihn schaudern.

DIE LETZTEN SPÄTSOMMERTAGE WAREN DAHINGEGANGEN, und als der September dem Oktober Platz machte, begannen die Espen ihre Farbe zu wechseln. Ganz Silverdale flammte in den leuchtenden gelben, goldenen und roten Farben des Herbstes, und die Gebirgsluft hatte eine Schärfe angenommen, die ein Vorbote des kommenden Winters war. Schon waren die höheren Gipfel im Osten des kleinen Tales mit Schnee überzuckert, und die langen Abende des Sommers waren ein Ding der Vergangenheit.

Den Tanners begann Silverdale endlich zur Heimat zu werden, und sie hatten sich ohne große Mühe der gemächlichen Gangart der kleinen Stadt angepaßt. Kelly, die ihre Freundinnen in San Marcos so gut wie vergessen hatte, bestand darauf, daß es, wenn die Eltern ihr nicht augenblicklich Skier kauften, zu spät sein und ihr Leben für immer zerstören würde.

Blake, obschon noch im Kampfe mit den Massen von Einzelheiten, deren Beherrschung sein neuer Job von ihm verlangte, brachte es nichtsdestoweniger fertig, jeden Tag um halb sechs oder sechs heimzukommen, und er brauchte niemals an den Wochenenden zu arbeiten. Als er in der ersten Zeit einmal versucht hatte, an einem Samstagnachmittag in sein Büro zu gehen, machte er rasch die Erfahrung, daß es in Silverdale unmöglich war, an Wochenenden zu arbeiten, denn ein Sicherheitsbeauftragter hatte ihn am Eingang abgefangen und informiert, daß alle Büros über das Wochenende zugesperrt seien. Als er aufbegehrt und gesagt hatte, daß er Arbeit hatte, hatte der Mann ungerührt gekontert, dann müsse er Jerry Harris anrufen. Jerry hatte ihn ausgelacht und ihm gesagt, er solle nach Haus gehen. »Soweit es mich betrifft«, sagte er, »tun wir hier draußen nichts, was nicht bis Montag warten kann. Also genießen wir das Familienleben, solange wir können. Die Kinder wachsen sowieso zu schnell heran.«

Am Nachmittag waren sie zum Footballspiel der Schulmannschaft gegangen, und am nächsten Wochenende waren sie nach Durango gefahren, um die Silverdale-Wölfe dort spielen zu sehen. Zu Blakes Verwunderung hatte Mark tatsächlich ein gewisses Interesse an den Spielen gezeigt, obwohl er anfangs argwöhnte, daß Marks Hauptinteresse mehr Linda Harris als dem Spiel selbst gelte. Dennoch war es Mark gewesen, der jeden Sonntagnachmittag darauf bestanden hatte, ein paar Stunden auf dem Übungsplatz der Schule zu verbringen.

In Sharons Bewußtsein waren die Zweifel, die sie an dem Tag, als sie Charlotte LaConner im Supermarkt kennengelernt hatte, in den Hintergrund getreten, und als sie Charlotte bei den Footballspielen wiedergesehen und bemerkt hatte, daß Jeff trotz ihrer entschiedenen Worte an jenem Tag weiterhin Mannschaftskapitän war, hatte sie die Schlußfolgerung gezogen, daß Elaine Harris vielleicht recht gehabt hatte, als sie die Meinung vertreten hatte, Charlotte neige zu Überreaktionen.

Jetzt, am zweiten Donnerstag im Oktober, blickte Mark auf seine Armbanduhr, kratzte den letzten Mundvoll Kartoffeln vom Teller und schob seinen Stuhl zurück. »Muß gehen«, erklärte er.

Kellys Gesicht verfinsterte sich. »Warum darf ich nicht zu den Schulversammlungen gehen?« wollte sie wissen. »Ich gehe ja auch zu den Spielen, nicht?«

Mark grinste seiner kleinen Schwester zu. »Du hättest keinen Spaß daran«, sagte er. »Die Stimmungsmache besteht daraus, daß alle auf und nieder springen und die ganze Zeit schreien.«

»Warum gefällt es dann dir?« konterte Kelly.

»Weil es irgendwie lustig ist«, gab Mark zu. »Und außerdem will ich ein paar Aufnahmen für die Jahresausstellung machen.«

Kelly hob keck den Kopf. »Ich wette, daß Linda Harris auf

jeder deiner Aufnahmen sein wird.«

»Vielleicht«, sagte Mark mit leichtem Erröten.

»Mark hat eine Freundin, Mark hat eine Freundin«, trällerte Kelly.

Mark verdrehte die Augen zum Himmel und kehrte ihr den Rücken. »Danach gehen wir Würstchen essen«, sagte er zu seiner Mutter. »Um welche Zeit muß ich zu Haus sein?«

»Um elf«, antwortete Sharon. Und als Mark zur Tür ging, rief sie ihm nach: »Und solltest du dich verspäten, ruf an!«

»Werde ich tun«, rief er zurück. Einen Augenblick später fiel die Tür hinter ihm zu,

Die Versammlung war gerade in Gang gekommen, als er das Schulstadion erreichte. Linda winkte ihm vom Spielfeld zu, und er lächelte und winkte zurück und trottete weiter. Bisher hatte er derartigen Versammlungen mit dem Rest der Schüler auf den Tribünen beigewohnt, aber diesmal würde auch er auf dem Spielfeld sein. Er fand einen freien Platz auf der Bank, öffnete die Fototasche und wählte ein Teleobjektiv für seine Nikon. Er schraubte das Blitzlicht auf, überprüfte den Filmvorrat und ging dann aufs Spielfeld hinaus. Inzwischen kannte er den Ablauf und hatte sich schon im voraus überlegt, welches die besten Aufnahmepositionen sein würden. Als die Schulkapelle mit ihrer Marschmusik einsetzte, und die Exerziermannschaft auf das Feld marschierte, war er bereit. Er lächelte, als ihm einfiel, daß er Kelly gerade widerlegt hatte. Linda Harris war nicht in der Exerziermannschaft, also würde es mindestens ein Bild geben, auf dem sie nicht erschien.

Die Versammlung nahm ihren Fortgang. Eine halbe Stunde später hatte Mark drei Filme verschossen und nur noch einen in Reserve. Er setzte sich zu Linda auf die Bank, und während die Gesangsleiterinnen ihren rhythmischen Tanz zum Kampflied anfangen, legte er die letzte Filmrolle ein. Als das Lied verklungen war und Pete Nakamura das Megaphon an die

Lippen setzte, um die Mannschaft anzukündigen, stand Mark bereit. Er hatte eine Position neben dem Haupteingang gewählt, und als Pete die Namen der Mannschaftsmitglieder, ihre Nummern und ihre Funktionen aufzählte, und die Spieler in voller Uniform auf das Feld trabten, machte Mark seine Aufnahmen.

Einige der Spieler posierten für ihn, andere winkten ihm im Vorübertröten zu. Einer oder zwei ließen ihn unbeachtet, und Robb Harris gelang es, genau in dem Augenblick, als das Blitzlicht aufflammte, mit dem Finger zu schnippen.

Zuletzt, nach einer langen, von einem Trommelwirbel eingeleiteten Pause, rief Pete Nakamura Jeff LaConnors Namen. Während die Menge der Schüler auf den Tribünen aufsprang und ihre Hochrufe in einem Crescendo answollen, stellte Mark das Teleobjektiv auf Jeff ein, der durch das Tor zu seiner Position auf dem Spielfeld lief. Als er an Mark vorbeikam, wandte er ihm den Kopf zu, und im Augenblick der Aufnahme sah er direkt in die Kamera.

Der haßerfüllte Ausdruck in seinen Augen war so stark, daß Mark beinahe die Kamera fallengelassen hätte.

Aber dann war Jeff vorbei, und als Jeff auf seinen Platz lief, die Arme ausgebreitet, und die Hände hoch über dem Kopf, dachte Mark, daß er sich geirrt haben müsse. Schließlich war es mehrere Wochen her, daß Linda mit Jeff gebrochen hatte, und trotz ihrer Befürchtungen war Jeff durchaus freundlich zu ihnen beiden gewesen.

Nein, er mußte sich irren. Jeff hatte bloß für die Kamera eine Miene grausamer Wildheit aufgesetzt.

Jeff stand an seinem Platz auf dem Spielfeld und ballte die Fäuste an seinen Seiten. Obwohl die Klänge des Kampfliedes die Luft erfüllten, und die übrigen Mitglieder der Mannschaft mit der Menge sangen, merkte Jeff kaum etwas davon.

Sein Blick war auf Mark Tanner fixiert, der nun bei Linda Harris stand und ihr ins Ohr flüsterte. Der vertraute Zorn, den

zu unterdrücken ihm immer schwerer fiel, kam wieder in ihm hoch.

Es war in der Woche, nachdem er die Nacht in der Sportmedizinischen Klinik verbracht hatte, schon einmal geschehen. Er war auf dem Übungsplatz gewesen und hatte gut gespielt. Den ganzen Nachmittag hatte er mit Roy Kramer das Zuspiel geübt und den Ball nach der verabredeten Strategie mit fast vollkommener Genauigkeit zu der Stelle geschleudert, wo Roy Kramer oder Kent Taylor ein paar Sekunden später sein würden.

In elf Versuchen war ihnen das Zuspiel elfmal gelungen.

Als er den Platz vor dem zwölften Versuch überblickt hatte, waren ihm Linda Harris und Mark Tanner ins Blickfeld gekommen, beide lachend und im Begriff, von der Schule fortzugehen. Darauf war das Spiel auseinandergefallen, sein Wurf hatte die vorgegebene Stelle um gute zehn Schritte verfehlt. Sofort hatte Phil Collins in die Trillerpfeife gestoßen, war aufs Feld gestürmt und hatte wissen wollen, was geschehen sei, Jeff hatte nichts gesagt und die Tirade des Trainers nur mit halbem Ohr gehört, denn eine Woge blinder Wut hatte ihn überspült. Ihm war schwarz vor Augen geworden, und sein Blickfeld hatte sich so verengt, daß er nur noch Mark und Linda hatte wahrnehmen können.

Sie verlachten ihn – dessen war er so gewiß wie er jemals in seinem Leben einer Sache gewiß gewesen war.

Und dann, so plötzlich er in ihm aufgekommen war, hatte der Wutanfall sich gelegt. Er hatte an seinem Platz gestanden, auf einmal müde und erschöpft, als wäre er gerade die zehntausend Meter gelaufen.

Linda und Mark waren noch zu sehen. Sie hatten bei der Ecke des Schulgebäudes haltgemacht und blickten zu ihm her. Als Mark die Hand hob, ihm zu winken, winkte Jeff unwillkürlich zurück. Für den Rest der Übungsstunde war es um Jeffs Konzentration geschehen; seine Gedanken waren

ganz auf die Frage konzentriert, was passiert war. Er war nicht wütend, weder auf Linda noch auf Mark. Jedenfalls glaubte er nicht, daß er es war.

Von da an hatte er bis zur vergangenen Woche keinerlei Probleme mit Wutanfällen gehabt. Aber am Montagfrüh und dann wieder am Dienstagmittag hatte er für einen Augenblick die Beherrschung verloren. Gestern war es zweimal passiert, und heute war er Linda und Mark sorgsam aus dem Wege gegangen, besorgt, der Jähzorn könne wieder über ihn kommen; diesmal würde er nicht in der Lage sein, ihn zu beherrschen.

Und jetzt, als er mit dem Rest der Mannschaft den Tribünen gegenüberstand, geschah es wieder.

Sein Blick war auf die beiden fixiert, seine Wut umrahmte ihre Gestalten mit verschwimmendem Rot. Er glaubte, sie reden zu hören, und war überzeugt, daß sie von ihm sprachen.

»Dummer kleiner Scheißer«, knurrte er.

Robb Harris, der die Nachbarposition hatte, sah Jeff von der Seite an. Er dachte, Jeff hätte zu ihm gesprochen, aber nun sah Jeff in eine andere Richtung. Nach seinem Gesichtsausdruck zu urteilen, war er fuchsteufelswild wegen etwas. Aber was konnte es sein? Vor ein paar Minuten, als sie im Umkleide-raum ihre Uniformen angelegt hatten, war er in bester Stimmung gewesen. Verwundert blickte Robb umher und versuchte auszumachen, welches der Gegenstand von Jeffs Zorn war.

Er konnte in der Richtung nur seine Schwester sehen, die neben Mark Tanner auf der Bank saß. Aber das war keine große Sache – Jeff hatte ihm erst vor ein paar Tagen gesagt, daß er Linda ihr Verhalten nicht zum Vorwurf mache. Nun aber funkelte er grimmig zu Mark hinüber, und seine Hände waren zu Fäusten geballt, die Knöchel weiß, die Armsehnen wie straff gezogene Stahldrähte.

Die letzten Töne des Kampfliedes verklangen, und die

Spieler wandten sich um und warteten, daß Jeff LaConner sie vom Feld und zurück in den Umkleideraum führe.

Aber Jeff rührte sich nicht vom Fleck. Er stand wie angewurzelt, den stieren Blick unverwandt auf Linda und Mark gerichtet.

»Los, komm, Jeff«, sagte Robb. »Gehen wir!«

Jeff schien ihn nicht zu hören. Endlich stieß Robb ihn an. »Nun beweg schon deinen Arsch, Mann! Was ist los mit dir?«

Es dauerte einen Moment, bis seine Worte durchdrangen, dann machte Jeff eine halbe Drehung zu ihm.

»Ich werd' diesen kleinen Bastard schon kriegen«, sagte er. »Und ich werd' ihn so zusammennageln, daß ihn niemand mehr ansehen mag!«

»Also, was gibt es?« fragte Blake Tanner. Sie saßen bei Jerry Harris zu Hause in dessen eichengetäfeltem Arbeitszimmer, und obwohl Blake seit einer knappen Stunde dort war, war Jerry noch immer nicht zur Sache gekommen. Und es mußte etwas geben, denn als Jerry ihn nach dem Abendessen angerufen und gebeten hatte, auf einen Sprung vorbeizukommen, war etwas in seinem Ton gewesen, das Blake verraten hatte, es stecke mehr dahinter als bloß ein Besuch unter Freunden.

Er glaubte auch nicht, daß es etwas mit dem Büro zu tun hatte, denn schon in den wenigen kurzen Wochen, die er in Silverdale war, hatte Blake gelernt, daß Jerry Harris geschäftliche Angelegenheiten im Büro besprach und nicht zu Hause. Natürlich sprachen sie die ganze Zeit über geschäftliche Dinge, ganz gleich, wo sie sich befanden, aber wenn der Anlaß des Beisammenseins gesellig war, wurde nie über wichtige Fragen gesprochen. Nichtsdestoweniger hatte er sich während des viertelstündigen Fußwegs Gedanken darüber gemacht, was Jerry auf dem Herzen haben mochte.

Zuerst war er der Meinung gewesen, es gehe um Ricardo

Ramirez, und der Gedanke machte Blake traurig. Der Junge lag noch immer im Krankenhaus, den Kopf bewegungslos in der metallenen Umklammerung eines Stryker-Rahmens. Unter diesen Umständen mußte man die Tatsache, daß der Junge noch immer im Koma lag, fast als einen Segen betrachten, denn wenigstens wußte Rick nichts davon, wie ernst seine Verletzungen waren. Soweit die Fachärzte, die Dr. MacCallum herbeigerufen hatte, beurteilen konnten, war Rick vom Hals abwärts nahezu völlig gelähmt und würde ohne künstliche Beatmung sehr rasch sterben. Aber sein Herz war noch kräftig, und bisher hatte Maria Ramirez sich geweigert, die Möglichkeit, daß ihr Sohn niemals aus dem Koma erwachen würde, auch nur in Betracht zu ziehen. Sie schlief in seinem Krankenzimmer und saß jeden Tag an seinem Bett, hielt ihn an der Hand und murmelte leise auf spanisch zu ihm, überzeugt, daß er selbst in seinem Koma irgendwie hören und verstehen könne, was sie sagte.

Der Treuhandfonds war eingerichtet und würde eine großzügige Rente zahlen sowie alle Kosten übernehmen, die Maria und Ricardo aus dem Unfall und seinen möglichen Folgen erwachsen würden. Obwohl Blake überzeugt war, daß Maria das ganze Ausmaß ihrer finanziellen Absicherung noch nicht verstand, war er ebenso überzeugt, daß sie die Großzügigkeit niemals mißbrauchen würde. Nach seinem anfänglichen Schock über die Anweisungen, die Jerry Harris in diesem Zusammenhang gegeben hatte, war Blake zu der Auffassung gelangt, daß Ted Thorntons Politik richtig sei, denn ohne die Hilfe von Tarrentech wäre Maria Ramirez völlig mittellos. Und nun hatte sie einen Treuhandfonds und brauchte sich um ihre Zukunft und die ihres Sohnes keine Sorgen zu machen, die über seine Gesundung hinausgingen.

Wenn ihr Sohn überlebte.

Im Laufe ihres Gesprächs hatte Jerry jedoch weder die Ramirez-Angelegenheit noch irgend etwas anderes angespro-

chen, was zu ihren geschäftlichen Obliegenheiten gehörte. Statt dessen schien er mehr daran interessiert, wie die Tanners sich in Silverdale einlebten. Und nun endlich, in Beantwortung von Blakes Frage, mischte Jerry jedem von ihnen einen dritten Cocktail und kam zur Sache.

»Ich habe über Mark nachgedacht«, sagte er.

Blake zog fragend die Brauen hoch.

»Ich weiß nicht, ob du schon Gelegenheit hattest, dich mit der Arbeit in Rocky Mountain High vertraut zu machen«, fuhr Jerry fort. »Der Sportmedizinischen Klinik.«

Blake zuckte die Achseln. »Ich weiß noch nicht viel darüber, außer, daß wir eine ganze Menge Geld hineinstecken.«

»Es ist eine Art Forschungsinstitut«, sagte Jerry. »Martin Ames hat einige interessante Ideen über sportmedizinisch überwachte Trainingsprogramme, und wir haben ihm die Möglichkeit gegeben, sie in die Praxis umzusetzen.« Er lächelte. »Du hast die Footballspiele unserer Mannschaft gesehen und kannst dir ein Bild davon machen, wie wirkungsvoll seine Theorie sich in der Praxis bewährt. Tatsächlich«, sagte er stolz, »übertrifft es unsere kühnsten Erwartungen.«

Blake richtete sich in seinem Sessel auf. »Worum geht es?« fragte er. »Was macht er?«

»Synthetische Vitamine«, antwortete Jerry. »Er hat eine Menge Zusammenhänge zwischen körperlicher Entwicklung und bestimmten Vitaminkomplexen entdeckt, und in den letzten Jahren hat er in Zusammenarbeit mit unseren Labors eine Serie neuer Verbindungen entwickelt, die uns in die Lage versetzen, viele genetische Unzulänglichkeiten zu kompensieren.« Er machte eine Pause. »Wie etwa Robbs Asthma.«

Die Worte hingen eine Weile in der Luft, bis Blake ihre Bedeutung aufging. »Du meinst, es war nicht bloß der Klimawechsel und die gute, reine Gebirgsluft, die es

überwanden?«

Jerry schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, es wäre so einfach gewesen. Aber das war es nicht. Ames fand, daß mit Robb verschiedenes nicht stimmte. Es war nicht nur das Asthma – er hatte Probleme mit seinen Knochen, die möglicherweise zu präkanzerösen Bildungen neigten, und seit seiner frühen Kindheit war er in seiner Entwicklung etwas zurückgeblieben. Ames' Theorie lief darauf hinaus, daß alles damit zusammenhing, wie Robbs Körper bestimmte Vitaminkomplexe verarbeitete.« Er lächelte wieder. »Und wie du sicherlich bemerkt haben wirst, ist das alles behoben.«

Die unausgesprochene Folgerung war klar, und Blake bedurfte keines Anstoßes durch Jerry, um sie zu erkennen. »Aber es ist ein Sportmedizinisches Zentrum«, sagte er, »und du weißt, daß Mark mit Sport nicht viel im Sinn hat.«

Jerry blickte überrascht auf. »Sehe ich euch zwei nicht jeden Sonntagnachmittag draußen auf dem Übungsplatz? Mir scheint, daß seine Einstellung sich zu ändern beginnt.«

Blake wiegte den Kopf in sorgsam dosiertem Zweifel hin und her, denn er wollte nicht einmal Jerry Harris seine Hoffnung anvertrauen, daß Mark schließlich doch noch in seine Fußstapfen treten würde. »Er ist ein bißchen klein für die Mannschaft hier, findest du nicht? Ich meine, unsere Burschen sind allesamt große, kräftige Kerle; sie würden Mark doch glatt über den Haufen rennen.«

»Genau«, sagte Jerry und stellte sein Glas ab. »Und ich weiß, daß es mich wirklich nichts angeht, aber ich habe mit Marty Ames über Mark gesprochen – das rheumatische Fieber und so weiter. Ich bin sogar soweit gegangen, ihm Marks Krankenakte schicken zu lassen.«

Blake runzelte die Brauen. »Abgesehen davon, daß ich dachte, Krankenakten seien vertraulich und dürften nicht an Dritte weitergegeben werden, warum hieltest du das für angebracht?«

»Weil ich Martys Meinung hören wollte, bevor ich mit dir redete. Ich wollte dir keine unbegründeten Hoffnungen machen.«

Nun stellte auch Blake sein Glas weg. »Nun gut«, sagte er. »Ohne damit einer Entscheidung vorzugreifen: Was sagte er?«

Jerry Harris' Blick begegnete seinem. »Er meint, daß er Mark helfen kann. Er ist nicht der Auffassung, daß die Folgen des rheumatischen Fiebers von Dauer sein müssen, und er ist zuversichtlich, daß er Marks Längenwachstum auf die normale Rate bringen kann.«

Blake sah ihn halb zweifelnd, halb spöttisch an. »Ist das dein Ernst?«

»Durchaus«, erwiderte Jerry. »Er glaubt, daß eine Variante des Vitaminkomplexes, mit dem Robb behandelt worden ist, mit neunzigprozentiger Sicherheit bei Mark wirksam sein wird.«

Blake blickte seinen Freund an. Nichts von dem, was Jerry sagte, leuchtete ihm ein. Wenn es wirklich solch einen Vitaminkomplex gab, hätten Sharon und er längst davon gehört. Es sei denn ...

»Soll das heißen, daß du mir vorschlägst, jemanden eine experimentelle Droge an Mark ausprobieren zu lassen?«

Harris schüttelte den Kopf, als habe er die Frage erwartet. »Man kann sie schwerlich experimentell nennen«, sagte er. »Und sie hat nichts mit Drogen in dem Sinne zu tun, wie man das Wort heutzutage versteht. Es ist nichts weiter als eine neuartige Methode der Kombination bestimmter Vitamine, die es dem Körper erlaubt, sein Potential voll auszuschöpfen. Die Vitaminkomplexe wirken dabei als eine Art Auslöser, indem sie die Produktion von Hormonen anregen, die bereits vorhanden sind, aber nicht in ausreichender Menge erzeugt werden.« Als er den Zweifel in Blakes Augen las, sagte er: »Glaubst du wirklich, ich würde zulassen, daß Ames meinem eigenen Sohn ein Mittel gibt, in welches ich nicht volles

Vertrauen hätte? Er ist mein Sohn, Blake, kein Meerschweinchen.«

»Nun, ich weiß nicht«, erwiderte Blake. »Aber es ist sicherlich etwas, was man sich durch den Kopf gehen lassen sollte. Und ich würde gern alles Material sehen, das es darüber gibt.« Er lächelte ein wenig verlegen. »Ich bin zwar kein Arzt, aber nach all den Problemen, die wir mit Mark hatten, kann ich dir sagen, daß ich über Wachstumsschwierigkeiten mehr als der durchschnittliche Laie weiß.«

»Gerade so wie Elaine und ich über alles Bescheid wußten, was mit Asthma zusammenhängt«, sagte Harris. »Du wirst das Material am Montagmorgen auf deinen Schreibtisch bekommen. Und wenn du hingehen und mit Dr. Ames über Mark sprechen möchtest, läßt sich das jederzeit einrichten. Laß es dir von ihm erklären und triff danach deine Entscheidung.«

Ein paar Minuten später ging das Gespräch auf andere Themen über, aber Blake war nur noch mit halber Aufmerksamkeit bei der Sache, denn seine Gedanken kehrten immer wieder zu dem zurück, was Harris ihm gesagt hatte.

Und er mußte an die Geräusche denken, die er seit zwei Wochen jeden Morgen aus Marks Zimmer dringen hörte: Marks Schnaufen und Grunzen, wenn er sich mit seinen Liegestützen und Aufrichteübungen abmühte oder wenn er mit Blakes Hanteln arbeitete.

Wenn es wirklich eine Möglichkeit gab, ihm zu helfen ...

Es war kurz nach halb elf, als Linda und Mark das kleine Cafe neben der Drogerie verließen und sich auf den Heimweg machten. Sie hatten noch Zeit genug, daß Mark Linda nach Haus begleiten konnte, ohne seine Elf-Uhr-Sperrstunde zu überschreiten, aber sie hielten sich nicht auf. Ein Wind war aufgekommen, und Mark schlug seinen Kragen auf, als die Nachtkälte seine Gesichtshaut prickeln machte.

»Ich kann mir trotzdem nicht denken, daß Jeff eine Wut auf

dich hat«, hörte er Linda sagen. Sie steckte die Hand in seine Jackentasche und ihre Finger durch die seinigen. »Oder hat er was gesagt?«

»Dazu hatte er keine Zeit«, sagte Mark, nicht zum erstenmal. »Er lief. Aber ich sage dir, sein Gesichtsausdruck jagte mir Angst ein. Warte doch noch bis Montag, wenn ich den Film entwickle. Dann kannst du selbst sehen.«

Sie bogen von der Colorado Street ab. Hier machte sich die Dunkelheit stärker bemerkbar, weil die Lichtmasten weiter auseinander standen und die Straße nur in ihrem unmittelbaren Umkreis beschienen. Mark blickte unwillkürlich umher, kam sich dann aber albern vor. Dies war Silverdale, sagte er sich im Weitergehen, nicht San Francisco oder auch nur San Marcos. Doch als sie ein Stück gegangen waren, trat ein Stück voraus eine Gestalt hinter einem Busch hervor.

Linda und Mark hielten an, erschrocken, aber noch nicht ängstlich.

Die Gestalt kam langsam auf sie zu.

»H-hallo«, sagte Mark.

Die ragende Gestalt blieb stumm, aber im selben Augenblick sahen Linda und Mark, wer es war.

»Jeff?« sagte Linda. »Was tust du hier?«

Auch diesmal gab es keine Antwort, dann kamen sie in den Lichtschein einer der Straßenlaternen, und die beiden konnten Jeffs Gesicht genauer sehen.

Seine Augen blickten stier und glasig, seine derben Züge wutverzerrt. Die großen Hände, halb angehoben, öffneten und schlossen sich wie Hummerscheren.

»Großer Gott«, flüsterte Mark. »Nichts wie weg von hier.«

Linda und Mark machten kehrt und rannten Seite an Seite zurück zur Colorado Street und ihrer helleren Beleuchtung. Dort würden Leute sein – andere Schüler, die auf dem Heimweg vom Cafe waren, und das Publikum aus dem Kino gegenüber.

Mark begann zu schnaufen, als er rannte, und sein Herz schlug ihm im Halse. Linda konnte mit ihm Schritt halten, aber Jeff, dessen schwere Tritte er hinter sich hören konnte, holte mit jeder Sekunde auf.

Nur noch ein Block, dann ein halber ...

Es war zu weit. Plötzlich prallte Jeff von hinten auf ihn. Er ließ Lindas Hand los und rief ihr zu, sie solle weiterlaufen, dann konnte er sich nicht länger auf den Beinen halten und fiel, von rückwärts gestoßen, im vollen Lauf mit vorgestreckten Armen zu Boden.

»HÖR AUF!« KREISCHTE LINDA HARRIS. »Jeff, bist du verrückt?«

Mark lag mit dem Gesicht am Boden, und Jeff LaConner saß rittlings auf ihm und bearbeitete den kleineren Jungen mit den Fäusten. Wieder schrie sie Jeff an, und als er sie nicht einmal zu hören schien, versuchte sie ihn von Mark wegzuziehen. Einer von Jeffs Armen holte aus und traf ihren Brustkorb. Der Schlag warf sie auf den Gehsteig, dann rappelte sie sich nach Luft schnappend auf. Tränen brannten ihr in den Augen, als sie keuchend weiterlief und in die Colorado Street bog. »Hilfe!« rief sie, aber ihre Stimme war nicht mehr als ein heiseres Keuchen. Sie hielt an, lehnte sich gegen den Mast einer Straßenlaterne und schnappte nach Luft. Dann wiederholte sie ihren Ruf: »Hilfe! Hilfe!«

Sie sah drei Jungen aus dem Cafe kommen und winkte ihnen verzweifelt. Ein paar Herzschräge lang hatte es den Anschein, als wollten sie sich in die andere Richtung wenden, dann aber sahen oder hörten sie sie, und Sekunden später kamen ihr Bruder und zwei seiner Freunde gelaufen.

»Da vorn«, rief sie mit überschnappender Stimme und zeigte in die Dunkelheit der Seitenstraße. »Es ist Jeff! Er ist verrückt geworden! Er schlägt Mark zusammen!«

Robb Harris starrte seine Schwester verständnislos an, bis ihm plötzlich wieder das Bild vor Augen stand, wie Jeff auf dem Spielfeld vor Wut zitternd zu Mark und Linda hinübergestiert hatte. »Verdammte Scheiße«, stieß er hervor. »Ruf Papa«, sagte er Linda, dann winkte er seinen Freunden. »Los, kommt mit!« Gefolgt von Pete Nakamura und Roy Kramer, rannte Robb die Seitenstraße hinein, zu der Stelle, wo sie jetzt Jeff und Mark am Boden sehen konnten.

Durch Seitenstechen behindert, lief Linda die Colorado Street hinunter zu dem hell beleuchteten Cafe, stolperte schweratmend durch die Tür und erreichte den Münzfern-

sprecher. Erst als sie nach Kleingeld suchte, merkte sie, daß sie ihre Tasche nicht bei sich hatte. Schluchzend vor Aufregung, lief sie zur Theke im rückwärtigen Teil des Cafes, wo Mabel Harkins das Geld in der Registrierkasse zählte. Bis auf Mabel war das Cafe leer.

»Tut mir leid, Kind, wir haben schon geschlossen«, sagte Mabel, als Linda zur Theke kam. Dann blickte sie auf und sah das Mädchen genauer an. »Gott, Kind, was ist mit dir?«

Linda ignorierte die Frage. »Darf ich das Telefon benutzen? Ich muß meinen Vater anrufen.«

Mabel schob ihr sofort das Telefon über die Theke, aber als das Mädchen mit zitternden Fingern erfolglos die Knöpfe zu drücken versuchte, zog Mabel den Apparat wieder zu sich. »Laß mich machen«, sagte sie. »Wie ist die Nummer?«

Nach dem dritten Läuten meldete sich Jerry Harris »Hier ist Mabel Harkins«, sagte die Cafebedienung. Ohne auf Jerrys Frage zu warten, sagte sie: »Linda ist hier bei mir, furchtbar aufgeregt. Einen Augenblick.« Sie gab Linda den Hörer, dann lauschte sie, als das Mädchen seinem Vater zu erzählen versuchte, was eigentlich geschehen war.

»Ich weiß nicht, warum er es tat«, sagte sie zuletzt »Wir gingen die Straße entlang, und er war vor uns. Anscheinend hatte er auf uns gewartet oder was. Robb und zwei andere versuchen, Mark zu helfen. Kannst du kommen, Papa?«

Sie lauschte einen Augenblick, dann sagte sie ihrem Vater, wo Jeff und Mark waren. Dann legte sie mit zitternden Händen auf.

Mabel gab ihr ein Glas Wasser. »Setz dich hin und trink das«, sagte sie. »Beruhige dich.«

Aber Linda schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht. Ich – ich muß wieder hin. Ich kann Mark nicht einfach allein lassen ...«

»Er ist nicht allein«, sagte Mabel. »Und du kannst im Moment nichts tun. Setz dich hin und beruhige dich ein bißchen, dann gehen wir beide hin und sehen, was ist.«

Jerry Harris schien stark beunruhigt, als er auflegte. »Was gibt es?« fragte Blake Tanner. »Was ist passiert?«

»Ich weiß es nicht genau«, antwortete Jerry. Beide gingen hinaus ins Wohnzimmer, wo er Blake und seiner Frau wiedergab, was Linda gesagt hatte.

»O Gott«, hauchte Elaine. Ihr Blick ging zu Blake. »Geh du mit Jerry, und ich rufe Sharon an.« Sie war bereits am Telefon, als die beiden Männer in aller Eile das Haus verließen.

Zweimal war es Mark gelungen, dank seiner größeren Wendigkeit freizukommen, aber es hatte ihm nichts eingebracht. Beide Male war er kaum auf die Beine gekommen, als Jeff ihn wieder zu Boden warf. Dann gab er unter dem Hagel der betäubenden Fausthiebe seine Befreiungsversuche auf und beschränkte sich darauf, Kopf und Gesicht so gut wie möglich vor den Schlägen zu schützen, die von allen Seiten zu kommen schienen.

Seine Nase blutete, die Lippen waren aufgeplatzt, und in seinem Mund war salziger Blutgeschmack. Das rechte Auge schien fast zugeschwollen, und in seinen Ohren war das Dröhnen der Schläge, mit denen Jeff wahllos seinen Kopf und Oberkörper bearbeitete.

Jeff saß wieder rittlings auf ihm, den starren Blick auf den Gegenstand seines Zornes fixiert. Sein Verstand hatte beinahe aufgehört, eine Kontrolle über sein Handeln auszuüben, doch in dem Maße, wie seine Fäuste auf Mark einschlugen, drang ihn mehr und mehr ein Gefühl von Befriedigung. Jetzt zeigte er es dem kleinen Hosenscheißer – wie er es allen zeigen würde!

Ein paar Sekunden später, als Robb Harris, Pete Nakamura und Roy Kramer am Schauplatz des Geschehens eintrafen, war Jeff sich ihrer Anwesenheit nicht einmal bewußt, so ausschließlich konzentrierte sich seine Aufmerksamkeit auf Mark Tanner und die langverdiente Abreibung, die er ihm jetzt

verpaßte.

Er hörte nichts, als Robb ihm zurief, was ihm einfalle, und ob er Mark umbringen wolle. Robb sah sofort, daß es nicht einmal ein Zweikampf war, denn Mark, niedergehalten von Jeffs Körpergewicht, konnte nicht viel mehr tun als sein Gesicht gegen die wuchtigen Fausthiebe zu schützen. Und Jeff, dessen Gesicht eine kaum noch kenntliche Maske wütender Raserei war, schien nicht zu wissen, was er tat. Er war wie ein Hund, der eine halbtote Ratte schüttelte, um ihr den Rest zu geben. Aber wie ein tollwütiger Hund.

»Komm und hilf mir!« rief er Pete Nakamura zu. »Wir müssen ihn von Mark wegziehen.«

Gegenüber ging eine Haustürbeleuchtung an, ein Stück weiter eine zweite. Robb sprang von einer Seite auf Jeff zu und packte ihn beim Arm.

Mit einer kurzen Bewegung riß Jeff sich los, dann holte er zu einem Schwinger aus, der Robbs Unterkiefer traf. Robb jaulte auf und wankte zurück, die rechte Hand auf die schmerzende Stelle gepreßt.

Jeffs zweiter, auf Pete Nakamura gezielter Schwinger traf dessen Auge. Roy Kramer warf sich auf Jeffs Rücken und legte ihm von hinten beide Arme um den Hals.

Als Roys Arme sich um seinen Hals zusammenzogen, schien Jeff einen Augenblick zu zögern und ließ die wild um sich schlagenden Arme sinken. Dann entwich ein wütendes Gurgeln seiner strangulierten Kehle, und mit einer gewaltigen Kraftanstrengung richtete er sich auf und kam auf die Beine, so daß Roy an seinem Rücken hing. Er drehte sich schwerfällig herum, als erwarte er diesen neuen Gegner hinter sich zu finden, dann ließ er sich zu Boden fallen und wälzte sich herum. Als sein Gewicht auf Roy lastete, mußte dieser einen Augenblick den Druck seiner Arme lockern, und plötzlich war Jeff frei. Er wälzte sich auf die Seite, kam in kauender Haltung auf die Beine. Seine im Widerschein der Straßen-

laterne gefährlich glitzernden Augen blickten von Robb zu Pete, dann wieder zu Roy, der eben im Begriff war, sich aufzurappeln.

Mark Tanner lag mit angezogenen Knien auf der Seite und stöhnte und wimmerte vor Schmerzen.

Inzwischen waren aus mehreren umliegenden Häusern die Bewohner gekommen, und Fragen und Antworten flogen hin und her. Jetzt erst schien Jeff die sich am Schauplatz des Geschehens versammelnde Menge wahrzunehmen. Ein seltsam tierischer Laut entrang sich seiner Kehle, dann sprang er auf und rannte in eine Zufahrt, um Sekunden später in der Dunkelheit hinter einem Haus unterzutauchen.

Jerry Harris bog in den Pueblo Drive und trat auf die Bremse. Ein kurzes Stück voraus hatte sich eine kleine Menschenmenge versammelt, und mittendrin stand Robb im Lichtschein einer Straßenlaterne und massierte sich den Unterkiefer.

Blake Tanner war schon aus dem Wagen gesprungen und lief voraus. Erst als der andere sich eine Gasse durch die Umstehenden gebahnt hatte und auf die Knie fiel, erkannte Jerry, daß die dort liegende Gestalt Mark sein mußte. Er ließ den Motor im Leerlauf drehen, stieg aus und ging zu seinem Sohn.

»Was ist passiert? Bist du verletzt?«

Robb schüttelte den Kopf, fand aber keine Worte. Als er endlich eine Antwort herausbrachte, kam sie stockend und mit bebender Stimme. »Er ... er war verrückt«, murmelte er. »Jeff schlug ihn einfach in ... in Grund und Boden, und wollte nicht aufhören ...«

»Wo ist er?«

»Fort«, sagte Robb. »Es war wirklich unheimlich. Roy sprang ihn von hinten an und brachte ihn von Mark weg, aber dann warf er sich auf den Boden, und Roy mußte loslassen. Und dann stierte er uns an, als wüßte er nicht mal, wer wir

waren. Und auf einmal lief er davon.« Robb zeigte in die Einfahrt, wo Jeff verschwunden war, und Jerry nickte.

»Verstehe.« Er ließ den Blick über die versammelten Menschen gehen und erkannte einen seiner Angestellten. »Rufen Sie einen Krankenwagen«, sagte er zu dem Mann. »Und dann müssen wir ein paar Leute zusammentrommeln und sehen, ob wir Jeff LaConner finden können. Und jemand muß seine Leute anrufen«, sagte er zur Allgemeinheit, und sofort löste sich eine Frau aus der Menge und eilte über die Straße davon.

Jerry begab sich zu Blake Tanner, der noch an Marks Seite kniete. »Ist er in Ordnung?«

Blake blickte in hilflosem Zorn auf. »Wie kann er in Ordnung sein, wenn seine Nase blutet, ein Auge zugeschwollen und sein Gesicht zerschlagen ist? Und wo zum Teufel steckt dieser LaConner?«

»Nun, reg dich nicht auf«, erwiderte Jerry. »Nehmen wir eins nach dem anderen und versuchen wir diese Sache auszubügeln. Und das erste ist Mark. Ich habe einen Krankenwagen bestellt, für alle Fälle.«

Mark bewegte sich ein wenig und öffnete das linke Auge zu einem Spalt. »Papa?« murmelte er. »Bist du es?«

»Es ist schon gut, Mark«, beruhigte ihn Blake. »Ich bin hier, und es ist alles vorbei. Du wirst bald wieder auf dem Damm sein.«

Ein Schluchzen, halb Schmerz und halb Erleichterung, kam aus Marks Kehle. Langsam, als befürchtete er, sie könnten in Stücke zerbrechen, streckte er die Beine. Dann wälzte er sich herum, stemmte sich auf allen Vieren hoch und erbrach.

Er würgte einige Male, hustete und sackte wieder in sich zusammen.

In der Ferne erklang Sirenengeheul und näherte sich rasch; wenige Minuten später bog der Krankenwagen mit eingeschalteten Blinklichtern um die Ecke und hielt am Straßenrand.

Sharon Tanner öffnete Elaine Harris mit bleichem Gesicht die Haustür. »Wo ist er? Wo ist Mark?«

»Zieh deinen Mantel an und laß uns gehen«, sagte Elaine. »Jerry und Blake sind bereits dort. Es wird nicht so schlimm sein, ganz bestimmt nicht.«

Sharon griff zu ihrem Mantel, dann fiel ihr Kelly ein, die oben in ihrem Zimmer schlief. »Augenblick«, sagte sie. »Ich muß Kelly holen.«

Während Elaine in der Diele wartete, eilte Sharon die Treppe hinauf und verschwand in Kellys Zimmer. Kurz darauf kam sie wieder zum Vorschein, eine völlig verschlafene Kelly vor sich hertreibend, die im Schlafanzug war und versuchte, den Gürtel eines Bademantels zuzubinden.

»Wohin gehen wir, Mama?« gähnte sie.

»Laß gut sein, Kind«, sagte Sharon. Sie lief zur Garderobe und fuhr in ihren Mantel. »Wir machen eine kleine Fahrt, das ist alles.«

Kelly, noch benommen vom Schlaf, folgte ihrer Mutter hinaus zum Wagen und stieg auf den Rücksitz. Als Sharon auf der Beifahrerseite die Tür schloß, hatte Elaine schon den Motor angelassen und den Gang eingelegt. Der Wagen rollte mit einem Ruck an, und sie fuhren die Zufahrt hinaus.

»Wie konnte es geschehen?« fragte Sharon, als sie die Straße hinunterfuhren. »Warum sollte Jeff über Mark herfallen?«

»Ich weiß es auch nicht«, sagte Elaine. »Es sei denn, er hegte die ganze Zeit Lindas wegen einen Groll. Aber das sieht Jeff nicht ähnlich. Er war immer ein gutmütiger ...«

Dann fiel Elaine ihre Begegnung mit Charlotte LaConner vor einigen Wochen im Supermarkt ein, und sie verstummte.

Innerhalb von Minuten kamen sie zum Pueblo Drive, und Elaine parkte den Kombiwagen hinter Jerrys Fahrzeug. Sharon befahl Kelly, auf dem Rücksitz zu bleiben, und stieg aus. Rasch überflog sie die Menge, dann sah sie Blake mit Jerry

Harris beisammenstehen. Neben ihnen hoben zwei weißgekleidete Helfer Mark auf eine Bahre.

»Mein Gott!« stöhnte Sharon. Sie lief hinzu, drängte sich durch die Menge der Umstehenden, und dann mußte sie sich an Blakes Arm festhalten, als sie Marks zerschlagenes Gesicht sah. Sie unterdrückte den Schrei, der ihr in die Kehle stieg, fiel auf die Knie und berührte vorsichtig ihres Sohnes Wange. »Mark?« fragte sie. »Kannst du mich hören?«

Marks linkes Auge öffnete sich ein wenig, und er zwang die Spur eines Lächelns in seine Züge. »Ich – ich fürchte, ich hab' die Sperrstunde nicht ganz geschafft«, murmelte er.

Eine Welle der Erleichterung überschwemmte Sharon; sie streichelte Marks Hand, die auf seiner Brust ruhte. »Mach dir deswegen keine Sorgen«, sagte sie. »Wie fühlst du dich? Hast du große Schmerzen?«

Mark schluckte mühsam, und seine Schultern bewegten sich ein wenig, als versuche er ein Achselzucken. »Schon mal von einem Bus angefahren worden?« brachte er hervor.

Sharon liefen die Augen über. Schnupfend schüttelte sie den Kopf.

»Na, wenn du's wissen willst, laß dich von Jeff LaConner verprügeln.«

Dann schloß sich sein Auge wieder, und er zuckte zusammen, als die beiden Krankenwärter die Bahre aufhoben und zum Krankenwagen trugen. Sharon ging nebenher, und Blake kam auf die andere Seite, aber keiner von beiden sprach, bis die Bahre in den Wagen geschoben und die Türen geschlossen waren. »Wohin bringen sie ihn?« fragte Sharon.

Einer der Wärter lächelte ihr zu. »Bezirkskrankenhaus, Madam. Keine Sorge – es ist nicht so schlimm, wie es aussieht. Vielleicht ein paar Stiche über dem rechten Auge und etwas Klebeband um die Rippen. Aber er wird schon wieder.«

Sharon lächelte ihm dankbar zu. Dann, als sie umherblickte, fiel ihr etwas auf. Sie wandte sich stirnrunzelnd zu Blake. »Wo

ist die Polizei?«

Jerry Harris, der ein paar Schritte hinter Blake stand, übernahm es, ihre Frage zu beantworten. »Es war bloß eine Rauferei unter Schuljungen, Sharon. Ich dachte nicht, daß wir die Polizei einschalten müßten.«

Sharon starrte ihn an. »Du meinst, sie wurde nicht einmal verständigt?« fragte sie in ungläubigem Ton.

Jerry Harris runzelte die Brauen. »Komm schon, Sharon, solche Vorfälle ereignen sich immer wieder ...«

»Und wenn jemand krankenhaussreif geschlagen wird wie Mark heute abend, wird die Polizei verständigt!« entgegnete Sharon. »Und wo ist Jeff LaConner? Was hat er gemacht? Ist er einfach weggegangen?«

»Er ist fort, Schatz«, sagte Blake in besänftigendem Ton. »Robb und ein paar andere Jungen kamen Mark zu Hilfe, und Jeff suchte das Weite.«

»Aber wir werden ihn finden«, ergänzte Jerry. »Wahrscheinlich ist er inzwischen zu Hause und versucht seinen Eltern zu erklären, was geschehen ist.«

Sharons Ausdruck verhärtete sich weiter. »Er wird sehr viel mehr tun müssen, als es seinen Eltern zu erklären«, sagte sie. »Er wird es auch der Polizei erklären müssen. Sobald ich im Krankenhaus bin, werde ich sie verständigen. Und dann werden wir genau in Erfahrung bringen, was heute abend hier geschehen ist.«

»Wir wissen, was geschehen ist«, fing Jerry an, aber wieder schnitt sie ihm das Wort ab.

»Wir wissen, daß Jeff LaConner einen Jungen zusammenschlug, der nur halb so groß ist wie er«, sagte sie. »Und es ist mir ganz gleich, wodurch Jeff sich provoziert gefühlt haben mag. Er soll nicht ungeschoren davonkommen.«

»Niemand hat das gesagt, Schatz«, erwiderte Blake. »Aber laß uns jeden Schritt zur rechten Zeit tun, ja? Fahr du mit Mark ins Krankenhaus, und ich lasse mich von Jerry mitnehmen.

Wenn wir genau wissen, was geschehen ist, werden wir die Sache anpacken.«

Sharon schien im Begriff, noch etwas zu sagen, besann sich aber eines anderen. Einer der Wärter öffnete wieder die Hecktür des Krankenwagens, und sie stieg hinein und setzte sich zu ihrem Jungen. Gleich darauf fuhr der Krankenwagen mit ausgeschaltetem Blinklicht an und bog in die Hauptstraße ein.

ES SCHIEN SERGEANT DICK KENNALLY, als habe sich halb Silverdale im kleinen Warteraum des Bezirkskrankenhauses eingefunden. Als er vor etwas mehr als einer Stunde das Sirenengeheul des Krankenwagens gehört hatte, war er auf einen Anruf gefaßt gewesen, der ihn zum Schauplatz eines Autounfalls rufen würde; doch als der Anruf ausgeblieben war, hatte er gefolgert, daß es sich nicht um eine Polizeiangelegenheit handle, und sich wieder über das Kreuzworträtsel hergemacht, an dem er gearbeitet hatte, seit er um vier Uhr nachmittags seinen Dienst angetreten hatte. Und er hatte die Sirene beinahe vergessen, als kurz nach elf der Anruf gekommen war.

Warum mußten Situationen wie diese immer kurz vor Dienstschluß auftreten? fragte er sich, als er zum Krankenhaus fuhr. Warum konnten die Leute nicht bis nach Mitternacht warten, wenn sie die Polizei rufen wollten? Wes Jenkins, der meistens den Nachtdienst versah, beklagte sich immer, daß er nichts zu tun hatte. Aber nach zehn Dienstjahren in Silverdale wußte Kennally natürlich die Antwort: Um Mitternacht waren fast alle Bewohner der Stadt längst im Bett, und diejenigen, die noch auf und unterwegs waren, gehörten nicht zu denen, die die Polizei rufen würden. Vielmehr waren sie die Leute, derentwegen andere Leute die Polizei anriefen.

Er war einigermaßen überrascht gewesen, Jerry Harris mit Frau und Kindern mit den Tanners anzutreffen, als er gekommen war. Harris versuchte zu erklären, was geschehen war, doch während er zuhörte, beobachtete Kennally immer wieder Sharon Tanner, in deren Augen mühsam unterdrückter Zorn funkelte. Mehrmals schien sie im Begriff, Harris zu unterbrechen, und jedesmal hinderte ihr Mann sie daran. Schließlich, nachdem Harris die Situation skizziert hatte, nahm Kennally sich Linda Harris vor.

»Kannst du mir genau berichten, was geschehen ist?« fragte er mit freundlicher Stimme.

Linda machte eine hilflose Gebärde. Sie war blaß, und auf ihren Wangen glänzten Tränen. »Ich weiß nicht genau, was geschah«, sagte sie unglücklich. »Wir gingen auf dem Heimweg die Straße entlang, als Jeff hinter einem Busch herauskam. Es sah so aus, als habe er dort auf uns gewartet. Zuerst dachten wir uns nichts dabei, aber dann sahen wir sein Gesicht ...« Sie ließ den Rest ungesagt, und ein Schauer überlief ihren Körper.

»Was war mit seinem Gesicht?«

Linda suchte nach Worten. »Er – ich weiß nicht, aber er sah einfach verrückt aus. Seine Augen waren ganz glasig, als wüßte er nicht wirklich, wer wir waren. Mark hatte gleich das Gefühl, daß er es auf uns abgesehen habe. Wir bekamen es mit der Angst und liefen fort, aber Jeff hatte uns schnell eingeholt.«

»Warum?« fragte Kennally. »Warum war er wütend auf Mark Tanner? Was sagte er?«

»Nichts. Er sagte überhaupt nichts. Es war richtig unheimlich. Er sprang Mark einfach an und warf ihn nieder und schlug auf ihn los.«

Kennally nickte gedankenvoll. »Du bist mit Jeff LaConner gegangen, nicht?«

Linda nickte nach kurzem Zögern. »Aber damit war es schon vor Wochen vorbei. Jeff war wütend, als ich es ihm sagte. Aber er kam darüber hinweg. In der Zwischenzeit verhielt er sich anständig.«

»Nein, das stimmt nicht«, warf Robb Harris ein. Bis dahin hatte er still neben seinem Vater gesessen. Als Kennally ihn fragend ansah, erzählte ihm Robb, was er während der Schulversammlung beobachtet hatte. »Es war unheimlich«, schloß Robb ein paar Minuten später. »Er sah so aus, wie Linda gerade sagte – seine Augen waren wie glasig, und er starrte zu den beiden hinüber, als wollte er sie umbringen oder

was. Dann war es auf einmal wieder vorbei. Im Umkleideraum benahm er sich danach, als sei nichts gewesen.«

Eine steile Falte erschien zwischen Kennallys Brauen. Zuerst hatte er nach Jerry Harris' Aussage geglaubt, der Zwischenfall sei nichts weiter als eine Handgreiflichkeit zwischen Schuljungen. Aber nun ... Er seufzte und wandte sich endlich Sharon Tanner zu, die ihn aus dem Krankenhaus angerufen hatte – getreu ihrem Jerry Harris gegebenen Versprechen. »Sind Sie entschlossen, Anzeige zu erstatten?« fragte er, obwohl ihr Gesichtsausdruck seine Frage klar genug beantwortete.

Zu seiner Überraschung spiegelten Sharons Augen eine gewisse Unsicherheit. »Das – das sagte ich nicht«, sagte sie. »Aber ich denke, Sie sollten auf jeden Fall mit ihm sprechen. Ich bin bereit, mir seine Seite der Geschichte anzuhören, und dann können wir entscheiden, was zu tun ist. Aber wenn zutrifft, was Linda und Robb sagen, muß jedenfalls etwas mit ihm geschehen.«

Kennally nickte widerwillig. Er mochte Jeff LaConner, hatte immer etwas für den Jungen übrig gehabt. Es war eine Schande, ihn heute abend festnehmen zu müssen. Samstag war schließlich Spieltag und ohne Jeff als Mannschaftskapitän ...

Dennoch blieb Kennally nichts anderes übrig. Er ging in das kleine Büro neben dem Warteraum und rief zuerst Chuck LaConner an, der ihm sagte, daß Jeff noch nicht zu Haus sei. Kennally klärte ihn mit knappen Worten über das Geschehen auf und hörte LaConner leise fluchen.

»Wie geht's dem Tanner-Jungen?« fragte Chuck.

»Weiß ich noch nicht«, erwiderte Kennally. »MacCallum arbeitet noch an ihm.« Er wandte sich vom Fenster zum Warteraum ab und sagte mit gedämpfter Stimme: »Ich an Ihrer Stelle würde mich beeilen, hierher zu kommen, Chuck. Mrs. Tanner ist mächtig aufgeregt, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Es gab nur die winzigste Pause, bevor Chuck LaConner antwortete, daß er sofort kommen werde.

Als nächstes rief Kennally die Polizeiwache an, und als Wes Jenkins sich meldete, berichtete er ihm, was geschehen war. »Ruf ein paar von den Jungen zusammen«, sagte er. »Wir werden eine Suchaktion durchführen müssen.«

»Hast du eine Ahnung, wohin er gegangen sein könnte?« fragte Jenkins.

»Nein. Aber es sollte nicht allzu schwierig sein, ihm auf die Spur zu kommen. Wir wissen, in welche Richtung er nach der Schlägerei ging.« Kennally beendete seine Instruktionen, dann verließ er das Krankenhaus. Aber er fuhr nur ein paar Blocks, bevor er auf einen verlassenen Parkplatz einbog, der vom Lichtschein einer Telefonzelle erhellt war. Er ging hinein und wählte noch einmal die Nummer der Wache.

»Wes? Ich bin's wieder. Noch etwas – sag den Jungs, daß sie, wenn sie Jeff LaConner erwischt haben, ihn zu Dr. Ames in die Sportmedizinische Klinik bringen sollen.«

»Ames?« erwiderte Jenkins. »Wieso zu dem? Ist der Junge krank?«

Kennally zögerte. »Ich weiß nicht«, sagte er schließlich. »Aber ich habe so ein Gefühl, verstehst du? Ich werde Ames gleich anrufen, und wenn es irgendeine Änderung geben sollte, werde ich es dich wissen lassen.«

Er hängte ein, dann suchte er in der Innentasche seines Uniformrockes nach dem kleinen Notizbuch mit Nummern, die nicht im Telefonbuch standen, welches er immer bei sich trug, im Dienst und außerhalb. Er durchblätterte es, blinzelte auf eine Nummer und warf dann eine weitere Münze in den Apparat. Nach dem sechsten Läuten meldete sich eine verschlafene Stimme.

»Ja?«

»Dr. Ames? Hier Dick Kennally. Von der Polizeiabteilung. Tut mir leid, daß ich Sie so spät anrufen muß.«

Alle Spuren von Schläfrigkeit waren augenblicklich aus der Stimme des Arztes verschwunden. »Was gibt es? Ist etwas geschehen?«

Kennally redete fünf Minuten und konsultierte sogar seinen Notizblock, um sicher zu sein, daß er keine Einzelheit vergaß. »Ich habe Jenkins bereits Anweisung gegeben, den LaConner-Jungen zu Ihnen zu bringen, wenn wir ihn finden. Ich kann die Weisung rückgängig machen, wenn Sie es für richtig halten.«

»Nein«, sagte Dr. Ames sofort. »Sie haben es richtig gemacht. Ich werde ein paar Leute in Bereitschaft halten und bitte Sie, mich auf dem laufenden zu halten. Und noch etwas ...«

»Ja?«

»Seien Sie vorsichtig«, sagte Ames. »Nach Ihren Worten hört es sich wie ein zweiter Fall Randy Stevens an. Und wenn es sich so verhält, sollte Jeff LaConner als sehr gefährlich betrachtet werden.«

Kennally schwieg einen Augenblick, dann grunzte er und hängte ein. Glaubte Ames wirklich, er erzähle ihm etwas, was er nicht schon wußte?

Noch heute, annähernd ein Jahr, nachdem es geschehen war, konnte er sich gut der Nacht erinnern, als Randy Stevens durchgedreht war. Es war ein ruhiger Abend in Silverdale gewesen, jedenfalls bis um elf Uhr, als Kennally einen Anruf von den Nachbarn der Familie Stevens erhalten hatte, die von Ruhestörung gesprochen hatten. Kennally hatte das einigermaßen seltsam gefunden, da die Stevens in den zwei Jahren ihres Aufenthalts in Silverdale stets musterhafte Bürger gewesen waren. Und Randy war ein Junge gewesen, den andere Eltern in Silverdale ihren eigenen Kindern stets als Vorbild hinstellten. Gutaussehend, höflich, ein ausgezeichnete Schüler – und obendrein war Randy der Star der Footballmannschaft gewesen.

Und niemals hatte er seinen Eltern oder sonst jemandem

auch nur geringste Schwierigkeiten bereitet.

Aber in jener Nacht war in Randy etwas zerbrochen, und als Kennally bei den Stevens' eingetroffen war, hatte sich bereits eine kleine Schar besorgter und ängstlicher Nachbarn um das Haus versammelt.

Im Inneren des Hauses hatte allem Anschein nach ein schwerer Kampf stattgefunden.

Als Kennally die Tür aufgebrochen hatte, war er im Wohnzimmer als erstes auf Phyllis Stevens gestoßen, die mit blutendem Gesicht schluchzend auf dem Sofa gelegen hatte. Und am Boden des völlig verwüsteten Arbeitszimmers hatten sich Tom Stevens und Randy im Ringkampf gewälzt. Bloß war es eigentlich kein Ringkampf gewesen, denn Tom hatte auf dem Rücken gelegen und alle Hände voll zu tun gehabt, einen Hagel wütender Schläge abzuwehren, mit denen sein rittlings auf ihm sitzender Junge ihn erbarmungslos eingedeckt hatte. Kennally hatte sofort gespürt, daß dies kein einfacher Streit gewesen war, kein Wortwechsel zwischen Vater und Sohn, der in Handgreiflichkeiten ausgeartet war. Denn in Randys Augen war ein Blick gewesen, eine kalte Leere, die Kennally verraten hatte, daß dem Jungen nicht einmal bewußt war, was er tat.

Der Junge hatte den Verstand verloren und einfach blindlings auf jeden eingeschlagen, der zur Hand war.

Drei Männer waren erforderlich gewesen, den jungen Burschen zu überwältigen, und als man ihn aus dem Haus gebracht hatte, war er auf eine Bahre geschnallt gewesen. Auf Tom Stevens' Bitte hatte man Randy zum Sportmedizinischen Zentrum gebracht und in Dr. Ames' Obhut gegeben. Schon am nächsten oder übernächsten Tag war Randy dann in die Heilanstalt Canon City verlegt worden.

Obwohl so etwas in Silverdale nie zuvor geschehen war, hatte Marty Ames erklärt, daß es nicht völlig ungewöhnlich sei. Randy sei schließlich immer zu vollkommen gewesen und habe jede Erwartung seiner Eltern erfüllt. Diese Erwartungen aber

hätten einen Druck erzeugt, und Randy habe sich nie gestattet, diesem Druck Luft zu machen. Und so habe er sich schließlich gegen seine Eltern gewandt, als es zum Zusammenbruch seiner emotionalen Struktur gekommen sei.

Er habe versucht, sie zu töten.

Und beinahe war es ihm gelungen.

Kennally konnte nur zu deutlich die Parallelen zwischen Randy Stevens und Jeff LaConner sehen.

Leistungskanonen, alle beide.

Keiner von ihnen hatte je Schwierigkeiten gemacht, keiner von ihnen hatte je Anzeichen gezeigt, daß er Probleme hatte.

Als Randy den Druck schließlich nicht mehr ausgehalten hatte, war er nahe daran gewesen, seinen eigenen Vater zu töten.

Hätte Jeff heute abend Mark Tanner totgeschlagen, wenn die anderen Jungen nicht dazwischengekommen wären? Kennally wußte es nicht, aber er befürchtete, daß es leicht hätte geschehen können.

Also tat er gut daran, Ames' Rat zu befolgen und Jeff LaConner als äußerst gefährlich zu betrachten.

Es versprach eine lange Nacht zu werden.

Dr. MacCallum lächelte Mark Tanner ermutigend zu. Der Junge lag mit dick verbundenem Brustkorb auf dem Behandlungstisch, aber Dr. MacCallum hatte ihm versichert, daß keine Rippe wirklich gebrochen sei. Vier seien jedoch angebrochen und würden noch einige Zeit schmerzen, besonders wenn er lachte, hustete oder nieste. Nun arbeitete er an Marks Gesicht und vernähte sorgfältig die Platzwunde über dem rechten Auge. »Nur noch ein paar Stiche, dann haben wir es«, sagte er. »Hältst du es aus?«

Mark zuckte, als die Nadel wieder seine Haut durchbohrte. »Ich werde es schon ertragen«, sagte er durch die Zähne. »Verglichen mit Jeffs Prügeln ist dies ein Zuckerlecken.«

Dr. MacCallum sagte nichts mehr, bis er die Wunde genäht, den Faden mit einem sauberen Chirurgenknoten abgebunden und die Stiche mit einem Verband bedeckt hatte. Mark wollte sich aufrichten, doch MacCallum ließ es nicht zu.

»Bleib ruhig liegen. Ich möchte noch Röntgenaufnahmen machen.«

»Wieso?« sagte Mark. »Es ist nichts gebrochen, nicht wahr?«

»Nichts, was ich von außen sehen kann«, antwortete MacCallum. »Aber nach dem Zustand deines Gesichts und deiner Rippen zu urteilen, erscheint es mir angebracht, einen Blick in dein Innenleben zu tun.« Tatsächlich war MacCallum ziemlich sicher, daß der Kiefer des Jungen eine Haarrißfraktur davongetragen hatte, und es bestand überdies die Möglichkeit innerer Verletzungen, besonders von Nieren und Milz. Er wusch sich die Hände, dann nahm er Marks Krankenblatt und schrieb Instruktionen darauf. Als er damit fertig war, gab er es der Nachtschwester Karen Akers. »Können Sie das alles übernehmen?«

Sie überflog die Anweisungen, dann nickte sie. Sie verschwand im Korridor und kam kurz darauf mit einem fahrbaren Krankenbett zurück. Sie fuhr es neben den Behandlungstisch, stellte die Räder fest und half dem Arzt, Mark hinüberzuheben. Der Junge zuckte bei fast jeder Bewegung zusammen, doch als er endlich im Bett lag, rang er sich ein Lächeln ab. »Ich hätte es auch allein geschafft«, sagte er. »Nichts dabei. Ich glaube, ich könnte zehn Kilometer laufen, wenn ich müßte.«

»Sehr schön«, erwiderte Karen, »aber die Frage ist, ob du stillhalten kannst, während ich die Röntgenaufnahmen mache.«

MacCallum folgte ihnen in den Korridor, aber als sie nach rechts zum Röntgenraum abbogen, nahm er die andere Richtung. Eine Minute später betrat er den Warteraum, wo die Tanners und die Harris' warteten. Er sah, daß sogar Chuck

LaConner gekommen war.

»Wie geht es ihm?« fragte Sharon ängstlich.

MacCallum ließ seinen Blick von Chuck LaConner zu Sharon zurückkehren. »Alles in allem würde ich sagen, daß es nicht allzu schlecht aussieht.« Er ging auf die vernähte Platzwunde und die angebrochenen Rippen ein, tat es aber in möglichst ermutigender Form. »Selbstverständlich muß er die Nacht hier bleiben, damit wir ihn im Auge behalten können. Er befindet sich zur Zeit im Röntgenraum, und nachdem wir die Resultate der Aufnahmen gesehen haben, werden wir viel mehr wissen.« Mit etwas erhobener Stimme, um ganz sicher zu sein, daß Chuck LaConner seine nächsten Worte hören würde, fügte er hinzu: »Offen gesagt, ist er in ziemlich guter Verfassung, wenn man in Betracht zieht, was mit ihm geschehen ist.«

»Wenn man in Betracht zieht, was geschehen ist?« wiederholte Sharon. »Was heißt das?«

»Wenn man in Betracht zieht, daß er es mit Jeff LaConner zu tun hatte«, sagte MacCallum mit Betonung. »Der letzte Junge, den wir hereinbekamen, war nicht so glücklich.«

»Augenblick mal«, sagte Chuck LaConner, stand auf und trat einen Schritt auf den Arzt zu. »Jeder weiß, daß es nicht Jeffs Verschulden war, was dem Ramirez-Jungen zustieß.«

Die Farbe wich aus Sharons Gesicht, und ihr Blick ging rasch zwischen LaConner und ihrem Mann hin und her. »Rick Ramirez?« fragte sie. »Der Junge, der im Koma liegt?«

MacCallum nickte kurz.

Sharons Beine wurden plötzlich schwach, aber sie ließ sich nicht wieder auf das Sofa fallen. Noch zorniger als zuvor wandte sie sich gegen Blake. »Sagtest du mir nicht, der Ramirez-Junge sei ein Unfallopfer?«

»Das war er auch ...« begann Blake, aber Dr. MacCallum fiel ihm ins Wort. »Es kann ein Unfall gewesen sein«, berichtete er.

Chuck LaConnors Augen blitzten zornig auf, doch ehe er

antworten konnte, sah er sich von einer wütenden Sharon Tanner konfrontiert. »Wollen Sie uns erzählen, auch Mark sei Opfer eines Unfalls?« verlangte sie zu wissen. »Wollen Sie uns erzählen, Jeff habe ihn zufällig und gegen seinen eigenen Willen zusammengeschlagen? Und was ist mit Ihrer Frau?« stieß sie nach. »War das auch ein Unfall?«

Blake starrte seine Frau verwirrt an. »Seine Frau?« echote er. »Wovon redest du, Schatz?«

»Ich rede von Jeff LaConner«, sagte Sharon mit zornbebender Stimme. »Mark ist nicht der einzige, der seine Fäuste zu spüren bekam, weißt du.« Ihr Blick fixierte wieder Chuck LaConner. »Wollen Sie behaupten, das sei auch ein Unfall gewesen?«

LaConner sah sich in die Defensive gedrängt. »Er meinte es nicht so«, sagte er. »Er war an dem Abend aufgeregt. Es war der Abend, als Linda mit ihm Schluß gemacht hatte ...«

»An dem Abend tat er mir auch weh.«

Obwohl sie die Worte mit leiser Stimme sprach und in einem beinahe entschuldigenden Ton, fand Linda Harris, die bis dahin still zwischen ihrem Vater und ihrem Bruder gesessen hatte, plötzlich die Aufmerksamkeit aller Anwesenden.

»Er hat *dir* weh getan?« fragte Jerry Harris. »Kind, du hast nie ein Wort gesagt.«

»Ich glaube, ich hielt es nicht für besonders wichtig«, antwortete Linda mit unsicherer Stimme. »Ich meine, er hat mich nicht richtig verletzt. Er war bloß wütend und packte mich bei den Schultern und fing an, mich zu schütteln. Aber ... aber als ich ihn anschrie, ließ er es sein.«

»Und du hast es uns nie gesagt!« sagte Elaine. »Liebling, es muß schrecklich für dich gewesen sein!«

»Ich wollte ihn deswegen nicht in Schwierigkeiten bringen. Später entschuldigte er sich bei mir und schien ... na, er schien soweit in Ordnung.«

»Nun, jetzt ist er in Schwierigkeiten«, erklärte Sharon Tanner. »Ich erwarte nicht, daß ich mich damit in Silverdale sehr beliebt machen werde; schließlich ist Jeff ein großer Footballheld und alles das«, sagte sie, ohne einen Versuch zu machen, den Sarkasmus in ihrer Stimme zu verbergen. »Aber auch wenn niemand sonst etwas unternehmen will, ich habe die Absicht, Jeff LaConner so viele Schwierigkeiten zu machen, wie ich kann.« Sie wandte sich zu Blake. »Wir werden Strafanzeige wegen schwerer Körperverletzung gegen ihn erstatten«, sagte sie. »Mir scheint, daß Jeff meint, er könne hier tun, was er will, solange er der Star der Footballmannschaft ist. Charlotte sagte es mir selbst, am Tag nachdem er sie gegen die Wand schleuderte.« Ihr herausfordernder Blick ging wieder zu Chuck. »So ist es gewesen, nicht wahr, Mr. LaConner?«

LaConner zögerte, nickte dann.

»Das ist also klar«, sagte Sharon in ruhigerem Ton. »Mir scheint, er muß eine Weile eingesperrt werden und Gelegenheit erhalten, über verschiedene Dinge nachzudenken.«

»Und das wird geschehen, Schatz«, sagte Blake, »sobald die Polizei ihn findet.«

»Wird es geschehen?« fragte Sharon. »Oder wird er bloß einen Klaps auf den Rücken bekommen und wieder auf den Footballplatz geschickt werden, damit er versuchen kann, noch jemand zu töten?«

Ihre Worte brachten alle im Warteraum zum Verstummen. Als Karen Akers ein paar Minuten später hereinkam, um Dr. MacCallum zu sagen, daß die Röntgenaufnahmen fertig seien und sie Mark wieder in sein Zimmer gebracht habe, hatte noch keiner ein weiteres Wort gesprochen. Dann, als Blake aufstand, um Sharon in den Korridor und zum Krankenzimmer ihres Sohnes zu folgen, nahm Jerry Harris ihn beiseite, und Blake begegnete seinem Blick. Er konnte beinahe die Gedanken seines Vorgesetzten lesen.

»Ich weiß«, sagte er mit müder Gebärde. »Wäre Mark in

besserer Verfassung gewesen, so hätte dies nicht in der Form geschehen können. Er wäre nicht in der Lage gewesen, Jeff zu schlagen, aber wenigstens hätte er sich verteidigen können.« Seit er Mark vor einer Stunde hilflos am Boden hatte liegen sehen, war ihm sein letztes Gespräch mit Jerry nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Jetzt stand sein Entschluß so gut wie fest.

Jeff LaConner kauerte hinter einem großen Felsblock. Zuerst war er blindlings davongerannt, aus der Dunkelheit eines Gartens in die des nächsten, und hatte zwischendurch nur kurz innegehalten, um wachsame Blicke über die Straßen zu werfen, bevor er hinübersprang, um wieder in den beruhigenden Schatten der Bäume, Sträucher und dunklen Häuser Zuflucht zu finden.

Bald hatte er den Stadtrand erreicht und war dann dem Fluß aufwärts gefolgt, bis er den Fußgängersteg erreicht hatte. Das Sirenengeheul des Krankenwagens hatte endlich den Ausschlag gegeben, und er war über die Brücke gelaufen und hatte den Pfad in die Berge eingeschlagen.

Die schlechten Sichtverhältnisse bereiteten ihm keine Schwierigkeiten, obwohl der Mond nur zu einem Viertel voll war und unter den Nadelbäumen tiefe Dunkelheit lag. Er bewegte sich leicht und mühelos; Ermüdung von dem Kampf, den er nur noch undeutlich erinnerte, löste sich rasch auf, als er den Weg hinaufstieg. Zuletzt hatte er instinktiv im Schatten des Felsblockes Schutz gesucht, den Rücken gegen den Stein gepreßt. Dort hatte er abgewartet und beobachtet.

Lange Zeit geschah nichts, dann sah er einen Streifenwagen durch die Straßen fahren und in Richtung des Bezirkskrankenhauses, das einen Kilometer außerhalb der Stadt lag, außer Sicht kommen. Nach einer Weile fuhr der Streifenwagen zurück und hielt kurz auf einem Parkplatz. Dann fuhr er weiter, und etwas später stieß ein zweiter Streifenwagen zu ihm. Jeff glaubte zu wissen, wohin sie wollten, und war nicht überrascht,

als sie bei dem nun fast verlassenen Straßenabschnitt halmachten, wo der Kampf geschehen war.

Sie machten Jagd auf ihn.

Er drückte sich enger an den Felsblock.

Wes Jenkins erreichte den Schauplatz des Kampfes nur wenige Minuten nach Dick Kenally. Mit ihm im Wagen waren Joe Rankin, und, in der durch ein Netz abgeteilten Ladefläche des Kombiwagens, Mitzi, die große Schäferhündin, deren Hauptfunktion bisher darin bestanden hatte, dem Sergeanten des Nachtdienstes während seiner normalerweise langweiligen Schicht Gesellschaft zu leisten. Heute nacht schien Mitzi jedoch zu spüren, daß etwas geschah, und als sie aus dem Heck des Kombiwagens sprang, bellte sie eifrig.

Frank Kramer, Roys Vater, war bereits zur Stelle; er war die drei Blocks von seinem Haus zu Fuß gegangen, nachdem Wes Jenkins angerufen hatte.

»Roy sagt, er sei in die Richtung gelaufen«, erklärte Kramer, als die Männer sich um ihn versammelten. Er zeigte über die Straße, und Wes Jenkins kauerte nieder und befestigte einen dicken Lederriemen an Mitzis Halsband.

»Kommt mit«, sagte er. »Sehen wir, was sie finden kann.«

Als Kramer und Jenkins den Hund über die Straße führten, stiegen die zwei anderen Männer in den Kombiwagen. Joe Rankin nahm das Steuer; Dick Kennally schaltete das Funkgerät ein und testete die Frequenz des tragbaren Funksprechgerätes, mit dem Kramer ausgerüstet war.

»Sie hat bereits Witterung aufgenommen«, knisterte Kramers Stimme einen Augenblick später aus dem Lautsprecher. »Sie zieht nach Osten.«

Joe Rankin wendete das Fahrzeug und fuhr langsam die Straße hinunter, immer gleichauf mit den ungesesehenen Männern, die mit dem Hund durch die Gärten gingen.

»Jetzt nordwärts«, sagte Kramer ein paar Minuten später.

»Wir überqueren Pecos Drive.«

Die Verfolgung ging weiter. Kramer unterrichtete die Männer im Wagen von seiner Position, und Rankin bemühte sich, den Kurs des Hundeführers im voraus zu erraten. Endlich hielt der Wagen auf der Straße unweit der Fußgängerbrücke, wo Frank Kramer und Wes Jenkins auf sie warteten. Mitzi zog am Ende der Leine zum Steg hin.

»Ich weiß nicht«, sagte Kramer zweifelnd und blickte in die Dunkelheit auf der anderen Seite des Steges. »Warum sollte er da hinauf? In der Dunkelheit kann er sich da oben nur verlaufen.«

»Vielleicht ist Mitzi hinter einem Waschbären her, oder was«, meinte Jenkins.

Aber Kennally schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht. Mitzi weiß genau, daß wir es nicht auf Waschbären abgesehen haben. Ich glaube, daß er dort oben ist und daß er nicht klar denken kann. Kommt mit.«

Er nahm die Hundeleine aus Jenkins Hand und ging über den Steg. Die Hündin zog gleichmäßig, die Nase am Boden, und winselte aufgeregt.

Mitzi zögerte keinen Augenblick an der Weggabelung, sondern nahm sofort den mittleren Pfad, der ins Bergland hinaufführte. Kennally hörte Frank Kramer ächzen. »Ich sagte dir schon, du läßt dich gehen«, sagte er über die Schulter. »Vielleicht hast du heute nacht Glück, und wir bringen es auf acht Kilometer.«

Als die Lichter der Stadt hinter ihnen zurückblieben, schalteten die Männer Stablampen ein und zogen im Gänsemarsch den schmalen Pfad bergauf. Bald hatte die tiefe Dunkelheit der Wälder sie aufgenommen.

Jeff sah die tanzenden Lichter der Stablampen herankommen. Die Gestalten der Männer, die ihn jagten, konnte er kaum ausmachen, aber den Suchhund an der Spitze hatte er im

Lichtschein deutlich gesehen.

Er blieb bei seinem Felsblock und versuchte sich schlüssig zu werden, was er tun sollte. Aber sein Sinn war verwirrt, und er konnte nicht folgerichtig denken. Schließlich folgte er seinem Instinkt und stieg weiter auf. Schon nach wenigen Schritten wurde der Pfad steiler, und innerhalb weniger Minuten begann er keuchend zu atmen. Dennoch zwang er sich im Laufschrift weiter.

Kurze Zeit später glitt er aus, knickte im Fußgelenk um und fühlte stechenden Schmerz im Knöchel. Er unterdrückte einen Schmerzensschrei, kauerte nieder und rieb sich den verletzten Knöchel. Nachdem er eine kleine Weile ausgeruht hatte, stemmte er sich wieder in die Höhe und verlagerte sein ganzes Gewicht auf das gute Bein. Vorsichtig versuchte er, einen Schritt weiter zu tun.

Er konnte nicht gehen.

»Hoffentlich ist er hier oben«, murrte Frank Kramer fünfzehn Minuten später. Sie waren bei einer Felsbank aus dem Wald gekommen und konnten die Stadt überblicken. Mitzi schnüffelte aufgeregt am Fuß eines großen Felsblocks. Kramer wischte sich Schweiß von der Stirn, versuchte, zu Atem zu kommen, und gelobte still, daß er von nun an mit der Diät und den Leibesübungen, die er länger vernachlässigt hatte, als er sich eingestehen mochte, Ernst machen wollte. Die drei anderen schienen nicht einmal zu schnaufen.

»Er ist hier oben«, erwiderte Kennally und leuchtete Kramer boshaft ins schweißglänzende Gesicht. »Sieh nur, wie Mitzi sich aufführt. Würde mich nicht wundern, wenn Jeff eine Weile hier gegessen und uns beobachtet hätte.«

»Wie kann ich sehen, wenn du mich mit deinem verdammten Licht blendest?« stieß Kramer hervor. »Wie lange wollen wir noch weitersuchen? Er könnte überall hier oben sein.«

Kennally legte den Kopf in den Nacken und spähte zu den

Höhen hinauf, dann zuckte er gleichmütig die Achseln. »Wo er auch ist, Mitzi kann ihn finden.«

Die Hündin hatte den Felsblock verlassen und zog wieder an der Leine, den ansteigenden und steinigen Pfad hinauf. Die vier Männer folgten ihr für weitere zehn Minuten, bis sie plötzlich mit gespitzten Ohren und gesträubtem Nackenfell stehenblieb und nach vorn sicherte.

Kennally ließ den Lichtkegel seiner Lampe über die Wegspur und ihre Umgebung gehen, und dann sahen alle vier, wonach sie suchten.

Er kauerte bei einem weiteren großen Felsblock, und seine Augen schienen im Halogenlicht unnatürlich zu glänzen. Als Dick Kennally den Jungen schweigend beobachtete, kam ihm ein seltsamer Gedanke in den Sinn. Der Junge glich einem in die Enge getriebenen Tier.

»Es ist schon gut, Jeff«, sagte er mit vernehmlicher Stimme. »Wir wollen dir nichts tun. Wir werden dich nur zur Stadt zurückbringen.«

Jeff LaConner sagte nichts, aber im gebündelten Licht der Stablampen sahen sie, wie er sich enger an den Block drückte.

Kennally überlegte einen Augenblick, dann wandte er sich mit gedämpfter Stimme an seine Helfer. »Also los, Männer. Verteilt euch und geht langsam heran. Ich möchte nicht, daß jemand verletzt wird.«

Joe Rankin sah ihn verwundert an. »Verletzt? Gott, Dick, er ist nicht Charlie Manson. Er ist bloß ein Junge.«

Aber Kennally schüttelte den Kopf; Martin Ames' Worte waren noch frisch in seinem Gedächtnis. »Tut einfach, was ich euch sage, klar?«

Kramer und Rankin gingen nach links, Wes Jenkins schlüpfte nach rechts davon, und Kennally ging langsam weiter den Weg aufwärts, das Licht auf Jeff LaConner gerichtet. Die Augen des Jungen zwinkerten nicht, aber sein Kopf begann sich in einem seltsam wiegenden Rhythmus hin und her zu

bewegen, der Kennally an eine aufgerichtete Schlange gemahnte. Aus den Augenwinkeln verfolgte er das Vorankommen seiner Männer, und als sie sich verteilt und dem Jungen jeden möglichen Fluchtweg abgeschnitten hatten, gab er ihnen das Zeichen vorzugehen.

Er redete in ruhigem, begütigendem Ton auf Jeff ein, wie er es bei einem verängstigten Tier gemacht hätte.

Als Frank Kramer herangekommen war, schlug Jeff plötzlich mit der rechten Faust zu, traf Kramer an der Schulter, und warf ihn zurück. »He, Junge!« rief Kramer. »Was ist los mit dir, zum Teufel?«

Aber Jeff hörte nicht; sein Blick war jetzt wachsam auf Wes Jenkins gerichtet.

Dann, als Joe Rankin von der anderen Seite näher kam, sah Kennally ihre Gelegenheit. »Jetzt!« rief er, ließ die Stablampe fallen und sprang vorwärts.

Jeff ignorierte seine Knöchelverletzung und sprang auf. Den Rücken am Felsblock, begann er blindlings um sich zu schlagen, als die drei Männer zugriffen.

Schließlich waren alle vier nötig, um den wütend Widerstand leistenden Burschen zu überwältigen, und sie mußten ihn den Weg hinuntertragen, die Hände mit Handschellen auf den Rücken gefesselt, die Knöchel mit einem zweiten Satz Handschellen gesichert. Noch als sie ihn über den Fußgängersteg trugen und durch die Heckklappe in den Kombiwagen verluden, zappelte und wand er sich nach Leibeskräften, um sich zu befreien.

Und bei alledem drang ein wildes, auf- und abschwellendes Heulen aus seiner Kehle, vergleichbar den qualvollen Schreien eines Kojoten, der mit dem Fuß in ein Fangeisen geraten ist.

»WAS ER NUR HAT, DER SATANSKERL?« sagte Frank Kramer und blickte über die Schulter. Im Heckabteil des Kombiwagens kämpfte Jeff LaConner noch immer gegen die Handschellen, die seine Hände und Füße banden. Sein rechter Knöchel schwoll rasch an, und obwohl der Stahl tief hineinschnitt, war er anscheinend unempfindlich gegen die Schmerzen seiner Verletzung. Er lag gekrümmt in dem beengten Raum hinter dem Netz aus festem Maschendraht, doch als Kramer ihn beobachtete, warf der Junge sich plötzlich herum und stieß mit den Füßen nach ihm. Das Drahtnetz wurde ein wenig eingebeult, hielt aber stand. In Jeffs Kehle bildete sich ein seltsames, durchdringendes Winseln.

»Eine Art geistiger Zusammenbruch«, erwiderte Dick Kennally. Sie hatten die Stadt hinter sich gelassen und fuhren auf der schmalen Straße ostwärts zur Sportmedizinischen Klinik, wo vereinzelte Lichter in der Dunkelheit glommen. Er verzog das Gesicht, als er Jeffs Füße abermals gegen den Maschendraht schlagen hörte. Dann fing Mitzi, die zwischen Kramer und Joe Rankin auf den Rücksitzen saß, zu bellen an. »Könnt ihr den Hund nicht zur Ruhe bringen?« fragte Kennally.

»Es ist besser, als sich den Lärm anzuhören, den der Junge veranstaltet«, versetzte Rankin verdrießlich. Dann fing er im Rückspiegel Kennallys finsternen Blick auf und streichelte Mitzi den Kopf. »Ruhig, Mitzi«, murmelte er. »Kein Grund zur Sorge.«

Mitzis Gebell verebbte in einem tiefen Knurren, doch fühlte Rankin noch immer die Spannung in den Muskeln der Hündin.

Kennally verlangsamte und bog in die schmale Zufahrt zum Sportzentrum. Er drückte auf die Hupe, und als ihr Ton für einen Moment Jeffs qualvolles Heulen überdeckte, schwang auch schon das Tor auf. Kennally gab ungeduldig Gas und

jagte den Wagen durch die Öffnung, bevor die Torflügel sich ganz geöffnet hatten. Im Vorbeifahren fing er den Wink eines Wächters auf, der ihm Zeichen gab, zur Rückseite des Gebäudes zu fahren.

Kurz darauf hielt er vor einer offenen Tür. Der grelle Schein von Halogen-Flutlichtlampen durchschnitt die Dunkelheit, und Kennally mußte mit einer Hand die Augen beschirmen, als er ausstieg. Auch die anderen standen bereits auf der Zufahrt, aber Mitzi war im Wagen geblieben und bewachte Jeff LaConner.

Der weiße Lichtschein erhellte das Wageninnere, und die plötzliche Beleuchtung schien auch auf den Jungen irgendeine Wirkung zu haben; denn auf einmal lag er still, schloß die Augen und verrenkte den Hals, wie um dem Licht zu entgehen.

In einem weißen, offenen Arztkittel, der sein Flanellhemd nur teilweise bedeckte, kam Dr. Martin Ames aus der Tür und spähte in den Kombiwagen. Er preßte die Lippen zusammen, dann richtete er sich auf und sah Kennally an. »Wie schlimm war es?«

Kennally zuckte mit der Schulter, als wollte er den Kampf und die Mühen verkleinern, die das Einfangen und der Abtransport des Jungen gekostet hatten.

»Sagen wir bloß, daß er nicht allzu sehr interessiert war, mit uns zu kommen«, antwortete er schließlich. Er gab den drei anderen ein Zeichen. »Schaffen wir ihn hinein.«

Joe Rankin hob vorsichtig die Hecktür des Wagens. Beinahe augenblicklich warf Jeff sich herum und stieß mit den Beinen zu. Rankin wich den Tritten aus und hielt Jeffs Füße mit Wes Jenkins Hilfe am Wagenboden nieder. Einen Augenblick später hatten Kennally und Kramer Jeff unter den Achseln gefaßt, und so trugen sie den noch immer widerstrebenden Jungen ins Gebäude.

»Da hinein«, sagte Dr. Ames und nickte zu einer offenen Tür ein paar Schritte den Korridor entlang. Die vier Polizisten

schleppten Jeff in einen kleinen Raum, dessen weiße Wände von Leuchtstoffröhren schattenlos beleuchtet wurden. In der Mitte des Raumes stand ein großer Tisch mit Gurten aus festem Gewebe an beiden Enden. Die Beamten legten Jeff LaConner auf den Tisch, und zwei geschickt und rasch arbeitende Wärter zogen die unteren Gurte um Jeffs Beine und fixierten sie auf dem Tisch. Dann erst entfernte Kennally die Handschellen.

Die Schwellung des verstauchten rechten Knöchels hatte sich violett purpurn verfärbt, und wo das Metall der Handschellen eingeschnitten hatte, blieb einstweilen eine tiefe Rinne.

»Gut so«, sagte Dr. Ames. »Machen Sie ihm die Arme los.«

Kaum waren seine Arme von den Handschellen befreit, richtete Jeff sich mit einem Ruck auf und schlug nach den Männern, die ihn umstanden. Seine Augen stierten blutunterlaufen ins helle Licht. Kennally und Jenkins traten von rückwärts an ihn heran, jeder von ihnen packte Jeff bei einer Schulter, und so zwangen sie ihn nieder und hielten ihn, bis auch seine Arme mit den schweren Gurten an den Tisch fixiert waren.

Erst als sie Gewißheit hatten, daß Jeff zu keiner Bewegung mehr fähig war, traten sie von ihm zurück. Schweißperlen standen ihnen auf den Stirnen, und die Anstrengung, Jeff niederzuhalten, war ihnen anzumerken.

»In Ordnung«, sagte Ames. »Ich glaube, von nun an können wir es übernehmen.« Er trat zu einem kleinen Schrank gegenüber der Tür und nahm eine von mehreren Spritzen auf, die dort auf weißem Email bereitlagen. Einer der Wärter schob Jeff den Hemdsärmel hinauf, und Ames ließ die Injektionsnadel fachmännisch in eine Vene gleiten.

Das Beruhigungsmittel schien keinerlei Wirkung auf den Jungen zu haben, der wild mit den Augen rollte, als suche er noch immer eine Fluchtmöglichkeit.

Erst als Ames ihm die dritte Spritze verabreicht hatte,

begann Jeffs Sträuben allmählich nachzulassen. Die um ihn versammelte Gruppe sah zu, wie die Kräfte ihn endlich zu verlassen schienen. Sein Kopf fiel zurück auf das harte Metall des Tisches, seine Augen schlossen sich.

»Herr des Himmels«, sagte Frank Kramer zuletzt in die schwere Stille, die im Raum hing. »So etwas habe ich meinen Lebtag nicht gesehen. Und ich hoffe, ich muß es nie wieder sehen.«

Dr. Ames begegnete seinem Blick. »Das hoffe ich auch«, sagte er mit leiser Stimme.

Fünfzehn Minuten später, nachdem Dick Kennally und seine Leute die Sportklinik verlassen hatten, kehrte Marty Ames zurück zu seinem Patienten. Die zwei Wärter waren noch im Raum; einer war damit beschäftigt, dem Bewußtlosen die Kleider vom Körper zu schneiden, der andere baute eine komplizierte Anordnung elektronischer Überwachungsgeräte auf. Während Ames schweigend zusah, machten sich beide gemeinsam daran, Sensoren an Jeffs Körper zu befestigen. Erst als dies geschehen war und Ames sich vergewissert hatte, daß die Geräte einwandfrei funktionierten und Jeff nicht in unmittelbarer Gefahr war, ging Ames in sein Büro und bereitete sich auf den Anruf vor, den er nun bei Chuck LaConner machen mußte.

Er betrachtete diese Anrufe als den schlimmsten Teil seiner Arbeit. Aber sie gehörten auch zu dem Abkommen, das er mit sich selbst geschlossen hatte, als Ted Thornton vor fünf Jahren mit dem Angebot an ihn herantreten war, das Sportzentrum und die Sportmedizinische Klinik zu leiten, die er für Silverdale ins Auge gefaßt hatte.

Natürlich hatte Thornton ihn verführt, wie Thornton überhaupt die Gabe hatte, andere Menschen mit Lockungen zu gewinnen. Aber in den Augenblicken, da Ames ganz ehrlich mit sich war – Augenblicken, die in dem Maße seltener wurden, wie er sich dem Erfolg näherte, der nun beinahe in

Reichweite war –, mußte er sich eingestehen, daß er nur zu gern bereit gewesen war, sich verführen zu lassen. Thornton hatte ihm beinahe buchstäblich die Welt versprochen. Zuerst ein Laboratorium, das weit über seine höchsten Erwartungen hinausging und sogar alles in den Schatten stellte, was im Institut für die Erforschung des menschlichen Gehirns in Palo Alto geboten werden konnte. Alles, was er benötigte, alles, was er wollte, sollte zur Verfügung gestellt werden.

Unbegrenzte Forschungsmittel und nahezu völlige Autonomie.

Im Falle seines Erfolgs war ein Nobelpreis nicht ausgeschlossen, und mit Sicherheit würde er in der Lage sein, beruflich und finanziell sein Glück zu machen.

Das Beste daran war, daß das Projekt eine unmittelbare Erweiterung seiner Arbeit am Institut war, wo er mit menschlichen Wachstumshormonen gearbeitet hatte, um die Unzulänglichkeiten des menschlichen Körpers zu berichtigen.

Ames hatte die Theorie entwickelt, daß es keinen vernünftigen Grund gebe, warum nicht jeder Mensch einen vollkommenen Körper besitzen sollte und warum dieser zu klein oder übergewichtig oder mit einem der ungezählten körperlichen Defekte und Nachteile behaftet sein sollte, welche die Menschheit plagten.

Ted Thornton hatte den kommerziellen Wert von Martin Ames' Studien erkannt, ihn dem Institut abgeworben und nach Silverdale geschickt. Von Anfang an war die Stadt selbst zu seinem privaten Versuchslaboratorium geworden.

Seine fortgeschrittensten Experimente hatte er auf die Kinder des Firmenpersonals von Tarrentech beschränkt. Thornton hatte das frühzeitig mit der Begründung angeordnet, daß es lediglich eine Frage der Schadenskontrolle sei; sie verstünden beide, daß etwas schiefgehen könne. Einige der Experimente würden möglicherweise fehlschlagen. Doch wenn so etwas geschah, wollte Thornton in der Lage sein, sofort und

wirksam einzugreifen.

Bisher war es genauso abgelaufen, wie Thornton geplant hatte. Die meisten Experimente waren erfolgreich verlaufen. Doch wenn es Schwierigkeiten gegeben hatte, wenn einige seiner Versuchspersonen durch die Behandlungen schwere Nebenwirkungen gezeigt hatten – unter denen extreme Aggression die verbreitetste war –, hatte Thornton sein Versprechen gehalten. Die betroffenen Jungen wurden rasch und ohne Aufsehen in der Weise, die Dr. Ames jeweils zweckmäßig erschien, aus der Öffentlichkeit entfernt, ihre Familien sofort aus Silverdale in einen anderen Unternehmensbereich versetzt. Damit verbunden waren so großzügige Gehaltserhöhungen und Beförderungen, daß bisher noch niemand auch nur andeutungsweise hatte verlauten lassen, die finanzielle Besserstellung sei nichts weiter als eine Entschädigung für den Verlust eines Sohnes.

Seine Fehlschläge waren so gering an Zahl – nur drei in annähernd fünf Jahren –, daß Ames sein Programm an der Sportmedizinischen Klinik als einen vollständigen Erfolg betrachtete. Die meisten Versuchspersonen hatten auf seine Behandlungen gut angesprochen, und für einige von ihnen – Robb Harris zum Beispiel – waren Wachstumshormone von Anfang an nicht angezeigt gewesen. Was besonders günstig war, bedeutete es doch, daß Jerry Harris mit vollständiger Aufrichtigkeit erklären konnte, welche Behandlung sein Sohn erfahren hatte.

Jeff LaConnors Behandlung hatte der Norm entsprochen – massive Infusionen von Wachstumshormonen –, und bis vor zwei Wochen hatte alles darauf hingedeutet, daß Jeff ein Erfolg sein würde. Aber nun war die Sache schiefgegangen, zum ersten Mal seit Randy Stevens, und Ames mußte den lästigen Anruf machen. Er mußte Chuck LaConner klarmachen, daß sein Sohn eine bestimmte Zeit in einer ›Institutsumgebung‹ würde verbringen müssen.

Das war die Wendung, die Ames bevorzugte. Sie ließ den Eltern der Betroffenen eine unbestimmte Hoffnung, daß ihre Kinder eines Tages vielleicht gesunden würden.

Und vielleicht, wenn Ames Glück hatte, konnte es für einige der Jungen wahr werden. Vielleicht würde er ein Mittel finden, das unkontrollierte Wachstum und die ungezügelte Aggression, denen sie zum Opfer fielen, rückgängig zu machen.

Tatsächlich hatte er im Laufe der letzten paar Monate sogar die Hoffnung keimen lassen, daß es keine Versager mehr geben würde, keine Notwendigkeit, Anrufe wie den zu machen, der ihm jetzt bevorstand. Er war dem Ziel so nahe – so sehr nahe.

Vielleicht würde der heutige Anruf doch der letzte seiner Art sein.

Aber natürlich konnte man die Ergebnisse experimenteller Wissenschaft niemals hundertprozentig voraussagen.

Sharon saß still auf einem harten Stuhl neben Marks Krankenbett. Er sah jünger als seine sechzehn Jahre aus, und die Prellungen im Gesicht, der Verband über dem rechten Auge und die Schwellung seiner Kinnlade ließen ihn nur noch verletzlicher erscheinen. Sharon wußte nicht genau, wie lange sie an seiner Seite verbracht hatte, wieviel Zeit vergangen war, seit er, versehen mit einem Beruhigungsmittel, eingeschlafen war. Sein Atmen, das lauteste Geräusch, das sie hören konnte, klang angestrengt, und obwohl sie wußte, daß er nichts fühlte, stellte sie sich den Schmerz vor, dem jeder flache Atemzug seinen angebrochenen Rippen zufügen mußte.

Hinter ihr schnappte leise das Türschloß, und sie spürte, eher als daß sie es sah, wie die Tür geöffnet wurde. Einen Augenblick später ruhten Blakes Hände auf ihren Schultern, und sie hob mechanisch ihre Hände und legte sie darüber. Eine Weile sprachen weder sie noch er, dann zog Blake die Hände zurück. »Meinst du nicht, daß wir nach Haus gehen sollten?« fragte er und ging dabei um das Bett zur anderen Seite, daß sie

ihn sehen konnte.

»Ich kann nicht. Wenn er aufwacht, möchte ich hier sein.«

»Er wird heute nacht nicht aufwachen«, erwiderte Blake.
»Ich sprach gerade mit der Schwester und sie sagt, er werde bis zum Morgen durchschlafen.«

Sharon seufzte. Ihr Blick verließ den Jungen und ging zu ihrem Mann. »Das hat für mich nichts zu sagen. Ich möchte einfach für ihn da sein, das ist alles.«

Blake überlegte, dann nickte er. »Das verstehe ich. Bleib du hier, und ich fahre zu den Harris', hole Kelly ab und fahre mit ihr nach Haus.« Er schwieg einen Moment, dann fügte er hinzu: »Begleitest du mich zur Tür?«

Zuerst dachte er, Sharon würde es ablehnen, dann aber stand sie auf, berührte Marks Wange mit den Fingerspitzen und nickte. Schweigend gingen sie hinaus und durch den Korridor zur Schwesternstation. Der Warteraum jenseits davon lag verlassen.

»Wie geht's ihm?« fragte Karen Akers und blickte schnell von dem Bildschirmgerät auf, das vor ihr auf dem Schreibtisch glomm.

Sharon lächelte matt. »Er schläft noch.«

»Sie sollten wirklich heimgehen, Mrs. Tanner«, sagte die Krankenschwester. »Sie können jetzt kaum etwas für ihn tun.« Sie sagte es nur der Form halber; es war ihr klar, daß ihre Worte wirkungslos bleiben würden. Als sie Sharon den Kopf schütteln sah, wartete sie die Antwort nicht ab und sagte: »Wissen Sie was, ich werde uns Kaffee machen und Ihnen eine Tasse bringen, wenn er fertig ist.« Damit stand sie auf und ging zu der kleinen Küche durch, die im Nebenraum untergebracht war.

Sharon und Blake erreichten die Tür, und Blake küßte sie auf die Stirn. »Es wird alles gut«, versicherte er ihr.

»In ein paar Tagen wirst du kaum merken, daß ihm etwas passiert ist.«

Sharon nickte mechanisch, obwohl sie anderer Meinung war. Der Anblick ihres auf der Bahre liegenden Sohnes, seines zerschlagenen und blutigen Gesichts, würde ihr niemals aus dem Gedächtnis schwinden. Als Blake die Tür öffnete, kam plötzlich ein Gedanke in ihr auf, der im Hintergrund ihres Bewußtseins gewesen war, seit sie den Warteraum verlassen hatte, um ihre Nachtwache an Marks Bett anzutreten.

»Blake«, sagte sie, »weißt du genau, was mit dem Ramirez-Jungen geschehen ist?«

Blake nickte. »Ich sah die Diagnose«, antwortete er und machte sich auf die Frage gefaßt, die als nächstes kommen mußte und die er sich selbst vorgelegt hatte, seit er zuerst von dem Kampf zwischen Jeff und Mark gehört hatte.

»War es ein Unfall?« fragte Sharon. »Oder verletzte Jeff den Ramirez-Jungen vorsätzlich?«

Blake antwortete nicht gleich, denn er mußte an die Kassette denken, die Jerry Harris ihm vorgespielt hatte, nachdem er den Ramirez-Fall übernommen hatte. »Ich weiß es nicht«, sagte er schließlich. »Es kann vorsätzlich gewesen sein. Aber es besteht die Möglichkeit, daß es nicht so war.«

Sharon sagte nichts, doch ehe sie ihn gehen ließ, konnte Blake den Schatten in ihre Augen kommen sehen. Dieser Blick bedeutete unweigerlich, daß sie ihr Augenmerk auf etwas gerichtet hatte und nun anfangen würde, es zu untersuchen und sich Gedanken darüber zu machen, bis sie zur ihrer Zufriedenheit gelöst hätte, was sie als ihr Problem betrachtete.

Als er gegangen war, lehnte Sharon noch eine Weile am dicken Glas der Eingangstür. Dann, als ihr Entschluß gefaßt war, ging sie zurück durch den Korridor. Statt jedoch wieder in Marks Zimmer zu gehen, ging sie weiter zur Intensivstation.

Der Raum, wo Ricardo Ramirez lag, den Körper noch immer starr im grotesken Mechanismus des Stryker-Rahmens, war, sah man von den zusätzlichen Geräten ab, dem ihres Jungen nicht unähnlich, und die Ähnlichkeit machte sie

erschauern.

Genauso hätte es heute abend Mark ergehen können, dachte sie bei sich. Ihr Blick ging zu den Monitoren über dem Bett, deren grüne Signale unheimlich in den abgedunkelten Raum funkten, die endlos sich wiederholenden Muster der künstlich aufrechterhaltenen Lebensfunktionen, die in fast hypnotischem Rhythmus über die Bildschirme gingen. Wieder verlor Sharon jedes Gefühl für den Zeitablauf, als sie dastand und stumm zusah.

Was mochte im Kopf des Jungen vorgehen? Hatte er eine Spur von Bewußtsein bewahrt? Träumte er? Litt er unter Schreckensbildern, denen er nicht entkommen konnte? Oder war er einfach irgendwo in einem grauen Nichts verloren, losgelöst von aller Realität, aller Vorgänge um ihn nicht bewußt? Sie wußte es nicht, konnte es nicht wissen.

Vielleicht konnte es niemand jemals wissen.

»Mrs. Tanner?« fragte Karen Akers leise Stimme von der Tür hinter ihr. »Ist etwas?«

Sharon wandte sich um, trat hinaus in den Korridor und blinzelte in seine Helligkeit. »Ich – ich wollte ihn bloß sehen«, sagte sie mit unsicherer Stimme. »Es ist so schrecklich.«

»Und es hätte Ihr Sohn sein können«, sagte Karen Akers und sprach damit den Gedanken aus, der kurz zuvor Sharons Vorstellung beherrscht hatte. »Aber Rick ist nicht Ihr Sohn, Mrs. Tanner. Und Mark wird es gut überstehen.«

Sharon nickte, dann zwang sie sich zu einem winzigen Lächeln und nahm dankbar die Tasse dampfenden Kaffees aus den Händen der Nachtschwester. »Das ist mein Trost«, sagte sie. Sie trug die Kaffeetasse in Marks Krankenzimmer und setzte die Nachtwache an seinem Bett fort. Doch als die Minuten verrannen, stellten sich wieder die Gedanken an Ricardo Ramirez ein.

Sie wußte von Blake, was Tarrentech für den Jungen tat, und bis jetzt war ihr nie in den Sinn gekommen, die Groß-

zügigkeit und Aufrichtigkeit des Unternehmens in Frage zu stellen. Erst jetzt, in der erzwungenen Untätigkeit der langsam vertickenden Minuten, begann sie darüber zu grübeln.

Ihre Erinnerung ging zurück zu den Footballspielen, die sie in den vergangenen Wochen und Monaten gesehen hatte, und vor ihrem inneren Auge trabte die Schulmannschaft wie eine Truppe von Gladiatoren auf das Spielfeld.

Es waren große Burschen, allesamt, und nun kam ihr in Erinnerung, daß ihr vor jedem Spielbeginn der Gedanke durch den Kopf gegangen war, wie ungleich die gegnerischen Mannschaften wirkten. Die Jungen aus Silverdale waren groß und kräftig wie ausgewachsene Männer, überragten ihre Gegner und überwältigten sie schon durch die schiere Gewalt ihrer Größe und ihres Gewichts.

Außerdem spielten sie hart. Ganz gleich, wie viele Punkte Vorsprung sie hatten, sie ließen niemals nach, hörten niemals auf, den Gegner unter Druck zu halten, spielten niemals auf Zeit, um die letzten Minuten bis zum Abpfiff weniger schweißtreibend zu verbringen.

Ein Frösteln überlief sie in der Dunkelheit des Krankenzimmers, als sie darüber nachdachte.

Große, starke, gesunde Burschen.

Und anscheinend auch gefährliche Burschen.

Wenn Tarrentech wirklich glaubte, daß Ricardo Ramirez Opfer eines Unfalls gewesen war, warum dann die Bereitschaft, jeden Preis zu zahlen, um eine Schadenersatzklage gegen die Schule oder gegen die LaConnors abzuwenden?

War der tiefere Grund der, daß ein Gerichtsverfahren sich schließlich gegen Tarrentech selbst wenden könnte?

Auf einmal fürchtete sich Sharon Tanner mehr als je zuvor in ihrem Leben.

Chuck LaConner versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, als er Dr. Ames am Telefon zuhörte. Ihm gegenüber saß Charlotte

steif aufgerichtet im Sessel auf der anderen Seite des Kamins, und obwohl das Feuer einen orangefarbenen Widerschein auf ihr Gesicht legte, war nicht zu übersehen, daß sie totenbleich geworden war. Als er endlich auflegte, ließ sie ihm keine Sekunde zum Überlegen.

»Was ist los?« verlangte sie zu wissen. »Das ging um Jeff, nicht wahr? Ist er im Gefängnis?«

Auf Dr. Ames' Anregung hin war Chuck sorgsam bemüht gewesen, nicht zu enthüllen, mit wem er sprach, und nun schüttelte er den Kopf und stand gleichzeitig auf. »Er ist nicht im Gefängnis«, sagte er. »Er hatte eine Art Zusammenbruch. Anscheinend verlor er diesmal ganz die Beherrschung, und sie brachten ihn zum Arzt.« Er ging hinaus zur Dielengarderobe, Charlotte einen Schritt hinter sich.

»Ich gehe mit«, erklärte sie. Aber zu ihrer ungläubigen Bestürzung schüttelte er den Kopf.

»Nicht jetzt«, sagte er. »Sie baten mich ausdrücklich, allein hinauszukommen. Ich nehme an ...«, sagte er, brach dann ab, um nicht wiederholen zu müssen, was Ames ihm gesagt hatte. »Es scheint ziemlich ernst zu sein«, sagte er nach einer Pause. »Sie ... nun, sie sagen, Jeff werde vielleicht eine Weile im Krankenhaus bleiben müssen.«

Charlotte sackte gegen die Wand. »Und ich darf ihn nicht einmal sehen?« flüsterte sie heiser. »Aber er ist mein Sohn!«

»Es ist nur für heute abend«, versprach er ihr. »Sie wollen ihn bloß ein bißchen zur Ruhe bringen, das ist alles.« Er hob die Hand und berührte Charlottes Kinn nicht unfreundlich, hob dabei ihren Kopf, so daß sie seinem Blick nicht ausweichen konnte.

»Es wird sich schon wieder einrenken, Liebling«, sagte er. »Wir werden diese Sache in Ordnung bringen. Aber du mußt mir vertrauen. Verstehst du?«

Zu benommen, um klar zu denken, nickte Charlotte mechanisch. Erst als sie eine Minute später Chucks Wagen

anspringen hörte, kam sie langsam wieder zu sich.

Seit Dick Kennally angerufen und gefragt hatte, ob Jeff zu Hause sei, hatten sie und Chuck stundenlang am Kaminfeuer gesessen. Zwischendurch war Chuck ins Krankenhaus gefahren und war mit der beruhigenden Auskunft zurückgekehrt, daß es Mark Tanner den Umständen entsprechend gut ginge, daß seine Verletzungen nicht ernster Natur seien. Darauf hatte sie selbst zum Krankenhaus gehen wollen, und wenn auch nur, um sich bei Sharon Tanner zu entschuldigen, aber Chuck hatte es nicht zugelassen. Und nun war er allein zum Krankenhaus gefahren, während sie sich in der Sorge um ihren Sohn verzehrte.

Aber sie konnte nicht länger warten. Jetzt war es nicht nur Mark Tanner, der im Krankenhaus lag; auch Jeff war dort. Nur fünf Minuten nach Chucks Weggang verließ sie eilig das Haus.

Zehn Minuten später hielt sie auf dem Parkplatz des Bezirkskrankenhauses. Ohne sich die Zeit zu nehmen, nach dem Wagen ihres Mannes Ausschau zu halten, eilte sie zum Eingang und läutete die Nachtglocke. Karen Akers kam zur Tür, öffnete Charlotte und ließ sie in den Warteraum ein.

»Warum darf ich ihn nicht sehen?« fragte Charlotte ohne Vorrede. »Was fehlt ihm, daß ich ihn nicht sehen soll?«

Die Nachtschwester starrte sie verwirrt an. »Von wem sprechen Sie?«

»Von meinem Sohn Jeff«, sagte Charlotte. »Mein Mann sagte, sie hätten ihn zum Arzt gebracht ...« Sie ließ den Satz in der Luft hängen, als sie bemerkte, daß der Warteraum leer und das Gebäude völlig still war. »Ist mein Mann nicht hier?« fragte sie, wußte aber die Antwort, bevor Karen Akers sprach.

»Hier ist niemand, Mrs. LaConner, außer Mrs. Tanner. Sie wacht bei ihrem Jungen.«

Müde und in hilfloser Verwirrung, sank Charlotte auf einen der Kunstledersessel, die an einer Wand des Warteraumes aufgereiht standen. Sie schwieg einen Moment, versuchte ihre

Gedanken zu sammeln. »Aber er sagte ...«, fing sie in verzweifelmtem Ton an. Und dann wußte sie es. Sie hatten Jeff überhaupt nicht hierhergebracht – sie hatten ihn zum Sportzentrum geschafft, zu Dr. Ames, genau wie letztes Mal, als Jeff sie gegen die Wand geschleudert hatte und dann in die Nacht hinausgestürzt war.

Irgendwie beruhigte sie der Gedanke. Schließlich war Jeff schon am nächsten Tag nach Haus gekommen – war sogar geradenwegs zur Schule gebracht worden. Und er war ganz in Ordnung gewesen. Vielleicht hatte Chuck recht.

Sie kam sich einfältig vor, als sie zur Nachtschwester aufblickte. »Ich weiß nicht, was los ist mit mir«, sagte sie, und als sie den besorgten Blick in den Augen der anderen sah, brachte sie ein lahmes Lächeln hervor. »Sicherlich muß Chuck mir gesagt haben, wohin sie Jeff brachten. Nun, ich glaube, es ist für uns alle keine leichte Nacht gewesen.«

Karen Akers Gesichtsausdruck hellte sich ein wenig auf.

»Wie geht es ihm?« fragte Charlotte. »Mark Tanner, meine ich?«

Die Schwester zögerte, doch als sie die aufrichtige Sorge in Charlottes Augen sah, nickte sie in die Richtung des Korridors. »Er schläft jetzt. Aber wenn Sie einen Blick hineinwerfen wollen, wird Mrs. Tanner wohl nichts dagegen haben.«

Charlotte stand auf und folgte ihr durch den Korridor. Nachdem sie tief Luf geholt und sich Mut gemacht hatte, öffnete sie vorsichtig die Tür zu Marks Krankenzimmer; ein einziges kleines Nachtlicht warf einen matten Schein aus dem Durchgang zum benachbarten Bad. Mark lag bewegungslos im Bett, und auf dem Stuhl daneben war Sharon Tanner eingenickt. Charlotte wollte sich eben zurückziehen, als Sharon den Kopf hob und die Augen öffnete.

»Oh – hallo«, murmelte sie.

»Ich bin es«, sagte Charlotte. »Charlotte LaConner.«

Sie sah, wie Sharon Tanners Haltung sich unwillkürlich

versteifte, und bedauerte, daß sie hereingekommen war. Aber dann stand die andere auf und kam auf sie zu. »Ich wollte nur sehen, wie es ihm geht«, flüsterte Charlotte. »Und Ihnen sagen, wie leid es mir tut ...«

Sharon entdeckte zu ihrer Überraschung, daß sie Mitgefühl empfand. Sie schob Charlotte in den Korridor hinaus, schloß die Tür hinter sich und sagte: »Er ist noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen. Hat man Jeff schon gefunden?«

Charlotte schluckte den Klumpen in ihrer Kehle hinunter und nickte. »Sie brachten ihn zu Dr. Ames hinaus«, sagte sie. »Er ... Ich weiß nicht, was in ihn gefahren ist, Mrs. Tanner.«

»Sharon«, sagte die andere Frau.

»Sharon«, wiederholte Charlotte mit sorgfältiger Betonung. »Ich vermute, es war wie an dem Abend, als er mich schlug«, sagte sie. »Es ist sein Jähzorn. Er kann sich einfach nicht mehr beherrschen. Irgend etwas geht ihm gegen den Strich, und er explodiert.« Sie runzelte die Stirn, als eine Erinnerung wachgerufen wurde. »Wie Randy Stevens«, fuhr sie in nachdenklichem Ton fort. »Er ist wie Randy, bevor sie ihn abholten ...«

Sharon starrte sie an. Wer war Randy Stevens? Sie hatte den Namen nie im Leben gehört.

Chuck LaConner starrte Dr. Martin Ames mit dumpfem Ausdruck an. Sie saßen seit dreißig Minuten in Ames' Büro in der Sportmedizinischen Klinik, wo Ames den viele Male eingeübten Vortrag gehalten hatte, einen Vortrag, der sorgfältig darauf abgestimmt war, seinen und Ted Thorntons Zielen zu dienen und gleichzeitig den Gesprächspartner zu beruhigen.

»Natürlich kommt eine Entlassung derzeit nicht in Frage«, hatte Ames abschließend erklärt und die Hände in einer Gebärde ausgebreitet, die seine Machtlosigkeit angesichts höherer Gewalt suggerierte. »Wir werden unser möglichstes tun, das chemische Ungleichgewicht in seinem Gehirn abzubauen, aber es gibt keine Gewißheit, daß wirksame

Abhilfe geschaffen werden kann.«

Es dauerte eine Weile, bis die Tragweite dieser Erklärung in Chucks Bewußtsein eingedrungen war, aber nun richtete er sich in seinem Sessel auf und protestierte: »Aber Sie sagten, nichts könne schiefgehen. Als ich einwilligte, Jeff in das Programm aufzunehmen, versprachen Sie mir ...«

»Ich versprach Ihnen nichts«, unterbrach ihn Ames. »Ich sagte Ihnen, wir könnten mit neunundneunzigprozentiger Gewißheit davon ausgehen, daß die Behandlung wirkungsvoll und ungefährlich sein würde, daß es aber immer die Möglichkeit von Nebenwirkungen gebe. Und Sie verstanden, daß die Behandlung noch immer einige ...« Er suchte nach dem richtigen Ausdruck. »... sagen wir, experimentelle Aspekte hat.«

Chuck stützte den Kopf in die Hände. Es stimmte natürlich. Er erinnerte sich des Tages vor drei Jahren, als er zum ersten Mal mit Ames gesprochen hatte. Ames hatte ihm versichert, es bestünden gute Aussichten, daß Jeff den Geburtsfehler überwinden würde. Nicht, daß Jeff zu klein gewesen wäre – seine Größe war schon damals völlig normal gewesen. Aber seinen Knochen war eine Sprödigkeit eigen, die ihn zum Invaliden zu machen drohte, und das von frühester Kindheit an. Bei seinen ersten Gehversuchen hatte er sich ein Bein gebrochen, und während seiner ganzen Kindheit und Jugend hatte er so gut wie immer an dem einen oder dem anderen Körperteil einen Gipsverband getragen. Keiner der Ärzte, die von den LaConnors zu Rate gezogen worden waren, hatten ihnen Hoffnung machen können. So hatte Chuck sofort eingewilligt, den Versuch zu machen, als Jerry Harris ihm von Dr. Ames' Programm erzählt hatte – einem neuen Verfahren der Kombination von Vitaminen mit einem Hormon, das die Kalziumerzeugung des Körpers stimulieren würde. Das Schlimmste, was geschehen könnte, würde die Unwirksamkeit der Therapie sein.

Aber sie hatte sich als wirksam erwiesen. Innerhalb eines Monats hatte eine nahezu wunderbare Kräftigung von Jeffs Skelettstruktur eingesetzt. Er hatte einen Wachstumsschub erlebt, und sogar während dieser gefährlichen Zeit, als er zu seiner vollen Größe heranwuchs und sich sportlich auf verschiedenen Gebieten engagiert hatte, war kein neuer Knochenbruch eingetreten. Tatsächlich hatte sein Skelett – das in den Röntgenaufnahmen, die Chuck von Anfang an gezeigt worden waren, immer so zerbrechlich ausgesehen hatte – eine solide Festigkeit angenommen. Die langen Knochen hatten sich deutlich verstärkt und Jeff zusätzliches Gewicht und eine Robustheit verliehen, die er nie zuvor besessen hatte. Seine Schultern, immer so schmal, als er ein kleiner Junge gewesen war, hatten sich von seinem vierzehnten Jahr an verbreitert, und Ames hatte ihm gleichzeitig mit der Vitamin-Hormon-Therapie ein Übungsprogramm verschrieben.

Bis vor ein paar Wochen hatte es keinerlei Grund zu der Vermutung gegeben, daß die Behandlung kein voller Erfolg sei. Aber nun ...

Chuck stand auf, angestrengt bemüht, seine aufgewühlten Gefühle zu bezwingen. »Kann ich ihn sehen?«

Ames stand gleichfalls auf. »Selbstverständlich«, sagte er. »Aber ich bitte Sie, sich darauf gefaßt zu machen, daß er sich unter dem Einfluß von Beruhigungsmitteln befindet und wahrscheinlich nicht bei Bewußtsein sein wird. Und selbst wenn er es sein sollte, würde er Sie möglicherweise nicht erkennen.«

Als sie durch die Korridore gingen, versuchte Chuck sich auf den Anblick seines Sohnes gefaßt zu machen. Doch als sie in den Raum traten, wo Jeff noch immer angeschnallt auf dem Metalltisch lag, mußte Chuck mit aufsteigender Übelkeit kämpfen.

Sein Sohn war nackt, die Arme und Beine mit breiten Gurten fest an die Unterlage geschnallt. Jedem Körperteil

schienen Drähte zu entwachsen, und in beiden Unterarmen hatte er Schläuche zur intravenösen Ernährung. Aber es war nicht so sehr die Menge der aufgebundenen Geräte noch die Gurte, die ihn an den Tisch fesselten, was Chuck LaConner erschütterte.

Es war Jeff selbst.

Er hatte sich in den letzten Stunden verändert, so sehr verändert, daß Chuck ihn kaum wiedererkannte. Seine Hände schienen gewachsen zu sein.

Seine Finger waren länger, und die Knöchel traten wie knorriges Holz hervor. Selbst im Schlaf öffneten und schlossen sich Jeffs Hände krampfhaft, als wollten sie sich von den Fesseln befreien.

Auch seine Züge hatten eine Veränderung erfahren. Die Augen waren tiefer in ihre Höhlen gesunken, und die Brauen traten wulstig heraus und verliehen ihm ein etwas affenartiges Aussehen. Sein Unterkiefer, immer breit und kräftig, schien zu klobig für sein Gesicht und hing jetzt offen, daß Zähne und Zunge bloßlagen.

Er atmete in seltsam rauhen, kurzen Stößen.

»Mein Gott«, hauchte Chuck. »Was geschieht mit ihm?«

»Seine Knochen wachsen wieder«, sagte Ames. »Nur scheint es diesmal unkontrolliert zu geschehen. Es beginnt mit den Extremitäten – den Fingern und Zehen, und dem Unterkiefer. Wenn wir den Prozeß nicht unter Kontrolle bringen können, wird er sich auf den Rest seines Körpers ausdehnen.«

Chuck LaConner starrte den Arzt an, hilflose Furcht in den Augen. »Und was wird dann mit ihm geschehen?«

Dr. Ames blieb eine Weile still, dann entschied er, daß es sinnlos sei, Jeffs Vater die Wahrheit vorzuenthalten.

»Dann wird er sterben«, sagte er in sachlich-kühlem Ton.

Eine Stille trat ein, die nur von Jeffs angestrengt röchelndem Atem gestört wurde. Als Chuck hoffnungslos in das entstellte Gesicht seines Sohnes starrte, gingen Jeffs Augen plötzlich auf.

Es waren wilde Augen, die Augen eines Tieres.

Und in ihnen glühte eine Raserei, die Chuck LaConner nie zuvor gesehen hatte. Totenblaß, den ganzen Körper plötzlich von einem eisigen Schauer ergriffen, schrak Chuck LaConner vor seinem Sohn zurück.

MARK TANNERS AUGENLIDER ZUCKTEN, öffneten sich. Er wußte nicht, wo er war. Die Sonne schien zum Fenster herein, und er hob instinktiv die rechte Hand, um seine Augen zu beschirmen.

Heftiger Schmerz durchfuhr seinen Körper; er ließ die Hand sinken und schloß die Augen wieder. Allmählich ordneten sich seine Gedanken, und stückweise kehrten die Ereignisse des vergangenen Abends in sein Gedächtnis zurück.

Er war im Krankenhaus. Jetzt erinnerte er sich – erinnerte sich des Kampfes mit Jeff, der in Wahrheit kein Kampf gewesen war, der Fahrt im Krankenwagen, begleitet von seiner Mutter, die sich benommen hatte, als müsse er sterben oder was.

Und er erinnerte sich des Arztes – wie hieß er noch gleich? Mac ... MacSoundso –, der seine Gesichtsverletzungen behandelt hatte. Der Schmerz der Nadelstiche über dem Auge war ihm noch gegenwärtig. Dann hatten sie Röntgenaufnahmen gemacht und ihn endlich zu Bett gebracht und schlafen lassen.

Ohne die Augen in die Helligkeit der Sonne zu öffnen, bewegte er versuchsweise die Gliedmaßen. Es war nicht allzu schlimm. Zwar schmerzte sein Brustkorb bei jeder Bewegung der Arme, und wenn er nicht zu tief Atem holte, bereiteten ihm die angeknackten Rippen keine besonderen Beschwerden.

Sein Kiefer schmerzte, als er ihn vorsichtig befühlte und dann bewegte, aber auch das war nicht allzu schlimm, mehr wie eine Art Zahnschmerz. Zuletzt stahlte er sich gegen den Schmerz im Brustkorb, hob die Hand und befühlte den Kopfverband. Dann endlich öffnete er die Augen ein zweites Mal.

Oder öffnete das linke Auge. Das rechte wollte kaum aufgehen, und als er nichts als roten Dunst damit sah, ließ er es wieder geschlossen. Er drehte den Kopf von einer Seite zur anderen und blickte umher.

Seine Mutter saß zusammengesunken auf einem Stuhl neben dem Bett, den Kopf auf der Brust, aber sogar im Schlaf schien sie seinen Blick zu fühlen. Mit einem Ruck kam ihr Kopf hoch, und sie richtete sich auf.

»Du bist wach!« sagte sie in einem überraschten Ton, als habe sie nicht erwartet, daß er jemals wieder aufwachen würde.

»Scheint so«, sagte er. »Warst du die ganze Nacht hier?«

Sie nickte. »Ich wollte nicht, daß du aufwachst und dich fürchtest.«

Mark unterdrückte ein Ächzen. Hielt sie ihn noch immer für einen Säugling? Er versuchte, sich auf einen Ellbogen zu stützen, sank aber zurück, als ein scharfer Schmerz seine Brust durchstieß.

»Versuch's damit«, sagte Sharon und führte seine Hand zum Steuerungsmechanismus des Bettes.

Mark experimentierte ein wenig, dann erhob sich der Kopfteil des Bettes langsam, bis er halb aufgerichtet saß. Der Schmerz in seiner Brust ließ nach, und er brachte ein mattes Grinsen zustande. »Wie es aussieht, habe ich gestern abend nicht sehr gut abgeschnitten.«

»Mach dir deswegen keine Sorgen«, sagte sie. »Und wenn Jeff LaConner glaubt, er käme straflos davon ...« Sie ließ den Rest ungesagt, denn die Tür wurde geöffnet. MacCallum schritt herein, überflog die am Fußende von Marks Bett aufgehängte Karteikarte und widmete seine Aufmerksamkeit dann dem Jungen selbst.

»Wie fühlst du dich heute früh?« fragte er, als er Marks Handgelenk nahm und ihm den Puls fühlte. »Gut geschlafen?«

»Überhaupt nicht aufgewacht«, antwortete Mark. »Wie lange muß ich hierbleiben?«

MacCallum zog die Brauen hoch. »Du hast wohl schon einen Vorgeschmack von dem Essen hier bekommen, wie?« fragte er. Als Mark nur verwirrt dreinschaute, wurde sein Ton ernsthafter. »Ich würde sagen, bis morgen. Es sieht nicht so

aus, als gäbe es ernste Probleme mit dir, aber es kann nicht schaden, dich noch einen Tag dazubehalten, damit ich dich im Auge behalten kann.« Er nickte zum Fernseher an der Wand gegenüber von Marks Bett. »Wie wär's mit einem Tag schulfrei und Fernsehen als Zugabe?«

»Nichts dagegen zu sagen, nehme ich an. Was ist mit mir? Ich meine, wo fehlt es?«

Dr. MacCallum faßte die Liste der Verletzungen kurz zusammen. »Nach allem, was ich gehört habe«, endete er, »hast du noch Glück gehabt. Jeff LaConner ist ein großer Kerl, aber wie es scheint, hat er deinem Aussehen mehr geschadet als deinen Innereien.« Er wandte sich zur Sharon. »Ich habe seine Röntgenaufnahmen und die anderen Untersuchungsergebnisse bereits ausgewertet, und wenn heute nichts Unerwartetes auftritt, gibt es keine Ursache, ihn länger als bis morgen früh hier festzuhalten. Vielleicht können wir ihn schon heute abend gehen lassen.«

»Was könnte denn noch auftreten?« fragte Sharon sofort.

»Nichts allzu Dramatisches«, versicherte ihr MacCallum. »Aber wenn es eine Nierenverletzung gegeben hat – an die ich allerdings nicht glaube –, könnte Blut in seinem Urin sein. Aber offen gesagt, ich erwarte nichts. Und an Ihrer Stelle«, fügte er hinzu, »würde ich daran denken, nach Haus zu gehen und selbst ein paar Stunden Schlaf nachzuholen. Mark ist hier in guten Händen, und es hat keinen Sinn, daß Sie länger hier sitzen bleiben.«

»Ich möchte hier sein«, beharrte Sharon.

»Geh nach Haus, Mama«, sagte Mark. »Ich werde nichts tun, als hier zu liegen und zu dösen.«

Sharon mußte einsehen, daß MacCallum recht hatte. Sie spürte ihre Erschöpfung in allen Fasern ihres Körpers, und ihr Rücken war steif von der durchwachten Nacht auf dem harten Stuhl. Sie stand auf. »Einverstanden«, sagte sie. »Aber wenn du etwas brauchst oder möchtest, ruf mich an. In Ordnung?«

»Klar«, sagte Mark, dann errötete er, als sie sich über ihn beugte und seine Wange küßte.

Als sie MacCallum aus dem Raum folgte, hörte sie den Fernseher angehen. Kläglich vor sich hinlächelnd, ging sie mit Dr. MacCallum in den Warteraum, dankte ihm noch einmal für alles, was er für Mark getan, und rief Elaine Harris an, daß sie kommen und sie abholen möge. Während sie auf Elaine wartete, fiel ihr das Gespräch mit Charlotte LaConner ein, und sie eilte MacCallum nach und holte ihn ein, als er im Begriff war, sein Büro zu betreten.

»Dr. MacCallum«, sagte sie, »hatten Sie jemals einen Patienten namens Randy Stevens?«

MacCallum sah sie scharf an. »Randy Stevens? Was haben Sie über ihn gehört?«

Rasch erzählte sie ihm von Charlotte LaConners Besuch im Krankenhaus. »Sie erwähnte es in einer Weise«, sagte Sharon, »daß ich daraus schließen mußte, Randy Stevens sei ein besonders schwerer Fall gewesen.«

MacCallum nickte. »Ich erinnere mich natürlich an ihn. Vor einem oder zwei Jahren war er der größte Star der Footballmannschaft. Beinahe ein zweiter Jeff LaConner. Und ich nehme an, er konnte genauso brutal sein. Aber dann zog die Familie Stevens fort. Ich glaube, sein Vater wurde nach New York versetzt.«

»Sie haben Randy Stevens nicht behandelt?«

»Niemand ersuchte mich darum.« MacCallum schien noch etwas sagen zu wollen, aber die Gegensprechanlage summte laut, und eine Stimme verlangte MacCallum am Telefon. Mit einem vagen Gefühl von Unzufriedenheit mit der Auskunft des Arztes, und durch die Unterbrechung etwas aus dem Konzept gebracht, dankte sie ihm und eilte hinaus. Sie achtete nicht auf die beiden Kombiwagen mit der Aufschrift ROCKY MOUNTAIN HIGH auf den Seiten, die beim Krankenhaus vorfuhren, als sie in Elaines Wagen stieg.

Aus dem ersten der beiden Fahrzeuge kam mit müden Bewegungen und rotgeränderten Augen Dr. Martin Ames hervor. Er winkte den Insassen des anderen Wagens, daß sie bleiben sollten, wo sie waren, und ging ins Bezirkskrankenhaus. Er blieb am Fenster des Empfangsschalters stehen und machte eine Kopfbewegung zum Korridor, der zu MacCallums Büro führte. »Ist er da?«

Die diensttuende Schwester blickte von ihrer Arbeit auf, erkannte ihn und nickte.

Wenige Augenblicke später klopfte Ames an MacCallums Tür und trat ein, als er ein munteres: »Herein!« vernahm.

MacCallums Gesichtsausdruck verriet eine gewisse Überraschung, als er Ames erkannte, aber er lud ihn mit einem Lächeln ein, vor seinem Schreibtisch Platz zu nehmen. »Was bringt Sie so früh hierher?«

Ames griff in die Tasche und zog einen Umschlag heraus, den er auf MacCallums Schreibtisch legte. »Mark Tanner«, sagte er. »Meines Wissens kann er verlegt werden?«

MacCallum fürchte die Stirn, als er den Umschlag aufnahm. »Das sicherlich«, erklärte er, »aber ich fürchte, ich verstehe nicht...« Er zog ein Blatt Papier aus dem Umschlag, und sein Stirnrunzeln vertiefte sich, als er eine von Blake Tanner unterzeichnete Anweisung las, Mark vom Bezirkskrankenhaus in die Sportmedizinische Klinik zu verlegen. »Was hat das zu bedeuten?« fragte er, zu Ames aufblickend. »Meine Güte, Marty, ich wollte den Jungen morgen entlassen.«

Ames zuckte die Achseln und machte eine mitfühlende Grimasse. »Fragen Sie mich nicht, Mac. Ich weiß nur, daß ich spät am gestrigen Abend einen Anruf von Jerry Harris erhielt, der mich fragte, ob es mir was ausmachen würde, den Fall zu übernehmen. Und Sie kennen mich – wenn Jerry Harris ruft, bin ich zur Stelle. Und heute früh tauchte einer von Tarrentech mit diesem Papier bei mir auf. Und da bin ich.«

»Aber es hat keinen Sinn«, protestierte MacCallum. »Dem

Jungen fehlt nichts Ernstes. Ein paar Prellungen und ein paar angebrochene Rippen.«

»Erzählen Sie das einem besorgten Vater«, erwiderte Ames. »Jedenfalls, da ist die Anweisung. Falls er nicht transportunfähig ist, kann keiner von uns etwas dagegen machen.«

»Es sei denn, Sie weigerten sich, den Fall anzunehmen«, sagte MacCallum, obwohl er wußte, daß er seine Zeit vergeudete. Selbst wenn Ames es wollte – was sicherlich nicht der Fall war –, wäre er ein Dummkopf, die großzügigen Subventionen aufs Spiel zu setzen, mit denen Tarrentech jedes Jahr die Sportmedizinische Klinik unterstützte.

Und Martin Ames war kein Dummkopf.

»Wir werden das Nötige veranlassen«, sagte MacCallum. Seufzend nahm er den Hörer vom Telefon.

Mit Zagen näherte sich Robb Harris dem Büro des Trainers. Seit sein Englischlehrer ihm mitten in der Stunde die Notiz mit der Anweisung gegeben hatte, sich in der großen Pause beim Trainer zu melden, war er in Sorge. Er glaubte ziemlich genau zu wissen, worum es ging – Collins würde ihm eine Erklärung wegen seiner Teilnahme an der Schlägerei des Vorabends abverlangen. Aber als er das Büro betrat, sagte Collins nur, er solle sich setzen, was er niemals tat, wenn er einen zur Rechenschaft ziehen wollte. Robbs Nervosität machte Neugierde Platz, als er seine Tasche mit den Schulbüchern auf den Boden stellte und sich setzte.

»Was würdest du davon halten, als Quarterback eingesetzt zu werden?« fragte Collins.

Robb starrte ihn an. Was redete er da? Niemand konnte Jeff LaConner ersetzen. Und er? Er war nicht mal im Sturm. Er hatte immer nur in der Verteidigung gespielt.

»LaConner fällt aus«, sagte Collins. »Zumindest vorläufig, und vielleicht für den Rest der Saison.« Er benagte seine Unterlippe, als versuchte er zu entscheiden, wieviel er Robb

anvertrauen durfte. Aber er hatte es sich schon vor einer Stunde überlegt: die beste Methode, die Nachricht unter die Leute zu bringen, war, daß er es einem der Jungen erzählte. »Ich nehme an, du weißt, was gestern abend geschah. Jedenfalls ist Jeff in ziemlich schlechter Verfassung. Ich hörte, er könnte eine ganze Weile im Krankenhaus landen.« Er brauchte nicht näher zu erläutern, welche Art von Krankenhaus er meinte; sein Ton machte es hinreichend klar.

»W-was ist mit ihm?« fragte Robb. »Ist er einfach übergeschnappt?«

Collins zuckte mit der Schulter. »Woher soll ich das wissen? Ich bin Trainer, kein Psycho. Jedenfalls habe ich die Mannschaftsaufstellung durchgesehen, und dein Name kam oben auf die Liste. Nicht, daß ich dich für voll einsatzbereit hielte«, fügte er hinzu, als Robb vor Freude errötete, »aber ich kann keinen anderen aus seinen Spielpositionen nehmen. Und deine Pässe sind nicht schlecht, wenn man alles mit berücksichtigt.« Er lehnte sich zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf, während er Robb ins Auge faßte. »Wie war das gestern abend?« fragte er schließlich. »Ich hörte, du warst auch beteiligt.«

Robb verzog das Gesicht. »Jeff scheuerte mir eine, aber es war nicht allzu schlimm.«

»Nun, dann wollen wir mal sehen, was der Computer von dir hält«, sagte er.

Fünf Minuten später stand Robb, nur mit einer Turnhose bekleidet, in dem winzigen Übungsraum neben der Turnhalle. Trotz seiner bescheidenen Abmessungen war er angefüllt mit einer Vielzahl von Trainingsgeräten, die durch Kabel allesamt mit einem kleinen Datenanschluß in einer Ecke verbunden waren. Robb begann eine vertraute Abfolge von Übungen, die er schon Hunderte von Malen ausgeführt hatte, und wechselte dabei unaufgefordert von einem Gerät zum nächsten. Hier wurden seine Leistungen durch die Bewegung der Geräte selbst

überwacht, statt an seinem eigenen Körper. Obwohl er wußte, daß die so gewonnenen Messungen bei weitem nicht so exakt wie diejenigen waren, über die Dr. Ames im Sportzentrum verfügte, war es immer wieder interessant, die Ergebnisse zu sehen, die in Form einer Serie von Tabellen und grafischen Darstellungen vom Laserdrucker ausgespuckt wurden.

Nach fünfzehn Minuten war er fertig, und einen Augenblick später erwachte der Drucker zum Leben und schnatterte eine weitere Minute wie rasend. Zuletzt riß Collins den Ausdruck ab, überflog ihn und reichte ihn Robb.

»Nicht übel«, bemerkte der Trainer. »Aber auch nicht gerade großartig.«

Robb sah die Zahlen und Kurven und fand, daß er zwar bei den meisten Übungen seine bisherigen Leistungen eingestellt und zum Teil sogar leicht übertroffen hatte, seine Stemmübungen jedoch unter der Norm lagen, ebenso wie seine Beinhebeübungen. Der unbestimmte Schmerz in seinem Kiefer, wo Jeffs Faust ihn getroffen hatte, sagte ihm, wo das Problem war. Er blickte zum Trainer auf, der bereits auf einen Block kritzelte.

»Das wird dich für den Rest des Tages vom Unterricht befreien«, sagte Collins. »Ich möchte, daß du zum Zentrum hinausgehst und dich von Ames unter die Lupe nehmen läßt. Wenn du morgen spielen sollst, mußt du in Hochform sein.«

Fröhlich grinsend kehrte Robb Harris in den Umkleideraum zurück, zog sich an und trabte zum Fahrradständer hinter der Turnhalle.

»Was hat das alles zu bedeuten?« fragte Mark vom Rücksitz eines der Kombiwagen. Rechts und links von ihm saßen Wärter, und obwohl seine Brust ein wenig schmerzte, war es zu ertragen. Aber er fühlte sich bedrängt und verstand nicht, warum beide Wärter mit ihm die Rücksitze drücken mußten. Der andere Kombiwagen, der vor ihnen fuhr, war bis auf den

Fahrer leer.

»Dein Vater möchte bloß, daß ich dich in Augenschein nehme, das ist alles«, antwortete Dr. Ames vom Beifahrersitz.

»Aber warum?« drängte Mark. Seit der Arzt eine halbe Stunde nach dem Weggang seiner Mutter ins Krankenzimmer gekommen war, hatte er versucht, eine klare Antwort zu erhalten. Ames hatte sich darauf beschränkt, ihm zu sagen, daß er auf Wunsch seines Vaters in die Sportmedizinische Klinik verlegt werde. Für Mark würde das keinen Sinn ergeben, hatte Dr. MacCallum doch gesagt, er werde am kommenden Morgen nach Haus gehen können.

»Ich denke, dein Vater möchte, daß ich einige Übungen für dich empfehle«, sagte Ames. »Und ich habe einen Vitamin-komplex, der dir helfen könnte, dein Wachstumsproblem zu überwinden.«

Mark runzelte die Brauen. Davon hatte sein Vater ihm nichts gesagt. »Wann ist ihm das eingefallen?« fragte er. Einen Augenblick später wußte er es. Am vergangenen Abend, nach dem Kampf, in dessen Verlauf sich gezeigt hatte, daß er nicht einmal imstande gewesen war, Jeff LaConner davonzulaufen, mußte seinem Vater die Erleuchtung gekommen sein. Aber wenn seine Eltern entschieden hatten, ihn zum Sportzentrum zu schicken, warum hatte seine Mutter ihm nichts davon gesagt? Sein Blick fixierte Ames' Hinterkopf. »Weiß meine Mutter davon?«

Als fühlte er Marks Augen auf sich, drehte sich Ames auf dem Vordersitz herum und schenkte dem Jungen ein freundliches Lächeln. »Soviel ich weiß, möchte dein Vater gern, daß du imstande bist, dich selbst zu verteidigen, und ich kann mir denken, daß deine Mutter es ebenso begrüßen würde. Und da ich hörte, daß du angefangen hast, auf eigene Faust zu üben, nehme ich auch an, daß du es ein wenig satt hast, der kleinste Junge deines Jahrgangs zu sein.«

Mark mußte gegen seinen Willen lachen. Er konnte nicht

leugnen, daß es sich so verhielt – zwar brauchte er es vor Dr. Ames nicht zuzugeben, aber sich selbst hatte er es bereits eingestanden. Und sein Vater mußte auch dahintergekommen sein, wenn er auch versucht hatte, kein Aufhebens davon zu machen.

Er lehnte sich zurück und versuchte, sich zu entspannen, aber die beiden Wärter rechts und links neben ihm störten ihn nach wie vor. Es war beinahe so, als schafften sie ihn ins Gefängnis, dachte er plötzlich, und befürchteten, daß er einen Fluchtversuch machen könnte.

Als sie zu dem hohen Tor kamen, das Rocky Mountain High vom Rest der Welt abschirmte, verstärkte sich der Eindruck. »Was ist das?« fragte er. »Ein Sportzentrum oder ein Konzentrationslager?«

Ames schmunzelte. »Es sieht tatsächlich ein bißchen wie ein Gefängnis aus, nicht?« sagte der Arzt. »Aber die Einzäunung hat den Zweck, Eindringlinge fernzuhalten, nicht jedoch, Leute einzusperren. Wir haben hier draußen eine Menge wertvolles Gerät und viele Programme, in die wir Außenstehenden nicht gern Einblick gewähren.« Er wandte den Kopf und zwinkerte Mark zu, und dieser glaubte zu verstehen. Es war wie Tarrentech und die Firmen im Silicon Valley, die einen guten Teil ihrer Zeit mit Bemühungen verbrachten, ihre neuen Ideen und Entwicklungen vor Spionage und Diebstahl zu schützen, und den Rest der Zeit mit dem Versuch, anderer Leute Ideen und Entwicklungen zu stehlen. Er hatte all die Geheimniskrämerei immer irgendwie kindisch gefunden. Schließlich wußten doch alle voneinander, was sie taten.

Die Torflügel schwingen auf, und Mark betrachtete neugierig das breit hingelagerte Gebäude, in dem Sportzentrum und Sportmedizinische Klinik untergebracht waren. Es sah hübsch aus und glich eher einem Jagdhaus als einem Krankenhaus. Dann fiel ihm ein, was Robb Harris ihm darüber erzählt hatte.

»Wie viele Jungen kommen im Sommer her?« fragte er.

»Dieses Jahr waren es beinahe fünfzig«, antwortete Ames lächelnd. »Natürlich kommt ihnen nicht alles zugute, was wir wissen. Wenn wir alle an unseren Errungenschaften teilhaben ließen, könnte die Mannschaft von Silverdale ernstzunehmende Konkurrenz bekommen.« Er warf Mark einen forschenden Blick zu. »Interessierst du dich für Football?«

Mark schüttelte den Kopf. »Eigentlich nicht«, gab er zu. »Um die Wahrheit zu sagen, ich habe es immer irgendwie dumm gefunden.«

Der Wagen, in dem er saß, fuhr an der Frontseite des Gebäudes vorbei zum rückwärtigen Teil, während der andere Wagen beim Haupteingang hielt. »Wohin fahren wir?«

»Zum rückwärtigen Eingang«, antwortete Ames. »Wir gehen durch die Garage hinein.« Ein paar Sekunden später hielt der Wagen vor zwei breiten Metalltoren, die sich langsam emporhoben. Sobald sie die Öffnung freigaben, fuhr der Wagen hinein. Die Tore schlossen sich mit schwerem metallischem Schlägen hinter ihnen.

»Da wären wir«, sagte Ames. Einer der Wärter stieg aus und hielt Mark die Tür auf. Dieser folgte dem Mann durch eine Tür und dann durch einen Korridor, um sich schließlich in einem Behandlungszimmer zu finden, das demjenigen, in dem Dr. MacCallum ihn am Vorabend untersucht hatte, sehr ähnlich war.

Nur war der Behandlungstisch in diesem Raum mit breiten Gurten aus festem Gewebe versehen.

Mark betrachtete sie mißtrauisch und erinnerte sich plötzlich der seltsamen Rötungen, die er an Jeff LaConnors Handgelenken gesehen hatte, nachdem dieser eine Nacht hier verbracht hatte.

»Wozu sind die?« fragte er mit unsicherer Stimme, aus der die Furcht herauszuhören war, die sich im Hintergrund seines Bewußtseins erhob.

»Kein Grund zur Sorge«, sagte Dr. Ames. »Zieh deine Sachen aus und dies an«, fuhr er fort und reichte Mark ein blaßgrünes Krankenhausnachthemd.

»Warum?« fragte Mark. »Sie wissen bereits, was mit mir ist, nicht? Ich bin verprügelt worden, das ist alles. Ich bin nicht krank.«

Eine gewisse Härte kam in Ames' Stimme. »Tu einfach, was dir gesagt wird, Mark. Wir werden dir nicht weh tun. Wir wollen dir nur helfen.«

Marks Blick ging zur Tür, aber einer der Wärter blockierte sie, die Augen auf Mark gerichtet, als hätte er seine Gedanken erraten. Mark zögerte einen Moment, angespannt und mit pochendem Herzen.

Dann sagte er sich, daß es sein Vater gewesen sei, der ihn hierher geschickt hatte. Was immer dies alles zu bedeuten hatte, es mußte daher in Ordnung sein, nicht? Dennoch wuchs seine Nervosität, als er sich zögernd seiner Kleider entledigte und das Nachthemd anzog.

Erst als er bereits ausgestreckt auf dem Behandlungstisch lag, sprangen die Wärter plötzlich hinzu, und einer hielt ihn nieder, während der andere seine Arme und Beine fest an den Behandlungstisch schnallte.

»He, was soll das ...«, rief Mark. Dann wurde ihm der Mund mit einem Knebel verschlossen, und er fühlte eine Injektionsnadel in eine Vene seines Unterarms stechen.

»Du brauchst dich nicht zu fürchten«, versicherte Ames noch einmal. »Glaub mir, Mark, du wirst dich besser fühlen als je zuvor in deinem Leben.«

Mark kämpfte einen Augenblick gegen die zähen Gurte, aber die Anstrengung hatte zur Folge, daß stechender Schmerz durch seinen Brustkorb fuhr.

Noch ehe der Schmerz nachgelassen hatte, sank Mark Tanner in den dunklen Abgrund der Bewußtlosigkeit.

LINDA HARRIS HATTE IHRE BÜCHERTASCHE schon gepackt, als die Glocke zur Mittagspause läutete. Sie hatte den ganzen Vormittag daran gedacht, sich aber erst vor fünfzehn Minuten endgültig entschlossen. Sie wollte das Mittagessen überspringen und Mark Tanner im Krankenhaus besuchen. Sie hatte eigentlich nicht genug Zeit, aber nach der Mittagspause stand auf ihrem Stundenplan eine Arbeitsstunde in der Lesehalle, und sie konnte immer sagen, sie hätte die Zeit in der Bücherei verbracht. Und wenn es sein mußte, konnte sie Tiffany Welch, die diese Stunde immer in der Bücherei aushalf, dazu bewegen, daß sie notfalls für sie aussagte. Als das Gebimmel der Glocke in den Korridoren verhallte, lief Linda zu der breiten Treppe, die zum Erdgeschoß hinabführte. Sie war halb die Treppe hinunter, als Tiffany sie vom Zwischengeschoß anrief

»Linda? Warte!«

Linda zögerte, halb geneigt, so zu tun, als hätte sie nicht gehört, dann besann sie sich eines Besseren. »Gut, daß du da bist«, sagte sie, als das andere Mädchen sie eingeholt hatte. »Hör zu, du mußt mir einen Gefallen tun. Wenn Mr. Anders mich im Lesesaal vermißt, kannst du dann sagen, daß ich in der Bücherei war?«

Tiffanys ovales Gesicht spiegelte Verwirrung wider, aber schon bald nahmen ihre hellen blauen Augen einen verschwörerhaften Ausdruck an. »Wohin gehst du? Schwänzt du den ganzen Nachmittag?«

Der Eifer in der Stimme ihrer Freundin sagte Linda, daß Tiffany daran dachte, mit ihr zu gehen; Tiffany fand nahezu alles interessanter als die Schule.

»Ich will bloß ins Krankenhaus«, sagte Linda.

Tiffanys Gesicht strahlte. »Jeff zu besuchen? Dann gehe ich mit.«

»Warum sollte ich Jeff besuchen wollen?« versetzte Linda,

zornige Empörung im Blick. »Nach dem gestrigen Abend will ich ihn nie mehr sehen!«

Der Ausdruck eifrigen Interesses schwand aus Tiffanys Augen. »Wen dann?« Endlich ging ihr ein Licht auf. »Du meinst, du willst Mark besuchen?« fragte sie in verändertem Ton.

»Warum sollte ich nicht?«

»Er ist bloß solch ein ... na, er ist eine Art Schwächling, nicht?« sagte Tiffany.

Linda sah sie kalt an. »Wenn einer nicht wie alle anderen hier sportnarrisch ist, bedeutet es noch lange nicht, daß er ein Schwächling ist. Zufällig ist er ein richtig netter Junge. Und er geht nicht herum und überfällt Jungen, die viel kleiner sind als er.«

Dieser Blöße konnte Tiffany nicht widerstehen. »Es gibt ja auch keine kleineren Jungen«, sagte sie, »es sei denn, die aus der Grundschule.« Als sie sah, wie in Lindas Augen Tränen schimmerten, gab sie nach. »Entschuldige. Natürlich werde ich sagen, daß du in der Bücherei gewesen bist. Und grüß ihn von mir, ja?«

Linda nickte, machte kehrt und eilte aus dem Schulhaus.

Zwanzig Minuten später betrat sie das kleine Bezirkskrankenhaus. Außer einer Mexikanerin mit blassem Gesicht und müden, eingesunkenen Augen war der Warteraum verlassen. Da der Empfangsschalter momentan nicht besetzt war, blickte sie ungewiß umher, dann läutete sie am Klingelknopf neben dem Empfangsschalter.

»Die Schwester ist in Ricardos Zimmer«, sagte die zerbrechlich wirkende Frau. »Sie wäscht meinen Sohn.«

Linda wandte sich der Frau zu, erkannte sie, wußte aber nicht, was sie zu ihr sagen sollte. Bevor ihr etwas einfiel, erschien Susan Aldrich, die Stationsschwester. »Alles erledigt, Mrs. Ramirez«, sagte sie, nickte dann Linda zu. »Hallo. Was bringt dich hierher?« Ihr Blick ging unwillkürlich zur Uhr.

»Es ist Mittagspause«, sagte Linda. »Ich wollte zu Mark.«

»Mark?« Die Schwester mußte sich einen Moment besinnen. »Ah, du meinst Mark Tanner. Er ist nicht hier.«

Linda sah die Schwester verwirrt an. »Aber ... aber er wurde gestern abend hierhergebracht.«

Susan Aldrich nickte. »Und heute früh ist er fort, also kann es mit ihm nicht sehr schlecht aussehen.«

Linda konnte es kaum glauben. Sie erinnerte sich des flüchtigen Blickes, den sie am vergangenen Abend auf Mark hatte werfen können, als sie ihn aus dem Behandlungsraum gefahren hatten, das Gesicht geschwollen und von Blutergüssen entstellt, die Brust mit einem dicken Stützverband umwickelt. »Aber wohin ist er gegangen?« hauchte sie.

»Nach Haus, nehme ich an«, antwortete die Schwester. »Ich könnte nachsehen, wenn du willst. Er war bereits entlassen, als ich heute früh den Dienst antrat.«

Linda schüttelte den Kopf. Wenn sie sich beeilte, blieb ihr noch Zeit, bei den Tanners vorbeizugehen, hallo zu sagen und zur nächsten Stunde wieder in der Schule zu sein.

Sharon Tanner kam eben aus dem Haus, als Linda des Weges kam. »Hallo!« begrüßte sie das Mädchen. »Du hast mich gerade noch rechtzeitig erwischt; ich will zum Krankenhaus.« Sie hielt ein paar Zeitschriften und ein Buch in die Höhe. »Inzwischen wird Mark sich mit dem Fernseher langweilen, nicht?«

Linda glotzte sie an. Wovon redete sie? »Ist er denn nicht hier?« fragte sie. »Ich war gerade im Krankenhaus, und sie sagten mir, er sei heute früh entlassen worden!«

Nun war es Sharon, die ihr Gegenüber einfältig anstarrte. Es mußte ein Irrtum sein. Als sie das Krankenhaus verlassen hatte, war sie mit Dr. MacCallum übereingekommen, daß Mark frühestens am Abend entlassen würde. »Aber das kann nicht sein!« entgegnete sie. »Er muß dort sein. Mit wem hast du

gesprochen?«

Linda berichtete von ihrem Besuch im Krankenhaus. Als Sharon zuhörte, umwölkte sich ihr Blick sorgenvoll, aber sie hielt an der Idee fest, daß es ein Irrtum sein müsse. »Komm mit«, sagte sie zu Linda und kehrte um. »Ich werde im Krankenhaus anrufen und diese Sache klären. Mein Gott«, fügte sie mit einem spröden Auflachen hinzu, »sie können ihn nicht verloren haben, nicht wahr?«

Fünf Minuten später, als sie endlich mit Dr. MacCallum verbunden war, lachte sie nicht mehr. »Aber warum wurde ich nicht verständigt?« verlangte sie zu wissen. »Ich habe mit Dr. Ames nicht einmal gesprochen!« Sie lauschte ungeduldig, als MacCallum erklärte, was geschehen war. »Aber das ist doch lächerlich«, protestierte sie, als er geendet hatte. »Sie sagten selbst, daß ihm nichts Ernstliches fehle. Und warum sollte er einen Sportarzt benötigen? Er wurde verprügelt, nicht in einem Footballspiel verletzt.«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte MacCallum. »Ich kann Ihnen nur sagen, daß der Überstellungsbescheid die Unterschrift Ihres Mannes trug. Ich verglich sie sogar mit dem Aufnahmeformular, das er gestern abend hier ausfüllte, nur um sicher zu sein. Es kam mir nicht in den Sinn, daß er Sie heute morgen nicht verständigt haben sollte, sonst hätte ich Sie selbst angerufen.«

Als Sharon endlich auflegte, hatte hitziger Zorn ihre Besorgnis verdrängt. Daß ihr Mann den Jungen in ein anderes Krankenhaus überstellen ließ, ohne ihr ein Wort davon zu sagen – das war empörend!

Sie setzte Linda Harris vor der Schule ab, wenig beeindruckt von den Versicherungen des Mädchens, daß Dr. Ames beinahe seit ihrer Ankunft in Silverdale mit Robb gearbeitet habe und daß Robb hell begeistert von dem Programm sei, das Dr. Ames für ihn ausgearbeitet habe.

»Darum geht es doch nicht«, versuchte sie zu erklären »Ich

bin überzeugt, daß es daran nichts auszusetzen gibt. Es bringt mich bloß auf, daß niemand mir gesagt hat, was sie mit Mark anfangen, das ist alles!«

Linda sprang aus dem Wagen und warf die Tür zu. »Sagen Sie Mark, daß ich ihn nach der Schule besuchen werde«, rief sie, aber es war schon zu spät, denn Sharons Zorn hatte das Gaspedal fest unter Kontrolle und trieb den mit aufkeisenden Reifen protestierenden Wagen weiter.

Mark lag in einem Dämmerzustand und blickte geistesabwesend zu einem großen Fernsehmonitor auf, der über ihm an der Decke befestigt war. Er hatte Kopfhörer über den Ohren, und in der drogeninduzierten Benebelung seines Gehirns waren nur das Geschehen auf dem Bildschirm und die Geräusche in seinen Ohren real.

Es war wie ein Traum – ein angenehmer Traum, in welchem er an einem schattigen Flußufer dahinging, hin und wieder stehenblieb, das Wasser über die Felsen rauschen oder eine Schildkröte auf einem morschen Stamm in der Sonne ruhen zu sehen. Vögel flogen über ihn hinweg, und ihre Rufe vermischten sich mit dem beruhigenden Rauschen und Murmeln des fließenden Wassers.

Voraus trat ein Hirsch aus einem Espengehölz, und Mark blieb still stehen und beobachtete das Tier, wie es gemächlich am Flußufer zu grasen begann. Dann zogen andere Bilder flüchtig und unbestimmt durch sein Bewußtsein, Bilder, die er nicht eigentlich sehen konnte, die sein Unterbewußtsein jedoch registrierte und erinnerte. Diese Bilder, die er nicht richtig sehen konnte, waren es, die er später erinnern sollte, und der ganze Rest, das Bild des Flußlaufes und der singenden Vögel, würde verblassen.

Ebenso wie die Wirklichkeit dessen, was um ihn und mit ihm geschah.

Er war noch immer an den metallenen Behandlungstisch

geschnallt, befand sich aber nicht mehr in dem Raum, wohin man ihn nach seiner Ankunft im Sportzentrum gebracht hatte. Noch waren die Gurte erforderlich, denn Mark hatte gleich nach der ersten Spritze aufgehört, sich gegen die Fesseln zu sträuben; und das war nur die erste von einem halben Dutzend Spritzen gewesen, die er in den wenigen Stunden seit seiner Ankunft erhalten hatte. Sein Körper, jetzt genauso entspannt wie sein Geist, unterwarf sich kraftlos der Behandlung, der er unterzogen wurde. Aber die Gurte blieben festgezogen, als der Behandlungstisch von Raum zu Raum geschoben wurde, mehr als Sicherheitsmaßnahme denn aus einem anderen Grund.

Marks Körper war, wie Randy Stevens' und Jeff LaConnors an anderen, früheren Tagen, durch Kabel mit einer Reihe von Anzeigeinstrumenten und Monitoren verbunden. Durch eine Nadel, die mit Klebeband an seinem rechten Oberschenkel befestigt war, wurde ihm intravenös eine Lösung zugeführt, und ein weiterer Anschluß gleicher Art überwachte und analysierte ständig sein Blut; die Proben wurden beinahe so rasch untersucht, wie das Blut durch die winzige Kapillarröhre floß, die an die Injektionsnadel angeschlossen war.

Ein Scanner hing über seinem Körper und bewegte sich auf Gleitschienen langsam die Länge des Behandlungstisches auf und ab, während er ständig wechselnde Serien von Daten an einen leise summenden Computer lieferte, welcher sie so schnell wie die digitalisierten Daten eingespeichert wurden, auswertete, verglich und an einen großen Monitor weitergab.

Veränderungen – drastische Veränderungen, obwohl sie dem unbewaffneten Auge verborgen blieben – hatten bereits in ihm stattgefunden.

Der haarfeine Riß in seinem Unterkiefer war so gut wie verschwunden, die angebrochenen Rippen heilten rasch.

Sein Knochengestüt, stimuliert von den massiven Dosen synthetischer Hormone, die ihm seit dem frühen Morgen dieses

Tages gleichmäßig zugeführt wurden, hatte bereits darauf reagiert und reproduzierte eigene Zellen in einer beschleunigten Rate, die Marks Körperlänge bereits um Millimeter hatte wachsen lassen und seinem Gesamtgewicht annähernd ein halbes Pfund hinzugefügt hatte.

Seit annähernd fünf Stunden hatte Martin Ames Marks Behandlung beaufsichtigt und nach den leisesten Anzeichen einer abträglichen Reaktion Ausschau gehalten. Bisher verlief alles in einer Weise, die seine kühnsten Erwartungen übertraf. Während die meisten Menschen nicht einmal gewußt hätten, wonach sie Ausschau zu halten hatten, war Ames in der Lage, die Veränderungen in Marks Körper beinahe im Augenblick des Geschehens zu beobachten.

Die Lungenkapazität des Jungen hatte ein wenig zugenommen, desgleichen die Größe seines Herzens. Sein Blutdruck – leicht erhöht, als er am Morgen gebracht worden war – war jetzt normal, und Ames vermerkte mit Befriedigung, daß die Kompensationen, die er Marks emotionalem Zustand kurz vor der ersten Messung seines Blutdruckes zugeschrieben hatte, offenbar präzise gewesen waren.

Sogar Marks Gehirn zeigte winzige chemische Veränderungen, die sich bald physiologisch manifestieren würden.

Und doch wäre der Junge ohne die Monitoren und ihre Meßergebnisse nicht von dem Jungen zu unterscheiden, der er vor ein paar Stunden gewesen war.

Ein leiser elektronischer Signalton erklang, störte Ames' Konzentration und ließ ihn irritiert aufblicken. Ein blaues Licht blinkte an der Wand. Konnten wirklich fünf Stunden vergangen sein, seit er mit der Behandlung angefangen hatte und seine Helfer den Behandlungstisch umringt und ständige winzige Veränderungen und Anpassungen der Marks Körper zugeführten Chemikalien vorgenommen hatten, von ihm geleitet und beaufsichtigt? Die Verspannung seiner Muskeln sagte ihm, daß es sich so verhielt.

»In Ordnung«, sagte er, reckte die Arme und massierte einen Knoten in seiner rechten Schulter. »Das war's vorerst.«

Sogleich unterbrach einer der Helfer den intravenösen Zufluß in Marks Oberschenkel, und ein anderer zog die Nadel heraus und wischte die Stelle mit alkoholgetränkter Watte. Es war eine feine Nadel, der Einstich kaum sichtbar in der Mitte eines kleinen Blutergusses, der innerhalb weniger Stunden verschwinden würde.

Andere Helfer begannen die Überwachungsgeräte zu entfernen. Ein Bildschirm nach dem anderen erlosch, alle bis auf denjenigen, der Marks Herzkranzgefäße überwachte. Dieser Anschluß würde zuletzt entfernt, wenn die Endphase der Behandlung ihren Abschluß gefunden hätte.

Ames verfolgte gleichmütig die Aktivität seiner Leute. Die Sache war perfekt gelaufen; er war überzeugt, daß die Prognose für Mark Tanner gut sein würde.

Es sei denn ...

Der Gedanke an Jeff LaConner, der nur Stunden vorher in diesem selben Raum gewesen war, angeschlossen an dieselben Geräte, drängte sich in den Vordergrund. Er wußte noch immer nicht genau, was mit Jeff schiefgegangen war. Er hatte es nicht an Vorsicht fehlen lassen, hatte Jeffs Behandlung nach den ersten Anzeichen, daß der Junge eine Reaktion auf die Therapie entwickelte, angepaßt. Es hatte nicht geholfen; Jeffs Zustand hatte sich nur noch verschlechtert.

Irgendwo gab es eine Antwort, und er war entschlossen, diese Antwort zu finden, die Fehlkalkulation in der Mischung von Hormonen zu entdecken, welche die explosiven Reaktionen in Jeff LaConner und den anderen ausgelöst hatte.

Unterdessen würde Mark Tanner mit seiner Krankengeschichte von rheumatischem Fieber und Wachstumsverzögerung mehr Daten liefern, mehr Wissen, mehr Fortschritt.

Wie Jerry Harris versprochen hatte, war Mark eine ideale Versuchsperson. Und am Ende, dachte Ames, mochte Mark

von der experimentellen Behandlung ebenso profitieren wie er selbst.

Es sei denn

Er verdrängte den Gedanken. Seine Assistenten hatten ihre Arbeit beendet. Der Monitor über Marks Kopf war ausgeschaltet, die Kopfhörer von seinen Ohren entfernt. Der Junge regte sich, als die bewußseinsunterdrückenden Drogen aus seinem Blutkreislauf gefiltert wurden. In wenigen Minuten würde er aufwachen.

»Schnallen Sie ihn los, bevor er zu zappeln beginnt«, sagte Ames; er trat näher und nahm seinem Chefassistenten eine Injektionsspritze aus der Hand. »Wir wollen keine Male an ihm hinterlassen.«

Nachdem er Nadel und Füllung sorgsam überprüft hatte, steckte er sie in Marks rechte Armvene und drückte den Kolben.

Kaum war das Insulin in Marks Blutkreislauf übergegangen, reagierte der Junge mit einem Schweißausbruch, und sein Körper zitterte heftig.

Das Zittern verstärkte sich noch. Der entspannte, träumende Ausdruck in Marks Gesicht machte einer Grimasse von Angst und Schmerz Platz.

Kurz darauf begannen die Krämpfe, und Marks Körper zuckte unkontrolliert, als er in die dritte Phase des Insulinschocks eintrat. Erst als Marks Körper in Bewußtlosigkeit erschlaffte, nickte Ames.

»In Ordnung«, sagte er. »Bringen Sie ihn hinein und ziehen Sie ihn an. Wenn er aufwacht, wird er sich an nichts erinnern.« Ein ironisches Lächeln verzog seine Lippen. »Tatsächlich«, sagte er, »wird er sich wahrscheinlich so wohl fühlen wie noch nie in seinem Leben.«

Anfangs war Sharon Tanner nicht sicher, daß sie am rechten Ort war. Sie hatte die drei Kilometer aus der Stadt beinahe

unbewußt zurückgelegt, war einfach der Straße gefolgt, während ihr Zorn – größtenteils auf Blake konzentriert – in ihr wuchs. Wie konnte er so etwas tun, ohne sie zu fragen, ohne sie auch nur zu unterrichten? Es sah ihm nicht ähnlich; überhaupt nicht. Doch während ihr Zorn noch zunahm, beantwortete der rationale Teil ihres Denkens die eigene Frage. Hätte er ihre Zustimmung gesucht, so würde sie einfach angenommen haben, daß es ein weiterer Schachzug in seiner gegenwärtigen Strategie sei, Mark in den Sportbetrieb hineinzudrängen, und hätte automatisch Einspruch erhoben.

Und mit Recht.

Sie bremste abrupt und starrte zu dem Gebäude hinüber, das sich rechts zu Füßen der Talhänge erstreckte. Es glich mehr einem Schulgelände als einer Klinik und war umgeben von gepflegten Rasenflächen. Dann aber, als sie näher kam, merkte sie, daß es nicht bloß Rasenflächen waren, sondern Spielfelder, eines neben dem anderen. Mindestens zwei Footballplätze, ein Baseballplatz und ein Hockeyfeld. Es gab auch einen Leichtathletikplatz mit einer 400-m-Bahn, einer Serie hoher und niedriger Hürden, einer Weitsprung- und einer Hochsprunganlage, ferner Einrichtungen zum Kugelstoßen und Diskuswerfen.

In der Mitte dieser Anordnung befand sich das breit hingelagerte Gebäude, doch zwischen ihr und diesem Gebäude gab es ein geschlossenes Tor. Sie fuhr heran, hielt, kurbelte das Fenster herunter und drückte auf einen Knopf an einem Metallkasten, der auf einem eisernen Pfosten befestigt war. Einen Augenblick später krächzte eine Männerstimme aus einem Lautsprecher in dem Kasten: »Kann ich Ihnen helfen?«

»Ich möchte zu Dr. Ames«, sagte Sharon etwas lauter, als sie beabsichtigt hatte. »Mein Name ist Sharon Tanner. Ich bin Mark Tanners Mutter.«

»Augenblick, bitte«, erwiderte die Stimme. Der Lautsprecher verstummte. Sekunden vertickten, und nach einer

Minute begann Sharon sich zu fragen, ob sie wirklich am rechten Ort sei. Sie überlegte, was sie tun sollte, als der Lautsprecher wieder anging; gleichzeitig öffneten sich die Torflügel.

»Halten Sie vor dem Gebäude und benutzen Sie den Haupteingang, Mrs. Tanner«, instruierte sie die körperlose Stimme.

Sie nahm den Fuß von der Bremse und fuhr langsam die Zufahrt hinauf, trotz ihrer Verärgerung beeindruckt von dem, was sie sah. Es war ein anmutiges Gebäude, das sich gut in die Umgebung der bewaldeten Talhänge und Berge einfügte, und was immer dort getrieben wurde, es war offensichtlich erfolgreich. Sie stellte den Wagen ab, lief die breiten Stufen hinauf und stieß sich durch die schwere Glastür in die Eingangshalle. Eine lächelnde Frau, die einen offenen Arztkittel über einem Schneiderkostüm trug, erwartete, sie.

»Mrs. Tanner?« fragte sie, und fuhr dann fort, ohne auf eine Antwort zu warten: »Ich bin Marjorie Jackson, Dr. Ames' Assistentin. Bitte kommen Sie mit mir.«

Sharon preßte die Lippen zusammen, aber trotz ihres Dranges, dem angestauten Zorn Luft zu machen, schien ihr nichts übrig zu bleiben, als der Frau gehorsam durch die Eingangshalle und eine Art Speiseraum und von dort durch einen Korridor in einen Seitenflügel des Gebäudes zu folgen. »Es wirkt alles furchtbar leer, nicht wahr?« sagte Marjorie Jackson mit einem Blick über die Schulter. »Aber Sie sollten das Haus während der Sommersaison sehen. Im letzten Sommer mußten wir die Jungen in zwei Schichten füttern!«

Sharon wurde in ein Büro geführt, und Marjorie Jackson setzte sich hinter einen Schreibtisch. »Ich nehme an, Sie sind hier, um ...« Sie hielt inne, um auf eine Akte vor ihr auf dem Tisch zu blicken. »... Mark zu sehen, nicht wahr?«

»Ich bin nicht nur deswegen hier«, erwiderte Sharon kühl. Sie war erfreut, Marjorie Jacksons Lächeln in Ungewißheit

verblassen zu sehen.

»Ich bitte um Entschuldigung«, sagte sie, »aber ich fürchte, ich verstehe nicht. Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Nicht in Ordnung?« wiederholte Sharon, nicht länger bemüht, ihren Zorn zu verbergen. »Warum sollte etwas nicht in Ordnung sein? Ich verließ meinen Sohn heute früh im Bezirkskrankenhaus, und zur Mittagszeit erfahre ich, daß er verlegt worden ist. Niemand hat mich gefragt – niemand hat mich auch nur unterrichtet! Und Sie wollen wissen, ob etwas nicht in Ordnung ist?«

Marjorie Jacksons unsicherer Gesichtsausdruck verstärkte sich zu Besorgnis, und Sharon kam sich auf einmal töricht vor. Was auch geschehen war, es konnte nicht die Schuld dieser Frau sein. Sie stieß ihren Atem in einem explosiven Seufzer aus, ließ sich auf einen Stuhl sinken und entschuldigte sich. So knapp sie es vermochte, erklärte sie genau, was geschehen war. Marjorie Jackson nickte mitfühlend.

»Aber wie schrecklich für Sie«, sagte sie. »Wenn mein Mann so etwas getan hätte, ich glaube, ich würde ihn umbringen; aber ich bin sicher, daß es bloß ein Mißverständnis war. Und ich kann Ihnen sagen, daß alles in bester Ordnung ist.«

»Aber warum wurde Mark hierhergebracht?« fragte Sharon. »Es scheint alles so, nun, so unnötig.«

»Ich fürchte, darüber werden Sie mit Dr. Ames sprechen müssen«, antwortete die Assistentin. Ihre Miene hellte sich auf, und sie nickte zu jemandem, der gerade zur Tür hereingekommen war. »Da ist er jetzt. Dr. Ames, dies ist Sharon Tanner, Marks Mutter.«

Sharon stand auf, überrascht, einen freundlich blickenden Mann Mitte Vierzig vor sich zu sehen – mit grauen Augen, die ein wenig zwinkerten, als er ihr zulächelte –, der ihr die Hand hinstreckte. Unwillkürlich nahm sie die dargebotene Hand und begriff erst jetzt, daß sie unbewußt eine Art machiavellistisches Ungeheuer erwartet hatte, das kaltblütig ihren Sohn entführt

hatte und nun glattzüngige Entschuldigungen für sein Tun vorbringen würde.

Ames bat sie in sein Büro, servierte ihr eine Tasse Kaffee und versicherte ihr, nachdem er aufmerksam ihrer Geschichte gelauscht hatte, daß es allein seine Schuld sei. »Ich hätte Marge anweisen sollen, Sie anzurufen, um sicherzugehen, daß Sie über alles informiert sind. Und sagen Sie ruhig Marty zu mir«, fügte er hinzu. »Das tun alle, sogar viele von den Jungen.« Er lehnte sich lächelnd zurück. »Wie auch immer«, fuhr er fort, »Sie werden froh sein zu erfahren, daß Mark nichts fehlt.«

»Das wußte ich bereits«, versetzte Sharon. »Dr. MacCallum untersuchte und behandelte ihn bereits sehr gründlich.«

Ames schaute beschämt drein. »Ich weiß, und ich hatte bestimmt nicht die Absicht anzudeuten, daß es an den Methoden meines Kollegen etwas auszusetzen gäbe. Das ist mit Sicherheit nicht der Fall. Er ist wirklich ein verdammt guter Arzt.«

»Was veranlaßte meinen Mann unter diesen Umständen, Marks Überführung in Ihre Klinik zu veranlassen, Dr. Ames?« fragte Sharon, noch nicht versöhnt.

Ames zuckte die Achseln. »Ich nehme an, er wollte einfach eine zweite Meinung hören«, sagte er. »Und ich vermute, Jerry Harris hat ihm gesagt, daß meine Spezialität die Arbeit mit jungen Menschen ist, die körperliche und entwicklungsbedingte Probleme haben.«

Sharon erschrak. Also hatte sie recht gehabt, wenigstens teilweise. Blake suchte tatsächlich noch immer nach Mitteln und Wegen, die Auswirkungen von Marks rheumatischem Fieber zu überwinden. »Und haben Sie eine Meinung dazu?« fragte sie in bemüht neutralem Ton.

Dr. Ames breitete in unverbindlicher Geste die Hände aus. »Das ist schwer zu sagen, wirklich. Aber ich habe ihn vollständig untersucht, und ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß keinerlei ernste Schäden zu erkennen sind.

Angesichts seiner früheren Krankheitsgeschichte ist er sogar bemerkenswert gesund.«

Sharon entspannte sich. »Wann kann ich ihn dann nach Haus bringen?«

»Es spricht nichts dagegen, daß Sie ihn gleich mitnehmen«, sagte Ames freundlich. »Ich habe ihm etwas Codein gegeben, um die Schmerzen in seinen Rippen zu dämpfen. In ein paar Tagen sollte er so gut wie neu sein.«

Sharon starrte den Arzt an. Das war alles? Sie hatte sich in solch einen Zorn hineingesteigert, war so sicher gewesen, daß Blake und dieser Arzt irgendwie einen Plan ausgeheckt hatten ... Und nun ...

Ames stand auf. »Ich schlage vor, daß wir einen kleinen Rundgang machen, bei dem ich Ihnen zeigen kann, was wir hier machen. Bis wir fertig sind, sollte Mark reisefertig sein.«

»Ich glaube wirklich nicht, daß ich eine Besichtigung nötig habe«, begann Sharon, aber Ames gebot mit erhobener Hand Einhalt.

»Wir haben Ihren Sohn entführt, nicht wahr?« entgegnete er. »Da ist es das mindeste, was wir tun können, daß wir Ihre Besorgnis zerstreuen.«

Zu ihrer eigenen Überraschung sah Sharon sich gehorsam mit ihm gehen und aufmerksam zuhören, als er über das Sommerprogramm sprach.

»Ich versuche, jeden der Jugendlichen als Individuum zu behandeln«, sagte er, als sie in einen Übungsraum kamen, wo Geräte standen, wie Sharon sie noch nie gesehen hatte. »Ich bin immer schon der Meinung gewesen, daß die Behauptung, es gäbe eine bestimmte Diät oder Übungsrichtlinien oder auch eine medikamentöse Behandlung, die für jeden Jugendlichen anwendbar sei, einfach unsinnig ist. Und da beinahe jeder Jugendliche, der hierherkommt, ein besonderes Problem dieser oder jener Art hat, bemühe ich mich, sie niemals einfach als Kinder oder Heranwachsende zu sehen. Sie sind Individuen

und müssen als solche behandelt werden.«

Sharon blieb bei einem Ergometer stehen, das vor dem Lenker einen großen, gebogenen Bildschirm hatte. »Wozu soll das gut sein?« fragte sie mit einer Kopfbewegung.

Ames lächelte. »Haben Sie solch ein Gerät schon einmal benutzt?«

Sharon nickte. »Vor ein paar Jahren. Ich kaufte das Gerät, benutzte es ungefähr dreimal und verkaufte es wieder. Auf dem stationären Rad zu strampeln, war das Langweiligste, was ich je getan habe.«

»Versuchen Sie es mit diesem«, schlug Ames vor. Sharon zögerte, dann aber, neugierig geworden, stieg sie auf. Zu ihrer Verwunderung zeigte sich, daß der Lenker nicht stationär war, sondern sich leicht nach links und rechts bewegen ließ. Ames trat an einen Datenanschluß und schaltete ihn ein. »Mögen Sie San Francisco?« fragte er.

»Wer mag es nicht?«

Einen Augenblick später wurde die Raumbeleuchtung gedämpft; der Bildschirm vor Sharon ging an und zeigte eine Darstellung der sonnenbeschienenen Market Street. Sie war auf der rechten Seite der Straße, und in beiden Richtungen strömten die Autos vorbei. »Fangen Sie an zu treten«, hörte sie Dr. Ames sagen.

Langsam begann sie die Pedale zu treten, und die Darstellung auf dem Bildschirm veränderte sich.

Es war, als ob sie die Straße entlangführe.

»Treten Sie ein wenig schneller und steuern Sie hinaus in den Verkehr«, sagte Ames. Sharon runzelte die Brauen, trat aber schneller in die Pedale und zog den Lenker nach links.

Das Bild veränderte sich, und sie hatte das Gefühl, in der Mitte der rechten Fahrspur zu sein. Sie trat weiter, dann hörte sie Ames sagen, sie solle nach rechts in die Van Ness Avenue einbiegen. Als sie den Lenker bewegte, schwenkte auch das Bild mit, und sie sah vor sich die breite, nach Norden führende

Straße. Während sie weiter die Pedale trat, entfaltete sich vor ihr das vertraute Stadtbild. Sie führte noch mehrere Abbiegemanöver aus, dann hielt sie an und kam sich albern vor, als sie merkte, daß sie das Rad tatsächlich wieder an den Straßenrand gesteuert hatte. Als die Darstellung erlosch und das Licht wieder anging, sah sie staunend den Arzt an.

»Was ist das?« fragte sie. »Wie funktioniert es?«

»Es wird alles vom Computer erzeugt«, erklärte Ames. »Fast die ganze Stadt nördlich der Market Street und östlich vom Divisidero ist auf einer Laserscheibe gespeichert, die vom Fahrradlenker gesteuert wird: Sie können durch ganz San Francisco fahren und sich alles anschauen, was Sie wollen. Und es simuliert auch die Steigungen der Hügel, so daß Sie den wachsenden Widerstand beim Treten nicht selbst einzustellen brauchen.« Er lächelte. »Jetzt frage ich Sie, war das nicht einmalig?«

Sharon schüttelte den Kopf. »Es ist großartig. Ich könnte ein paar Stunden so weitermachen.«

»Sie und jeder andere«, bemerkte Ames. »Hier draußen besteht das Problem nicht darin, die jungen Leute zu Übungen zu animieren, sondern, sie zum Aufhören zu bewegen.« Er blickte auf seine Uhr. »Nun, lassen wir es damit genug sein und sehen wir, was Mark macht.«

Sie gingen zurück zu den Büros, und als sie in das Foyer kamen, sprang Mark von einem Sofa auf, wo er gewartet hatte.

»Hallo, Mama«, sagte er und grinste sie an.

Sharon starrte zurück.

Die Blutergüsse in seinem Gesicht sahen viel besser aus, und sein blasses, beinahe käsiges Gesicht zeigte jetzt eine gesunde Farbe. Das rechte Auge war noch immer ein wenig geschwollen, aber er konnte es wieder öffnen, und das dunkle Hämatom darunter schien zu heilen.

»Mark?« staunte sie. »Wie fühlst du dich, Junge? Dein Brustkorb ...«

Aber Mark grinste sie bloß an. Als er vom Sofa aufgesprungen war, hatte er keinen Schmerz in der Brust gefühlt. »Gut«, sagte er. »Dr. Ames gab mir etwas für die Rippen, und sie schmerzen überhaupt nicht mehr.«

Sharon starrte ihn fast eine volle Minute lang an. Er sah besser aus, als sie es für möglich gehalten hätte.

Erst eine halbe Stunde später, als sie auf der Heimfahrt durch den Ort waren, kam ihr ein plötzlicher Gedanke in den Sinn.

Nach seinem Vormittag im Sportmedizinischen Zentrum war Mark beinahe wie die Stadt selbst.

Vollkommen.

Zu vollkommen.

»ES SPIELT KEINE ROLLE, was du dachtest oder was Jerry Harris dir sagte«, erklärte Sharon. »Ich bin deine Frau und ich bin Marks Mutter. Du hattest kein Recht, eine Entscheidung über Mark zu treffen, ohne mich auch nur davon zu unterrichten!«

Sie waren in dem kleinen Salon im Obergeschoß. Im Kamin war das Feuer, das Blake angezündet hatte, als sie vor einer Stunde heraufgekommen waren, beinahe niedergebrannt. Am Nachmittag war eine Kaltfront aus dem Norden durchgezogen, und draußen schneite es. Aber Sharon beachtete weder den Schneefall noch das Kaminfeuer; ihr zorniger Blick fixierte ihren Mann. »Verstehst du überhaupt, was ich sage?«

Blake zuckte überdrüssig mit der Schulter. Er hatte das Gefühl, daß der Streit sich längst im Kreis drehte, wiederholte aber noch einmal, was er ihr schon dreimal gesagt hatte: »Du hast bereits zugegeben, daß ihm draußen im Zentrum nichts Schreckliches zugestoßen ist. Tatsächlich sieht der Junge, zieht man alles in Betracht, sehr gut aus. Und du warst heute früh erschöpft – du hattest die ganze Nacht nicht geschlafen und hättest nicht logisch gedacht.«

»Trotzdem wäre es deine Pflicht gewesen ...«

»Genug!« sagte Blake. Er war im Raum auf und ab gegangen und schließlich am Fenster stehengeblieben, um die herabschwebenden Schneeflocken zu betrachten. Als er sich zu ihr umwandte, machte sein Gesichtsausdruck klar, daß er mit seiner Geduld am Ende war. »In Gottes Namen, Sharon, ich hatte die besten Absichten. Es ist nicht so, als hätte ich versucht, irgend etwas Schreckliches zu tun! Jerry schlug lediglich vor, daß ich den Jungen von Ames untersuchen lassen solle, und es hörte sich wie eine gute Idee an! Wenn ich falsch handelte, war es ein Irrtum, und ich entschuldige mich. Aber es war nicht falsch!«

»Kannst du nicht leiser sprechen?« fragte Sharon in einem

rauen Flüsterton. »Schließlich braucht nicht die ganze Nachbarschaft zu wissen, daß wir Streit haben, nicht?«

Es war ein Fehler. Sharon wußte es, sobald sie die Worte ausgesprochen hatte. Blake biß die Kiefer zusammen, und seine Augen funkelten zornig. »Nein«, sagte er, »das braucht sie gewiß nicht. Wir brauchen überhaupt nicht zu streiten. Bis später.«

Ehe Sharon etwas erwidern konnte, war er fort. Sie hörte ihn die Treppe hinunterstampfen, dann schlug die Haustür zu. Aus dem Erkerfenster sah sie ihn fortgehen, die Schultern eingezogen, den Kopf gebeugt. Er ging schnell, und sie glaubte zu wissen, wohin er wollte.

Zu den Harris', wo Jerry ihm versichern würde, daß er selbstverständlich das einzig Richtige getan habe, was immer seine Frau davon halten mochte.

Sie wandte sich vom Fenster und legte ein Scheit ins Feuer, als könnte die Geste den Streit abschließen. Sie war nicht fair, schalt sie sich. Wenn Jerry glaubte, daß Blake unrecht gehandelt habe, würde er nicht zögern, es zu sagen.

Sie zog die Beine auf den kleinen, mit Chintz bezogenen Sessel vor dem Kamin und versuchte, ihre Gedanken vernünftig zu ordnen und die Verärgerung, daß Blake ihr nichts von Marks Verlegung zu Dr. Ames gesagt hatte, zu unterdrücken.

Insgesamt mußte sie einräumen, daß Blake recht hatte – der Arzt hatte Mark gewiß keinen Schaden zugefügt; im Gegenteil, allem Anschein nach hatte er nur zu seiner Genesung beigetragen.

Und nach dem, was Mark auf der Heimfahrt gesagt hatte, hatte Ames wirklich nicht allzuviel getan. Im Rückblick mußte sie sogar über Marks Hilflosigkeit schmunzeln, als sie auf genaue Einzelheiten des Geschehens in der Sportklinik gedrungen hatte.

Geradeso gut hätte sie Kelly fragen können, was an einem beliebigen Tag in der Schule geschehen sei.

»Nichts«, war die unweigerliche Antwort ihrer Tochter.

Ganz ähnlich war Marks Reaktion gewesen, und als sie sich damit nicht hatte abfinden wollen, war er ungeduldig geworden, und des Heranwachsenden Verachtung für übertriebene und als lästig empfundene mütterliche Sorge war klar in seinen Augen gewesen.

»Ich sage dir doch, Mama, überhaupt nichts ist geschehen«, beharrte er. »Dr. Ames untersuchte mich und gab mir eine Spritze mit Codein für die Rippen, und dann machte ich ein paar Übungen. Das war alles.«

»Übungen?« Sharon hatte ihn zweifelnd aus dem Augenwinkel angesehen. »Großer Gott, Mark, du hast drei gebrochene Rippen. Es muß furchtbar ...«

»Es tat überhaupt nicht weh.« Mark war entschlossen, nicht vor seiner Mutter zuzugeben, daß er tatsächlich eine Minute ohnmächtig geworden war, als er an einer Rudermaschine gearbeitet hatte. Sie würde bloß durchdrehen und ihn für den Rest des Tages ins Bett stecken. Außerdem war es keine große Sache gewesen. Er hatte die Augen aufgetan, und einer von Marty Ames Assistenten hatte ihm ins Gesicht gegrinst. Zuerst hatte er sich gefragt, was geschehen sei, dann war die Erinnerung stückweise zurückgekehrt.

Er hatte keine Ahnung, daß diese Erinnerungsbruchstücke nur diejenigen waren, die während seiner langen Stunden auf dem Metalltisch im Behandlungsraum behutsam seinem Unterbewußtsein eingepflanzt worden waren. Von diesen qualvollen Stunden war ihm nichts im Gedächtnis geblieben.

Sharon hatte nicht weiter insistiert, und dann waren sie auch schon zu Haus angelangt, und sie hatte den Wagen in die Garage gefahren. Chivas, der schläfrig bei der Hintertür gelegen hatte, war träge aufgestanden, beim unerwarteten Erscheinen seines Herrn aber alsbald in fröhliches Gebell ausgebrochen. Er war mit wedelndem Schwanz auf ihn zugesprungen, hatte dann plötzlich haltgemacht.

Der Schwanz war abwärts gesunken, das Nackenfell hatte sich ein wenig gesträubt, und ein ungewisses Knurren hatte in seiner Kehle gegrollt.

»He, Junge, erkennst du mich nicht?« Mark war niedergeduckert, und Chivas war am Boden kriechend herangekommen, hatte mißtrauisch Marks ausgestreckte Hand beschnuppert.

»Was hat er nur?« hatte Sharon gefragt.

Und Mark hatte die Hand ausgestreckt, den Hund hinter den Ohren gekratzt und zu seiner Mutter aufgeblickt.

»Ich sollte um diese Zeit in der Schule sein, und nach einer Nacht im Krankenhaus rieche ich wahrscheinlich unheimlich. Genauso wie es beim Tierarzt riecht, und du weißt, wie verhaßt ihm das ist.«

Sharon hatte den Vorfall bis zum Abendessen fast vergessen, als Mark, der die meiste Zeit des Nachmittags in seinem Zimmer verbracht hatte, die Treppe herunter und an den Eßtisch gekommen war. Während der Mahlzeit hatte Sharon bemerkt, daß Kelly ungewöhnlich still blieb, und mehrere Male war ihr aufgefallen, daß ihre Tochter Mark verstohlen und mit verwundertem Ausdruck beäugt hatte. Erst als sie mit Kelly allein in der Küche gewesen war und das Geschirr gespült hatte, war ihr der Gedanke gekommen, Kelly zu fragen.

»Ich weiß nicht«, hatte Kelly mit einem ernsten Augenaufschlag zur Mutter geantwortet. »Er sieht einfach anders aus, finde ich.«

»Sicherlich tut er das. Er hat ein blaues Auge und eine Platzwunde mit einem Pflaster darüber.«

»Das meine ich nicht«, hatte Kelly gesagt. »Es ist die Art, wie er aussieht und sich bewegt. Er ist einfach nicht derselbe.«

Das war die eigentliche Ursache ihres Streits mit Blake, dachte Sharon jetzt, als sie ins Kaminfeuer starrte. Sie hatte versucht, ihm davon zu erzählen, von Chivas' eigenartigem Verhalten und Kellys Äußerung nach dem Abendessen, aber er

hatte alles beiseite gewischt

»Natürlich ist Mark verändert«, war seine Reaktion gewesen. »Er wurde verprügelt und verarztet und bandagiert; und selbst wenn die Verletzungen ihn nicht veränderten, hat es die Tracht Prügel getan, darauf kannst du dich verlassen. Du wirst nicht so zusammengeschlagen, wie es ihm erging, ohne daß es dich innerlich verändert.«

»Aber es ist nicht innerlich«, hatte Sharon erwidert »Chivas spürte es, und Kelly sah es, und ich glaube, ich kann es auch sehen. Er ist einfach nicht der, der er war.«

Am Ende aber hatte sie nicht mit dem Finger darauf zeigen können, von welcher Art die Veränderungen in Mark nun eigentlich waren; und zuletzt hatte sie den Versuch aufgegeben, Blake sehen zu machen, was sie selbst nicht beschreiben konnte. Vielleicht, sagte sie sich, war wirklich nichts weiter daran. Vielleicht wollte sie etwas sehen, einfach um ihren Zorn auf Blake zu rechtfertigen.

Sie holte tief Luft und stand auf, unternahm eine fast physische Anstrengung, die letzten Reste ihrer Verärgerung und ihrer vagen, unbestimmbaren Befürchtungen abzuschütteln. Mark hatte jedenfalls einen vollkommen normalen und zufriedenen Eindruck gemacht und schien nicht im mindesten besorgt wegen seines Aufenthalts in der Sportklinik. Anscheinend hatte er ihn sogar genossen. Warum also sollte sie sich weiter grämen?

Sie stocherte im Feuer, schob das brennende Scheit an die Rückwand und zog einen Funkenschutz vor den Kamin. Als sie die Treppe hinunterging, sah sie Kelly am Wohnzimmerfenster stehen und sehnsuchtsvoll in den Schnee hinausschauen. Sharon las ihre Gedanken und lächelte. »Wollen wir im Schnee Spazierengehen?« fragte sie.

Kellys Augen leuchteten auf. »Können wir?«

»Komm«, sagte Sharon. Ein paar Minuten später traten Mutter und Tochter, eingepackt in die Parkas, die Sharon vor

einigen Tagen erstanden hatte, in den winterlichen Abend hinaus. Die Flocken waren groß und flauschig, und als sie den Gehsteig entlanggingen, spürten sie die kalte Luft prickelnd an Wangen und Ohren. Rasch hüllte sie die sanfte Stille ein, die immer mit dem ersten Schnee des Jahres einhergeht.

Kelly griff nach der Hand ihrer Mutter. »Mir gefällt es hier«, sagte sie und blickte in glücklichem Staunen umher. »Bist du nicht auch froh, daß wir hergezogen sind?«

Sharon antwortete nicht gleich, aber dann überkam auch sie der Friede des Schneefalls.

»Ja«, sagte sie. »Ich denke schon.«

Indes hatte sie die Worte kaum ausgesprochen, als ihr schon Zweifel daran kamen.

Charlotte LaConner blickte fröstelnd zum Fenster hinaus in den Schnee, der langsam ihren Vorgarten zudeckte. Unter normalen Umständen hätte der Anblick sie entzückt, denn er bedeutete den baldigen Beginn der Skisaison, und daß Weihnachten – schon immer ihre Lieblingszeit des ganzen Jahres – kurz bevorstand. Heute abend jedoch spiegelte das Weiß draußen nur die Kälte, die sie in ihrer Seele spürte, und zuletzt wandte sie sich vom Fenster ab und ihrem Mann zu. Sie wußte, daß ihre Augen rotgerändert waren, die Wangen noch naß von Tränen.

»Aber das kann doch nicht sein!« sagte sie wieder »Ich bin seine Mutter, Chuck. Habe ich nicht das Recht, ihn zu sehen?«

Chuck LaConner, dem die Erinnerung an die verzerrten Züge seines Sohnes noch tief ins Gedächtnis gegraben war, zwang sich, Charlotte anzusehen, als er ein weiteres Mal die Geschichte wiederholte, auf die er und Ames sich spät am vergangenen Abend geeinigt hatten. Wenigstens bliebe ihr so erspart, sehen zu müssen, wohin Jeff sich verwandelte. Es war besser, sie lebte in Unwissenheit, als mit diesem schrecklichen Bild, das ihr für den Rest des Lebens ins Bewußsein gebrannt

sein würde. »Es würde weder dir noch ihm irgendeinen Nutzen bringen«, sagte er. »Charlotte, er würde dich nicht einmal wiedererkennen.«

»Aber das ist nicht möglich«, schluchzte Charlotte auf. »Ich bin seine Mutter, Chuck – er braucht mich!«

»Er braucht Ruhe«, beharrte Chuck. »Schatz, ich weiß, daß es sich verrückt anhört, aber so etwas geschieht manchmal. Jeff hat in letzter Zeit unter starkem Druck gestanden ...«

»Und ist das meine Schuld?« fuhr Charlotte auf. »Du erinnerst dich, ich wollte ihn aus der Mannschaft herausnehmen.«

Chuck fluchte in sich hinein. Und ob er sich erinnerte. Der Streit um diese Frage hatte nicht mehr aufgehört, seit sie gegangen war, diesen Ramirez-Jungen im Krankenhaus zu besuchen; und er hatte sie noch immer nicht überzeugen können, daß es nicht Jeffs Schuld war, was sich damals ereignet hatte. Dann merkte er, daß es vielleicht eine Möglichkeit gab, ihre eigenen Worte gegen sie zu wenden und dieser Diskussion ein für allemal ein Ende zu machen. »Ist dir schon mal in den Sinn gekommen, daß dein Nörgeln zu dem, was geschehen ist, beigetragen haben mag?« fragte er und legte mit Bedacht eine eisige Schärfe in seine Worte. Als sie zurückschreckte, sagte er sich abermals, daß dies alles nur zu ihrem Besten sei.

Charlotte ließ sich schlaff aufs Sofa fallen und starrte ihn trübe an. »Hat er das gesagt?« fragte sie mit hohler Stimme. »Daß alles meine Schuld sei?«

Chuck befeuchtete sich nervös die Lippen. »Vielleicht nicht so ausdrücklich«, sagte er, »aber es läuft darauf hinaus, daß es im Augenblick das beste ist, was wir tun können – wir beide –, wenn wir Jeff den Ärzten überlassen. Und es ist schließlich nicht für immer. Nach einer Weile, wenn es ihm besser geht...«

Er ließ den Rest ungesagt. Ein Teil seines Verstandes sagte

ihm, daß er seiner Frau gerade eine faustdicke Lüge aufgetischt hatte; Jeff würde niemals wieder gesund. Aber es gab einen anderen Teil seiner selbst, der daran glauben wollte, daß Martin Ames irgendwie eine rettende Lösung finden würde, die ihren Sohn doch noch aus den Zähnen dieses furchtbaren Geschickes zurückreißen könnte.

Im Moment aber kam es darauf an, Charlotte davor zu bewahren, daß sie entdeckte, wie schlimm Jeffs Lage tatsächlich war. Natürlich würde er sich niemals vergeben, was geschehen war, und sich bis an sein Lebensende Vorwürfe machen, daß er Jeff einem medizinischem Programm überantwortet hatte, das Risiken enthielt, ganz gleich, wie geringfügig sie gewesen sein mochten.

Er hatte seinen Sohn verloren. Das war ihm in den dunklen Stunden dieses Morgens klargeworden, als Marty Ames ihn endlich zu Jeff gelassen hatte. In einer ersten instinkthaften Reaktion hatte er sich gegen Ames wenden und auf den Mann einschlagen wollen, der dies getan hatte. Am Ende aber hatte, wie es bei ihm immer der Fall war, die Vernunft gesiegt. Er hatte einsehen müssen, daß letzten Endes er selbst der Schuldige war, weil er die endgültige Entscheidung getroffen hatte, Jeff mit Ames' experimentellen Hormonen behandeln zu lassen.

Er war so ehrgeizig gewesen, hatte so sehr gewünscht, daß Jeff wie alle anderen Jungen sein würde – besonders wie alle anderen Jungen in Silverdale –, daß er seinen Verstand vorsätzlich gegen die möglichen Nebenwirkungen von Ames' Behandlung verschlossen hatte.

Und so hatte er sein einziges Kind verloren.

Und wenn Charlotte entdeckte, was er getan hatte, entdeckte, was Jeff wirklich widerfahren war, würde er auch sie verlieren.

Aber so mußte es nicht sein, dachte er. Wenn er sie nur überzeugen könnte, daß Jeffs Probleme überhaupt nicht

physiologischer Art seien, sondern daß ihr Sohn einfach einen geistigen Zusammenbruch erlitten habe und eine Ruheperiode benötige – vielleicht müßte sie dann nie die ganze Wahrheit erfahren.

Vielleicht würde Ames ein Heilmittel finden, und Jeff wäre gerettet.

Oder vielleicht...

Er verschloß seine Gedanken gegen die andere Möglichkeit, sagte sich, daß es nicht geschehen würde. Es würde einfach so sein, wie Jerry Harris es ihm an diesem Nachmittag auseinandergesetzt hatte.

»Ich möchte nicht, daß Sie sich irgendwelche Sorgen machen«, hatte Harris erklärt, nachdem er Chuck in sein Büro hatte rufen lassen. »Ich habe mit Marty Ames gesprochen, und er glaubt, es bestünden gute Aussichten, diese Sache zum Besseren zu wenden. Und Sie können sich auf Tarrentech verlassen: Was Jeff auch braucht, er wird es bekommen.« Sie hatten noch eine Weile geredet, und Harris hatte wiederum versichert, daß man Jeff und die Familie LaConner nicht im Stich lassen werde, ganz gleich, was geschehen sollte. »Und wenn wir dies hinter uns haben«, hatte Harris abschließend gesagt, »können Sie mit Ihrer Frau sich aussuchen, wohin Sie gehen wollen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie in Silverdale bleiben wollen, nicht nach diesem Geschehen. Die Welt ist groß, und wir sind ein großes Unternehmen. Und wir sorgen für unsere Leute.«

In seinem Kummer und Schuldgefühl hatte Chuck die Botschaft gleichwohl vollkommen verstanden. Was mit Jeff geschehen war, sollte unter den Teppich gekehrt werden, und weder die eingetretene Situation noch seine Rolle darin sollten jemals öffentlich gemacht werden.

Einen Augenblick lang hatte er Jerry Harris gehaßt, dann aber hatte sich wieder der pragmatische Kern seiner Persönlichkeit durchgesetzt – der kalte, analytische Teil seiner

selbst, der ihn mit den Jahren nicht nur zu einem wertvollen Mitarbeiter von Tarrentech gemacht, sondern ihn auch veranlaßt hatte, vor drei Jahren Jeffs Chancen abzuwägen und dann in etwas einzuwilligen, was er damals für ein nahezu risikoloses und zugleich aussichtsreiches Glückspiel zugunsten seines Sohnes gehalten hatte.

Es hatte keinen Sinn, Harris zu hassen. Hatte der Mann nicht das gleiche Glücksspiel mit Robb gewagt? Und Tom Stevens mit Randy? Und wie viele andere?

Sie waren alle gleich. Sie alle hegten die gleichen Hoffnungen, den gleichen Ehrgeiz für ihre Söhne; die gleichen Ambitionen für sich selbst. Sie alle hatten gespielt.

Die meisten von ihnen hatten gewonnen.

Tom Stevens hatte verloren.

Und nun hatte er verloren.

Aber er mußte nicht alles verlieren. Noch immer hatte er seine berufliche Laufbahn, und er hatte seine Frau. Und keines von beiden wollte er verlieren, was auch geschehen mochte.

Er ging zu Charlotte und legte die Arme um sie. »Es wird ihm besser gehen«, versprach er. »Und sobald das geschieht, wird er dich sehen wollen, das weiß ich. Aber einstweilen müssen wir ihn einfach in Ruhe lassen.« Er drückte sie an sich und spürte, wie sie tief Luft holte.

»Ich werde es versuchen«, sagte sie. Sie blickte zu ihm auf, die Augen in Tränen schwimmend. »Aber ich vermisse ihn, Chuck«, fuhr sie mit kummervoller Stimme fort. »Ich vermisse ihn so, und er ist erst einen Tag fort.«

Chuck sagte nichts. Plötzlich war er unfähig, zu ihr zu sprechen oder sie auch nur anzusehen.

Mark schloß das Buch, in dem er gelesen hatte, und streckte sich mit geschlossenen Augen auf dem Bett aus. Er hatte sich nicht recht auf seine Hausaufgaben konzentrieren können und wußte, daß er denselben Abschnitt morgen abend sicher noch

einmal würde überlesen müssen.

Aber es war ihm gleich, denn während seine Augen die Seiten überflogen und die Worte gesehen, aber nicht wirklich aufgenommen hatten, waren seine Gedanken wieder und wieder zu den Ereignissen der letzten Nacht und des heutigen Tages zurückgekehrt.

Er erinnerte sich der Prügel – erinnerte sich jedes demütigenden Augenblicks. Er hatte von Anfang an keine Chance gehabt. Und als es endlich vorbei und er im Krankenwagen unterwegs zum Bezirkskrankenhaus gewesen war, hatte er sich sterbenselend gefühlt. Und als er heute früh erwacht war, hatte sich daran nicht viel geändert.

Aber jetzt, nach den Stunden in der Sportklinik, fühlte er sich gut. Gewiß, sein Gesicht zeigte noch deutliche Spuren der Schläge, die er bezogen hatte, aber der Schmerz war verflogen, und die Verletzungen schienen rasch zu heilen.

Irgendwann im Laufe des Tages war er zu einer Entscheidung gelangt: Nie wieder würde er sich so zusammenschlagen lassen, wie es diesmal durch Jeff LaConner geschehen war. Noch jetzt erbitterte ihn die Erinnerung daran; er ballte die rechte Hand zur Faust und hieb sie in die offene Linke, daß es klatschte.

Aufgeschreckt durch das Geräusch, ließ Chivas ein leises Knurren hören. Mark richtete sich auf und schwang die Füße vom Bett.

»Es wir sich einiges ändern, alter Junge«, murmelte er dem großen Hund zu und streckte die Hand aus, ihn am Hals zu kratzen. Chivas legte die Ohren an, winselte leise und entzog sich der Berührung. Mark runzelte die Stirn. Das Benehmen des Hundes verdroß ihn, aber dann fiel sein Blick aus dem Fenster; er bemerkte zum erstenmal den Schnee, vergaß seinen Ärger und trat ans Fenster.

Der Schnee lag schon fingerdick auf dem Dach des Kaninchenstalles, und Mark konnte vom Fenster aus sehen, wie

die kleinen Geschöpfe in einer Ecke des Käfigs zusammengedrängt saßen. »Verdammt!« murmelte er. »Sie werden noch erfrieren. Komm, Chivas.«

Er verließ sein Zimmer und lief die Treppe hinunter. Chivas folgte ihm halbherzig. Erst als er vor der Dielengarderobe stand und seine Jacke vom Bügel nahm, fiel ihm die hohle Stille im Haus auf. Er rief nach seiner Mutter, zuckte gleichmütig die Achseln, als er ohne Antwort blieb. Während er sich die Jacke anzog, ging er durch Eßzimmer und Küche und öffnete die Hintertür. Chivas bellte fröhlich. Der kalte Luftschwall, der ihn von draußen anwehte, schien seine Stimmung augenblicklich zu verwandeln. Er sprang hinaus und kam jäh zum Stillstand, als seine Pfoten zum erstenmal in seinem Leben mit der Eiseskälte von Schnee in Berührung kamen.

Vorsichtig beschnüffelte er das seltsame weiße Zeug, dann kam seine Zunge zum Vorschein und leckte versuchsweise an der nassen, weichen Decke, die den Garten überzog. Er tat einen Schritt vorwärts, zögerte mit erhobener Vorderpfote, und sprang dann mit weiten Sätzen hinaus auf die verschneite Rasenfläche, lief dreimal im Kreis herum und wälzte sich im Schnee. Wieder auf den Beinen, sauste er zu Mark und legte sich mit heftig wedelndem Schwanz vor ihn auf den Boden. Mark grinste ihn an.

»Das magst du, wie?« sagte er. »Nun, zuerst werden wir uns um die Kaninchen kümmern, und dann suchen wir deinen Ball.«

Chivas verstand sofort den Hinweis auf sein Lieblingsspielzeug, jagte hinaus zum rückwärtigen Zaun und schnüffelte wild nach einem der zerkauten Tennisbälle, die er im Garten liegen hatte.

Mark zog den Reißverschluß seiner Jacke bis zum Kinn hoch und ging schnell hinaus zum Kaninchenstall. Die Tiere saßen noch immer zusammengedrängt und schienen erwartungsvoll zu ihm aufzublicken.

»Euch ist ein bißchen kalt?« fragte er. »Na, das können wir beheben, nicht wahr? Natürlich«, fügte er in gespielter Strenge hinzu, »würdet ihr nicht frieren, wenn ihr daran gedacht hättet, in euer Haus zu gehen.«

Er öffnete die Tür des großen Käfigs, griff hinein und drehte den Lichtschalter, der die Glühbirne betätigte, die vom Dach des schützenden Häuschens hing.

Das Licht ging an, aber die Kaninchen machten keine Anstalten, die Wärme und Geborgenheit ihres Obdachs aufzusuchen.

»Na los«, sagte Mark. »Seid nicht so dumm! Wenn ihr hier draußen bleibt, friert ihr zu Tode!«

Er streckte den Arm zu ihnen aus, um sie in ihr Häuschen zu treiben. Zuerst geschah nichts, aber dann machte der große weiße Rammeler mit den schwarzen Flecken einen plötzlichen Ausfall gegen Marks Hand und biß ihn in den Finger. Mark zog die Hand mit einem Ruck zurück und steckte den blutenden Finger in den Mund. Er saugte daran, zog ihn wieder heraus und besah ihn.

Die Bißwunde war klein, aber tief, und blutete reichlich.

»Verdammtes Biest!« sagte er, und eine Aufwallung unvernünftiger Wut überwältigte ihn. »Dir werd' ich's zeigen!«

Er griff zu, packte den Missetäter bei den Ohren und zog ihn aus der Gruppe seiner Gefährten heraus. Das Kaninchen zappelte in seinen Händen und stieß mit den Hinterbeinen, um sich zu befreien. Aber Mark achtete nicht auf die angstvollen Bemühungen des kleinen Tieres. Er starrte es einen Moment aus kalten und gefühllosen Augen an, dann packte er es beim Genick.

Ein hohes Quietschen kam aus der Kehle des Kaninchens, als Mark zudrückte, riß ab, als Marks andere Hand die Ohren freigab und den Kopf mit einem Ruck herumdrehte.

Es gab ein leises Knacken von Knochen, und das Kaninchen erschlaffte in seinen Händen.

Er sah das Tier einen Augenblick verständnislos an, als wäre ihm nicht ganz klar, was er getan hatte.

Dann warf er es in den Stall zurück, machte kehrt und ging langsam zurück zum Haus.

Chivas, einen Tennisball im Maul, holte ihn bei der Hintertür ein und winselte eifrig.

Mark beachtete ihn nicht.

CHARLOTTE LACONNER BETRACHTETE IHR EBENBILD im Spiegel mit lethargischer Gleichgültigkeit. Konnte das wirklich sie selbst sein, was sie da sah? Doch sie kannte die Antwort. Die Charlotte LaConner, als die sie aufgewachsen war – die freundlich lächelnde Frau, deren weiche braune Augen die Welt unweigerlich mit ruhiger Hinnahme betrachtet hatten –, war im Laufe der vergangenen Woche beinahe vollständig verschwunden. An ihrer Stelle war ein bleiches Gespenst ihres früheren Selbst getreten. Das Lächeln war vergangen, und um ihre Lippen war ein strenger Staketenzaun winziger Falten erschienen. Ihre Augen, tief eingesunken von Schlaflosigkeit, zwinkerten argwöhnisch, schienen selbst im Ruhezustand in ständiger Bewegung zu sein, als suchten sie einen ungesesehenen Feind, der außer Sichtweite lauerte, bereit, sie anzuspringen, wenn ihre Wachsamkeit auch nur einen Moment nachließ.

Das Ebenbild im Spiegel trug kein Make-up, die bleiche Gesichtsfarbe war den Blicken der Öffentlichkeit preisgegeben, die nackten Gesichtszüge eingerahmt von einem strähnigen Gewirr ungewaschenen Haares, das einen leicht öligen Glanz hatte. Aber es war nicht wichtig, wie dieses Ebenbild aussah, erkannte Charlotte, denn niemand hatte es gesehen. Sie hatte ihr Haus seit mehr als einer Woche nicht verlassen.

Es war Samstagnachmittag, obwohl Charlotte sich des Tages und der Tageszeit nur unbestimmt bewußt war. Der Zeitablauf schien sich für sie verlangsamt zu haben. Als sie sich nun vom Spiegel und der seltsamen Wiedergabe einer Person abwandte, die nicht zu kennen sie ganz sicher war, bewegte sie sich mit dem langsamen Rhythmus eines Menschen, der in einen Sumpf geraten ist. Es gab Dinge, die sie tun sollte; sie hatte im Geist eine Liste zusammengestellt, der sie jeden Tag neue Posten hinzufügte, denn keiner der vorausgegangenen Punkte wurde abgehakt. Das Säubern, zum Beispiel.

Zeitungen lagen aufgestapelt neben Chucks Lieblingssessel, und der Stapel wuchs mit jedem Tag, obwohl sie sich erfolglos ermahnte, die alten Zeitungen hinauszutragen. Eine dünne Staubschicht lag auf den Möbeln, und in den Winkeln hatte sie sich zu kleinen, lockeren Gespinsten zusammengefügt. Mit einer verzweifelten Anstrengung versuchte Charlotte sich zusammenzureißen, mit ihrer Tagesarbeit zu beginnen, dann sank sie vor dem Fernseher auf den Sessel, griff mechanisch zur Fernbedienung und schaltete ein. Sie saß still, den Blick auf die flimmernden Darstellungen der Bildröhre fixiert, verstand jedoch ganz und gar nicht, was sie sah; die dicken Spinnweben, die sich auf ihren Geist herabgesenkt hatten, sperrten die alberne Ablenkung wirksam aus.

Chuck war geduldig mit ihr gewesen, hatte zu Beginn der Woche schweigend ihre Entschuldigungen akzeptiert, daß der Schnee sie am Fortgehen hindere. Aber der Schnee war bis Dienstagmorgen geschmolzen, und Charlotte blieb noch immer im Haus, zog sich tiefer und tiefer in sich selbst zurück, vereinsamt durch die jähe und vollständige Trennung von ihrem Sohn.

Ohne es recht wahrzunehmen, hörte sie die Hintertür gehen. Als Chuck in das Zimmer kam, wo sie saß – steif aufgerichtet auf der Stuhlkante, als befürchtete sie, sie könnte vollends zusammenbrechen, wenn sie sich Entspannung gönnte –, verließ ihr Blick zögernd das Fernsehgerät und richtete sich auf ihren Mann.

Chuck betrachtete sie mit besorgtem Blick. Sie sah schlechter aus, schlechter noch als am Morgen. Sie sprach kaum noch mit ihm, und als er sie am Morgen in der Küche hatte sitzen sehen, wo sie mechanisch in einer längst erkalteten Tasse Kaffee gerührt hatte, war in ihm die unabweisbare Sorge aufgekommen, ob sie ihm auch verloren sei, wie Jeff ihm verloren war. Nun aber, nach seinem letzten Gespräch mit Jerry Harris, sah er einen Hoffnungsschimmer. »Liebling?«

sagte er leise. »Wie fühlst du dich?«

Charlotte erzwang ein ungewisses Lächeln. »Es gibt so viel zu tun«, erwiderte sie und ließ den Blick flüchtig durch den Raum gehen. »Aber ich kann mich einfach nicht dazu aufraffen.«

Chuck ging zu ihr, setzte sich behutsam neben sie aufs Sofa und legte schützend den Arm um sie. »Laß gut sein«, murmelte er. Sie wandte den Kopf und blickte ihm in die Augen. »Wir werden fortgehen, Liebling. Ich bin versetzt worden.«

Ein verwirrter Ausdruck kam in Charlottes Augen, als wäre ihr nicht klar, was die Worte bedeuteten. »Ver ... versetzt? Aber wir können jetzt nicht wegziehen, mitten im Schuljahr. Jeff ...« Sie verstummte, als habe die bloße Erwähnung des Namens sie erinnert, daß ihr Sohn nicht mehr zur Schule ging.

»Es wird alles in Ordnung kommen«, versicherte er ihr. »Alle Vorbereitungen sind bereits getroffen. Wir gehen nach Boston.«

Dort war Charlotte aufgewachsen, und er hatte gehofft, daß die Aussicht auf Rückkehr in ihre Heimat sie aus der Depression reißen würde, die während der letzten Woche über sie gekommen war; aber sie starrte ihn nur eine Weile an, um dann den Kopf zu schütteln.

»Aber natürlich können wir nicht gehen.« Sie sagte es wie eine Selbstverständlichkeit, deren Wiederholung eigentlich überflüssig sei, weil Chuck es bereits wissen müsse.

»Nein, Liebling«, sagte Chuck. »Ich habe gerade diesen Punkt in meinem Gespräch mit Jerry Harris angesprochen. Es ist alles geklärt – wir können jederzeit abreisen. Schon heute, wenn du willst.« Endlich schienen seine Worte ihre Benommenheit zu durchdringen. Wieder sah sie ihn an, beinahe argwöhnisch, wie eine Maus den Käse in der Falle beschnuppert, bevor sie versucht, ihn zu schnappen. Dann klärte sich ihr Blick auf.

»Aber das können wir nicht tun!« rief sie aus. Sie schüttelte

Chucks Arm ab und erhob sich. »Wir können nicht einfach packen und weggehen – was soll mit Jeff werden? Wir müssen für ihn Vorkehrungen treffen, ein Krankenhaus für ihn suchen ...« Dann, als sie die düstere Leere in den Augen ihres Mannes sah, wurde ihr die volle Wahrheit dessen bewußt, was er sagte. »Lieber Gott!« stöhnte sie. »Du willst doch nicht sagen, daß wir ihn überhaupt nicht mitnehmen? Glaubst du, wir können einfach fortgehen und ihn hier zurücklassen ...«

»Nein«, sagte Chuck, obwohl er wußte, daß ihre Worte die Wahrheit waren. Aber es sollte nicht so aussehen, wie Charlotte es darstellte. »Wir können ihn jetzt nicht mit uns nehmen«, gab er zu. »Aber wenn es ihm besser geht, sagt Jerry Harris ...«

»Jerry Harris!« Charlotte spuckte den Namen aus. »Ich hätte mir denken können, daß Jerry Harris seine Hände mit in diesem Spiel hat.« Heller Zorn leuchtete aus ihren Augen. »Es ist alles Teil eines weiteren großartigen Planes von Tarrentech, nicht wahr?« Ihre Stimme drohte zu kippen, und sie blickte hastig im Raum umher, als erwarte sie beinahe, daß Jerry Harris sie aus einem Winkel beobachtete. »Das also ist es!« rief sie aus. »Sie haben Jeff etwas angetan, nicht? Und nun wollen sie dich abfinden. Das ist es doch, Chuck. Sie sorgen dafür, daß wir von der Bildfläche verschwinden, genau wie Tom und Phyllis Stevens!«

Es war ein aufs Geratewohl geführter Stoß, aber sie sah, daß er ins Schwarze traf. Sie schlug unwillkürlich die Hand vor den Mund, als sie den Ausdruck sah, der in Chucks Augen kam, ein Ausdruck, in dem sich Erschrecken mit Furcht und Schmerz vermischte.

»Sei nicht lächerlich«, entgegnete Chuck, aber seine kontrollierte Reaktion war zu spät gekommen. Sie stand wie erstarrt und lauschte den Lügen, die aus seinem Mund kamen. »Nichts ist mit Tom und Phyllis geschehen. Sie sind in New York. Tom leitet die Abteilung Touristik, und Phyllis sah ich

vor kaum fünf Monaten bei einer Versammlung in San Marcos. Sie sieht großartig aus.«

Charlottes Augen wurden schmal. »Und was ist mit Randy? Haben sie dir erzählt, wie es ihm geht?« zischte sie ihn an. »Hast du überhaupt nach ihm gefragt?« Er antwortete nicht gleich, und ihre Stimme erhob sich zu schrillen Tönen. »Hast du nach ihm gefragt?« kreischte sie.

Chuck war auf den Beinen und tat einen Schritt auf sie zu. »Nein, ich habe nicht gefragt«, fing er an, »aber ...«

Charlotte wich vor ihm zurück, dann flog sie herum und lief aus dem Wohnzimmer. Es war eine Falle! Jetzt wußte sie es. Das Ganze war eine Falle. Sie mußte hinaus, fort von Chuck und dem Haus und allem, was geschehen ist. Sie rannte zur Haustür, nahm sich nicht einmal Zeit, eine Jacke vom Garderobenhaken zu reißen. Es war unwichtig, denn sie fühlte nicht einmal die Kälte in der Luft, als sie ins Freie stürzte.

In der Mitte der Straße hielt sie inne, blickte hastig zu den anderen Häusern im Umkreis. Wer beobachtete sie? Wie viele von ihnen? Wußten sie, was geschehen war? Waren sie alle ein Teil der Verschwörung?

Sie begann zu laufen, wacklig auf dem unebenen Straßenpflaster. Sie mußte Hilfe suchen, Zuflucht...

Aber wo?

An wen konnte sie sich wenden? Wem konnte sie vertrauen?

Elaine Harris. Elaine war ihre Freundin, seit ...

Sie gab den Gedanken auf. Elaine war nicht zu trauen – sie mußte ein Teil davon sein. Wenn Jerry dahintersteckte, mußte Elaine auch eingeweiht sein.

Dann fiel ihr jemand ein.

Es gab eine Person, die ihr helfen könnte, die sie wenigstens anhören würde. Mit halberstickten Schluchzern nach Luft ringend, machte sie kehrt und lief die Straße hinunter.

Mark hatte das Haus gleich nach dem Frühstück verlassen, und Sharon hatte ihn daran erinnern müssen, seine Kaninchen zu füttern, wie sie es in dieser Woche jeden Morgen hatte tun müssen. Er hatte gereizt die Augen verdreht und gemeint, Kelly solle es tun, aber davon hatte Sharon nichts wissen wollen. »Es sind deine Kaninchen, Du kannst sie nicht einfach deiner kleinen Schwester aufladen.« Er hatte geseufzt, war aber hinausgegangen und hatte die Behälter für Futter und Wasser aufgefüllt. Es waren nur noch fünf Kaninchen, und als Sharon beobachtete, wie Mark eilig den Stall säuberte, ging ihr Blick zu dem kleinen Kreuz, das die Stelle hinter der Garage markierte, wo sie auf Kellys Drängen das Kaninchen begraben hatten, das sie vergangenes Wochenende tot im Auslauf des Stalles gefunden hatten.

Als Kelly am bewußten Samstagmorgen – dem Morgen nach dem Schneefall – ins Haus gelaufen war und gerufen hatte, eines der Kaninchen sei erfroren, war Mark hinausgegangen, um nachzusehen. Als er zurückgekehrt war, hatten Sharon und Blake ihn fragend angesehen, aber er hatte bloß die Achseln gezuckt, scheinbar unbekümmert. »Sieht so aus, als wäre er nicht mit den anderen hineingegangen«, hatte er gesagt. »Ich schaltete gestern nacht die Wärmelampe ein, und die anderen sind alle gesund und munter. Ich habe ihn in den Abfalleimer geworfen.«

Kelly, entrüstet über die unwürdige Behandlung des toten Tieres, hatte auf einer Beerdigung des Kaninchens bestanden, und so waren sie nach dem Frühstück alle hinaus gezogen und hatten den kleinen Leichnam in einem Schuhkarton hinter der Garage begraben. Erst als Kelly fortgegangen war, mit einer ihrer Freundinnen zu spielen, hatte Sharon den Karton wieder ausgegraben, durch einen Stein ersetzt und das Kaninchen wieder in den Abfalleimer getan, damit Chivas nicht in Versuchung käme, den Kadaver auszugraben, ins Haus zu bringen und ihr stolz wie ein Kind, das gerade einen Preis

gewonnen hat, vor die Füße zu legen.

Doch als die Woche vergangen und immer deutlicher geworden war, daß Marks Interesse an den Tieren nachließ, hatte sie sich Gedanken gemacht, was mit der kleinen Kolonie geschehen solle. Blake hatte vorgeschlagen, sie zu essen, und obwohl Sharon sich erinnern konnte, daß sie als kleines Mädchen Kaninchen gegessen hatte, war ihr der bloße Gedanke, die Haustiere der Familie zu verschlingen, zuwider. Nun, während Blake in seinem Sessel im Wohnzimmer saß und einen Stapel Akten durcharbeitete, Kelly bäuchlings am Boden lag und im Fernsehen einen Zeichentrickfilm verfolgte, blickte sie aus dem Fenster zu den pelzigen kleinen Geschöpfen, die, allzu ahnungslos, daß ihre Zukunft plötzlich ungewiß geworden war, friedlich um ihre Futterschale saßen. Vielleicht konnten sie die Tiere einfach freilassen, daß sie sich den großen Wildkaninchenkolonien anschließen, die es überall im Tal gab. Ihre Überlegung wurde plötzlich von einem Klopfen an der Haustür unterbrochen. Bevor sie aufgestanden war, sprang Kelly schon hinaus. Wenige Sekunden später kam sie zurück, die Augen weit aufgerissen.

»Draußen ist eine Dame«, sagte sie mit bebender Stimme. »Und sie sieht aus, als ob sie verrückt wäre.« Sie zögerte einen Moment, dann fügte sie stolz hinzu: »Ich hab' sie nicht eingelassen.«

Sharon ging stirnrunzelnd zur Haustür, gefolgt von Kelly, und öffnete sie vorsichtig. Zuerst erkannte sie Charlotte LaConner nicht, die mit aschfahlem Gesicht, rotgeränderten Augen und eingefallenen Wangen vor der Tür stand. Erschrocken zog Sharon die Tür ganz auf.

»Bitte«, keuchte Charlotte mit angestrengter Stimme und sah hastig über die Schulter, als fühlte sie sich verfolgt. »Ich weiß nicht, zu wem ich sonst gehen könnte. Sie müssen mich einlassen ... bitte!«

Während Kelly sich ängstlich an sie drängte, hielt Sharon

mit einer Hand die Tür und zog Charlotte mit der anderen herein. »Charlotte! Was gibt es? Was ist passiert?«

»Sie schicken mich fort«, schluchzte Charlotte. »Sie wollen mich einfach fortschicken, daß ich Jeff vergesse. Aber er ist mein Sohn, Sharon!« winselte sie. »Ich kann ihn nicht einfach vergessen. Ich kann nicht!«

Sharon starrte die Frau verwirrt an. Wovon redete sie? Jeff war irgendwo in einem Krankenhaus, nicht wahr? Sie führte Charlotte mit gutem Zureden zur Küche und weiter ins Wohnzimmer, dann merkte sie, daß Kelly noch neben ihr war und die verzweifelte Frau neugierig betrachtete. »Geh jetzt nach oben in dein Zimmer, Kind«, sagte sie. »Nur für eine kleine Weile. In Ordnung?«

Einen Augenblick schien es, als wollte Kelly protestieren, aber sie begriff wohl, daß etwas geschah, wovon sie nichts zu wissen brauchte, und so stieg sie folgsam die Treppe hinauf. Als sie oben ankam, wandte sie sich und blickte zurück. »Ist sie Jeff LaConnors Mutter?« fragte sie.

Sharon zögerte, nickte dann. Kelly schien im Begriff, noch etwas zu sagen, ließ es aber sein und verschwand im Korridor zu ihrem Zimmer.

Blake war aufgestanden, als Sharon und Charlotte ins Wohnzimmer kamen. Als er den Zustand sah, in dem die Frau sich befand, steckte er seine Papiere in die Aktentasche zurück. »Ich verschwinde gleich«, murmelte er. Er sah auf, als Charlotte LaConnors verweinte Augen ihn anstarrten.

»Stecken Sie auch mit drinnen?« fragte sie mit heiser rasselnder Stimme. Nach Luft schnappend, erschöpft von ihrem Lauf durch die Straßen, ließ sie sich aufs Sofa fallen. Aber ihr Blick wich nicht von Blake.

»Ich ... drinstecken?« fragte Blake. Wovon redete die Frau? Natürlich wußte er von Jeff LaConnors Zusammenbruch. Er hatte sogar die Aufnahme des Jungen in ein privates Nervenkrankenhaus bei Denver vorbereitet.

Charlotte LaConnors Augen blickten wild. »Sie stecken alle mit drin, wissen Sie«, krächzte sie, zu Sharon gewandt. »Sie haben etwas mit Jeff gemacht, und nun wollen sie nicht, daß ich herausbringe, was es ist. Sie wollen mich nicht zu ihm lassen. Sie sagen sogar, es sei meine Schuld!« Sie schlug die Hände vors Gesicht und begann zu schluchzen. Sharon streckte die Hand aus, die Frau zu trösten, aber Charlotte schrak vor der Berührung zurück.

Die Türglocke läutete, und Charlotte zuckte bei dem Geräusch sichtbar zusammen. Blake eilte wortlos hinaus, und einen Augenblick später hörte Sharon das leise Gemurmel gedämpfter Stimmen. Dann kam Blake zurück.

Hinter ihm erschien Chuck LaConnors besorgtes Gesicht. Sobald er Charlotte sah, seufzte er erleichtert.

»Es tut mir leid«, sagte er zu Sharon und ging zum Sofa, um sich neben seine Frau zu setzen. Aber als er ihr den Arm um die Schultern legen wollte, schrak sie vor ihm zurück, wie sie gerade vor Sharon zurückgeschreckt war. »Ich wußte nicht, wohin sie gelaufen ist, bin herumgefahren und habe nach ihr Ausschau gehalten.« Er machte eine Pause, streckte wieder die Hand nach Charlotte aus. »Liebling, es wird alles in Ordnung kommen. Ich bin hier und werde mich um dich kümmern.«

»Nein!« Charlotte sprang taumelnd auf und lief fort, bis sie mit dem Rücken in einem Winkel des Raumes stand und nicht weiterkonnte. So blieb sie starr stehen. Undeutlich, wie aus weiter Ferne, konnte sie die Stimme ihres Mannes hören.

»Sie müssen verstehen«, sagte er. »Seit die Schwierigkeiten mit Jeff anfangen, ist es schlimmer und schlimmer mit ihr geworden.«

Sie mußte sich zusammenreißen – sie mußte! Er war drauf und dran, die Leute zu überzeugen, daß sie verrückt sei, und wenn das geschah ...

Sie atmete tief durch, dann noch einmal. Sie blieb still stehen, dann zwang sie sich, die Hände ruhig an den Seiten zu

lassen und wandte sich den drei Personen zu, die sie beobachteten. Obwohl jede ihrer überreizten Nervenfasern verlangte, daß sie sich wieder abwandte und der Panik nachgab, die in ihr aufkam, durfte sie es nicht tun. Sie schluckte, ihre Kehle von dem Klumpen zu befreien, der ihr den Atem abzudrücken drohte, dann holte sie wieder Luft.

»Es ist schon in Ordnung«, sagte sie und hoffte, daß ihre Stimme sie jetzt nicht verriet. »Ich war bloß ... nun, es war eine furchtbare Woche für mich, und ich glaube, ich verlor einfach die Nerven.«

Ihr Blick suchte Chuck, bat ihn, nichts mehr zu sagen. Wenn er den Blick verstand, ließ er ihn unbeachtet. »Es ist die Anspannung der letzten Woche«, sagte er und tauschte einen Blick mit Blake. »Sie kennen die Situation. Jeff ist in Isolation und ...« Er brach ab, und sein Blick ging von den Tanners zu seiner Frau. »Und ich fürchte, Charlotte hat angefangen, sich Dinge einzubilden.« Er ging durch den Raum und nahm seine Frau bei der Hand. »Komm mit, Liebling«, sagte er in beschwichtigendem Ton. »Laß uns heimfahren, dann kannst du dich ausruhen.«

Als sie gegangen waren, herrschte lange eine unbehagliche Stille. Sie wurde schließlich von Blake gebrochen, der bekümmert den Kopf schüttelte. »Ich habe die ganze Woche daran denken müssen«, sagte er. »Irgendwas muß in Jeffs Kopf zerbrochen sein.« Er fuhr mit der Zunge über die Unterlippe. »Und nach diesem Erlebnis scheint es mir ziemlich offensichtlich zu sein, woher er die Labilität hat, nicht?«

Sharon sagte nichts, denn während Chuck LaConner zu erklären versucht hatte, was mit seiner Frau geschah, hatten ihre Augen Charlottes gesucht.

Und in Charlottes Augen hatte sie eine deutliche Botschaft gelesen.

Glauben Sie ihm nicht. Bitte ... glauben Sie ihm nicht.

Mark Tanner und Linda Harris kamen aus den Hügeln über Silverdale herab. Sie waren eine Stunde unterwegs gewesen, und obwohl Mark seine Kamera mitgenommen hatte, hatte er bislang noch kein einziges Bild aufgenommen. Selbst als ein stattlicher Hirsch mit ausladendem Geweih aus einem Espenbestand getreten war und mit sichernd erhobenem Kopf eine Weile bewegungslos zu ihnen herübergesehen hatte, war es Mark nicht in den Sinn gekommen, das Bild einzufangen.

»Was ist los mit dir?« fragte Linda schließlich, als der Hirsch nach fast zwei Minuten Witterung bekommen hatte und mit langen Sätzen die Flucht ergriffen hatte. Chivas war, als Mark ihn von der Leine gelassen hatte, dem Hirsch ein Stück nachgejagt, hatte aber bald aufgegeben und sich wieder ihnen angeschlossen, als sie den Rückweg zur Stadt antraten. »Ich dachte, das Fotografieren macht dir Freude?«

Mark hob die Schultern. »So war es immer«, sagte er »Aber ich weiß nicht – in letzter Zeit kommt mir das Fotografieren genauso vor wie alles andere, was ich immer gemacht habe.« Er verstummte, suchte nach den Worten, Linda zu erklären, was mit ihm geschah. »Aufnahmen zu machen, ist wie draußen stehen und zuschauen«, fuhr er fort. »Und ich habe es satt, immer mit dem Gefühl herumzulaufen, außerhalb von allem zu sein.«

Linda sah ihn von der Seite an. Seit er verprügelt worden war, schien er verändert, bisher aber hatte er nicht darüber sprechen wollen. Tatsächlich hatte sie ihn die ganze Woche kaum gesehen; dreimal hatte sie nach der Schule zu Übungen gehen müssen, und die anderen zwei Tage war Mark im Sportzentrum gewesen, um seine Verabredungen mit Dr. Ames einzuhalten.

»Du meinst, beim Sport?« fragte sie so beiläufig wie möglich. Zu ihrer Überraschung nickte Mark.

»Kann schon sein«, sagte er. »Ich meine, früher machte es mir nicht viel aus, so klein zu sein, weil ich sowieso keinen

Ehrgeiz hatte, im Sport irgendwas zu erreichen.« Er grinste ihr zu und krümmte dann in übertriebener Gestik einen seiner Arme. »Aber auf einmal machen mir die Übungen Spaß, und ich nehme zu. Paß auf!« Er warf sich zu Boden und machte zwanzig Liegestütze, während Linda verblüfft zusah. Er atmete nicht einmal angestrengt, als er fertig war. »Was sagst du dazu?« fragte er. »Vor drei Wochen hätte ich doch nicht einmal zehn geschafft.«

»Großartig«, bemerkte Linda in verdrießlichem Ton »Also kannst du zwanzig Liegestütze. Wem liegt daran? Jeff LaConner konnte, glaube ich, fünfzig oder hundert. Und was ist aus ihm geworden?«

»Ach, komm schon«, erwiderte Mark, plötzlich ernüchtert. Er war so sicher gewesen, daß sie wenigstens ein bißchen beeindruckt sein würde. »Daß ich versuche, mich in Form zu bringen, heißt noch lange nicht, daß ich mich in ein Arschloch wie Jeff verwandeln werde!«

Linda beäugte ihn kritisch. »Er war nicht immer ein Arschloch, weißt du. Als ich anfang, mit ihm auszugehen, war er wirklich nett. Tatsächlich«, fügte sie mit Betonung hinzu, »war er richtig nett, bis er zu einem Sportnarren wurde!«

Mark fühlte, wie seine Wangen brannten. »So werde ich noch lange nicht«, protestierte er. Sie kamen an den Fluß und folgten ihm zu den ersten Häusern der Stadt. »Was ist daran auszusetzen, wenn ich wie jeder andere sein möchte?« fragte er nach einer Pause. »Vielleicht habe ich es satt, ein Außenseiter zu sein.«

Linda sagte nichts darauf, bis sie nur noch wenige Schritte von ihrem Haus entfernt waren, dann wandte sie sich zu ihm. »Sieh mal«, sagte sie zu ihm, »ich bin nicht böse auf dich oder irgendwas dergleichen. Ich mache mir bloß Sorgen um dich, verstehst du? Und wenn du dich anpassen willst, dann habe ich bestimmt nichts dagegen. Aber wenn du den Ehrgeiz hast, dich in einen zweiten Jeff LaConner zu verwandeln, dann solltest du

es mir lieber gleich sagen.«

Mark starrte sie verwundert an. In einen zweiten Jeff LaConner verwandeln? Er war Jeff in nichts gleich, und würde es nie sein. »Aber ich habe keinen solchen Ehrgeiz«, wehrte er sich. »Ich bin noch immer ich, und werde es immer sein.«

Sie erreichten das Haus der Harris' und bogen in die Zufahrt. Robb machte sich vor der Garage zu schaffen und winkte ihnen zu. »He, Mark!« rief er aus. »Willst du ein paar Bälle ins Netz werfen?« Er nahm mit den Augen Maß und warf den Basketball, den er in den Händen hielt, gekonnt durch den Ring. Als ihre Blicke sich begegneten, war Mark ganz sicher, daß er eine Herausforderung in Robbs Augen sah. Einen Sekundenbruchteil zögerte er, dann dehnte sich sein Gesicht in einem breiten Lächeln. »Klar«, rief er zurück. »Warum nicht?« Er lief durch die Zufahrt, gefolgt von Chivas, und sah nicht mehr den enttäuschten Ausdruck in Lindas Augen, bevor sie sich umwandte und ins Haus ging.

Zehn Minuten später begann Mark zu schnaufen, war aber erfreut, daß es ihm trotz Robbs Größe und Behendigkeit gelungen war, drei Bälle ins Netz zu bekommen. Jetzt prellte er den Ball mit der rechten und schob sich näher an den Korb heran, während er eine Gelegenheit suchte, an Robb vorbeizukommen. Er täuschte nach links, wich dann nach rechts aus, doch gerade als er hinzuspringen und den Ball werfen wollte, versetzte ihm Robb einen scharfen Rippenstoß. Er grunzte, als der Schmerz durch den Oberkörper stach, und der Ball verfehlte sein Ziel, prallte vom Korbbrett ab und fiel Robb in die Hände. Der sprang sofort hoch, warf beidhändig, und der Ball segelte durch den Ring.

»Zählt nicht!« schrie Mark. »Du hast mich gefoult!«

»Scheiß drauf«, versetzte Robb grinsend. »Siehst du irgendwo einen Schiedsrichter?«

Mark wurde wütend. »Du hast sie wohl nicht alle?« sagte er. »Ein Foul ist ein Foul.«

Robb zuckte die Achseln. »Ich spiele, um zu gewinnen«, sagte er und warf den Ball gekonnt ein weiteres Mal durch den Ring.

Mark starrte ihn an. »Dieses Spiel hat Regeln, falls du es noch nicht weißt.«

Das Grinsen verlor sich aus Robbs Gesicht, und Härte kam in seinen Blick. »Die einzige Regel, die ich kenne, ist die über das Gewinnen«, sagte er. Er ließ den Ball fallen und stieß Mark vor die Brust. Überrascht von dem plötzlichen Vorgehen des anderen, wankte Mark zurück.

Robb stieß ihn wieder, und diesmal prallte Marks Rücken gegen das Garagentor. »Was fällt dir ein?« sagte er. »Was willst du?«

»Schiß, was?« erwiderte Robb. »Ist der kleine Junge böse, weil er einen Punkt verloren hat?«

Mark preßte die Lippen zusammen, und bevor ihm wirklich klar wurde, was er tat, flog seine Faust heraus und traf Robb am Kinn. Robb machte erschrockene Augen und nahm den Kopf zurück, dann verzog er den Mund in einem boshaften Lächeln.

»So, willst Putz haben, hm?« spottete er. »Wird der kleine Junge endlich erwachsen?«

Er nahm Boxerhaltung ein und teilte aus, aber er wollte den kleineren Jungen nur reizen und schlug vorerst mit halber Kraft. Schließlich ging er näher heran, und Mark nutzte seine Gelegenheit: Er warf sich Robb entgegen und schlug ihm die rechte Faust mit aller Kraft in den Magen. Ein Luftschwall entfuhr Robbs Lungen, und er wankte zurück, hielt sich den Magen und bemühte sich, wieder zu Atem zu kommen. Gerade als er wieder Boxerhaltung einnahm und Mark ans Garagentor nageln wollte, ging die Hintertür des Hauses auf, und Elaine Harris stürmte heraus.

»Aufhören!« rief sie. »Hört augenblicklich auf!« Beide Jungen wandten sich zu ihr, erschrocken von der Schärfe in

ihrer Stimme. Sie fixierte Robb mit zornigem Blick. »Ich will überhaupt keine Entschuldigung hören«, erklärte sie. »Du bist eineinhalb Köpfe größer als Mark und wiegst fünfzig Pfund mehr als er. Du gehst jetzt ins Haus, und wenn dein Vater heimkommt, kannst du ihm dies erklären!« Sie wartete, die Hände in die Hüften gestemmt, und schließlich eilte Robb mit gesenktem Kopf an ihr vorbei und verschwand im Haus. Als Elaine wieder sprach, war ihre Stimme freundlich und bedauernd. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Was auch geschehen ist, er hätte dich nicht schlagen sollen.«

Marks Gesicht brannte vor Scham. Für wen hielt sie ihn, ein kleines Kind, das sich nicht verteidigen konnte? Als er sich wortlos umwandte und die Zufahrt hinauslief, erinnerte er sich, was an dem Abend geschehen war, als er nicht in der Lage gewesen war, sich zu verteidigen.

Heute war es jedoch anders gewesen. Selbst nachdem Robb ernstlich auf ihn losgegangen war, hatte er nicht versucht wegzulaufen.

Diesmal hatte er seinen Mann gestanden und sich gewehrt.

Und einen Augenblick lang, nachdem er den Haken in Robbs Magen gelandet hatte, wäre er beinahe der Gewinner gewesen. Natürlich hatte Robb sich bereits von dem Schlag erholt, als Mrs. Harris herausgekommen war, und er hätte trotz allem Prügel beziehen können.

Aber wenigstens hatte er es diesmal versucht.

Als er nach Haus trottete, wurde ihm klar, daß der Kampf ihm sogar irgendwie Spaß gemacht hatte.

Die Empfindung von Vergnügen an einem körperlichen Zweikampf war etwas, das er noch nie erlebt hatte.

Jedenfalls wäre ihm früher nie in den Sinn gekommen, daß es ihm gefallen könnte.

Es WAR EIN RUHIGER MORGEN im Bezirkskrankenhaus, und als Susan Aldrich zu der Wanduhr über ihrem Schreibtisch am Aufnahmeschalter blickte, war sie erstaunt, daß es erst halb zehn war. Das war das Problem mit den ruhigen Tagen dachte sie: Die Zeit schien zu kriechen. Sie blickte hinaus in den Warteraum und lächelte beinahe kläglich, als sie sah, daß er bereits aufgeräumt war. Auch mit Kaffeekochen konnte sie sich die Zeit nicht vertreiben, denn erst vor wenigen Minuten war Maria Ramirez in die Küche gegangen.

Maria war zu einer festen Einrichtung im Krankenhaus geworden, und als die endlosen Tage neben dem Bett ihres Sohnes zu Wochen geworden waren, hatte die Frau allmählich angefangen, sich nützlich zu machen. Angefangen hatte es mit der Pflege und Sauberhaltung ihres Sohnes und dem Aufräumen seines Zimmers, aber nach und nach hatte sie ihre Domäne erweitert, niemals gefragt, ob etwas zu tun sei, sondern einfach den Schwestern und Pflegern bei der Arbeit zugesehen und ihnen dann ohne Aufhebens einige ihrer Arbeiten abgenommen. Zuerst hatte Susan sich bemüht, der Frau klarzumachen, daß sie keine Veranlassung habe, Krankenhausarbeiten zu verrichten, aber Maria hatte nur gelächelt.

»Sie tun so viel für meinen Sohn«, hatte sie geantwortet. »Und wenn ich ihm nicht helfen kann, so kann ich wenigstens den Leuten helfen, die sich um ihn bemühen.« Darauf waren Susan, Karen Akers und das übrige Personal übereingekommen, Maria Ramirez in Ruhe zu lassen. Inzwischen verrichtete die schmale und zierliche Frau, deren dunklen Augen nichts zu entgehen schien, einen großen Teil der anfallenden Routinearbeit der Tag- und der Nachtschwester.

In einer Weise half Maria dadurch auch ihrem Sohn, denn das entlastete Personal hatte die Gewohnheit angenommen,

mehrmals am Tag in Ricardos Krankenzimmer zu kommen, manchmal nur ein paar Minuten an seinem Bett zu stehen, in seiner stummen Gegenwart Gespräche zu führen oder auch zu ihm zu sprechen, obwohl sie alle überzeugt waren, daß er von ihrer Anwesenheit nichts wußte. Mickey Esposito, der tagsüber diensttuende Pfleger, dessen Pflichten Maria, soweit sie ihren Sohn betrafen, ohne Aufhebens usurpiert hatte, war dazu übergegangen, ein Buch mitzubringen und der bewegungslos im Stryker-Rahmen liegenden Gestalt jeden Tag daraus vorzulesen. Als Dr. MacCallum ihn das erste Mal bei dieser Beschäftigung überrascht hatte, hatte der Pfleger schuldbewußt sein Buch zugeklappt, aber der Arzt hatte ihn aufgefordert weiterzumachen. »Keiner von uns weiß, was in ihm vorgeht«, hatte er erklärt. »Wir glauben nicht, daß er uns hören kann, aber wir wissen es nicht. Und wenn er kann, muß er Ihnen ewig dankbar sein.«

So war Ricardos Krankenzimmer zu einer Art Treffpunkt geworden. Das Personal versammelte sich während der Arbeitspausen nicht mehr um den Resopaltisch in der kleinen Küche der Station, sondern um Ricardos Bett. Und es erschien Susan ganz natürlich, daß sie nun, da sie gerade nichts zu tun hatte, durch den Korridor ging, um einen Blick in Ricardos Zimmer zu tun. Wie es ihre Gewohnheit war, überprüfte sie mit einem schnellen Blick die Monitore über seinem Bett, und diesmal stutzte sie. Sein Herzschlag, sonst immer vollkommen gleichmäßig, fluktuierte heftig, und seine Augen, die seit dem Augenblick, als man ihn eingeliefert hatte, geschlossen und still geblieben waren, bewegten sich krampfartig hinter den geschlossenen Lidern.

Noch als sie ungläubig auf die Anzeigen starrte, ertönte außerhalb des Zimmers ein Alarmsignal, und innerhalb weniger Sekunden erschien Dr. MacCallum, gefolgt von zwei Pflegern und Maria Ramirez.

»Was gibt es?« fragte Maria mit ängstlicher Stimme. Ihr

Blick ging zu der leblosen Gestalt ihres Sohnes, und sofort bemerkte sie seine Augenbewegungen und keuchte: »Er wacht auf!«

Sie eilte zum Bett und beugte sich über ihren Sohn, während MacCallum Anweisung gab, zusätzliches Hilfsgerät herbeizuschaffen. Maria blickte auf, und Angst verdrängte den hoffnungsvollen Ausdruck in ihren Augen. »Was gibt es?« fragte sie. »Ist er in Gefahr?«

MacCallum nickte knapp. »Er geht in den Herzstillstand.«

Ihre Augen weiteten sich, ihr Gesicht erbleichte. Dann sah sie wieder in Ricks Gesicht, und plötzlich zwinkerten seine Augen, öffneten sich einen Spalt breit, und sein Mund begann zu arbeiten. Ein Geräusch – schwach und heiser – röchelte in seiner Kehle. Maria beugte sich näher, umschloß seine Hand mit ihren Händen. »Ich bin bei dir, Ricardo. Es wird gut ausgehen!«

Ricardo zwinkerte deutlicher, und wieder bewegten sich seine Lippen. Maria berührte sie mit ihrem Ohr. Als ein Pfleger mit einem Karren herbeigeeilt kam, der das Gerät zur Anwendung von Elektroschocks trug, glaubte sie ihren Sohn ein einziges Wort hauchen zu hören.

»Leb wohl ...«

Sie konnte nicht sicher sein, daß sie das Wort überhaupt gehört hatte, aber dann, als MacCallum sie beiseite schob, um das Nachthemd von Ricardos Brust zu reißen und die Elektroden gegen seine Haut zu drücken, traf sie ihre Entscheidung.

»Nein!« sagte sie mit einer Schärfe, die keiner der Anwesenden je aus dem Munde dieser sanftmütigen Frau gehört hatte.

Alle hielten inne und starrten sie an.

»Aber er wird ...«, fing MacCallum an. Er brach ab, als Maria nickte.

»Er wird sterben«, sagte sie. »Ich weiß es. Er weiß es. Wir

müssen ihn gehen lassen.«.

Susan Aldrich schnaufte, und MacCallum sah hilflos von Maria zu den Monitoren. Ricardos Blutdruck sank rasch, sein Herzschlag kam nur noch stoßweise. »Ist es Ihr fester Wille?« fragte er.

Maria zögerte nur den Bruchteil einer Sekunde. Ihre Augen schwammen in Tränen, aber sie nickte. »Wir müssen ihn gehen lassen. Er hat mir Lebewohl gesagt, und so muß ich ihm Lebewohl sagen.« Dann, während die anderen schweigend zusahen, beugte sie sich über den Jungen und küßte ihm behutsam die Lippen.

Susan Aldrich nahm eine Hand des Jungen, und Mickey Esposito nahm die andere. Dr. MacCallum legte dem Jungen eine Hand auf die Stirn. Obwohl alle wußten, daß Ricardo jeder Art von Sprache völlig unfähig war, wollte niemand Maria den einzigen Trost nehmen. Einen Augenblick später öffneten sich Ricardo Ramirez' Augen noch einmal. Was nur ein krampfhaftes Zucken gewesen sein mochte – aber wahrscheinlich auch die Spur eines Lächelns gewesen sein konnte –, zog an seinen Mundwinkeln.

Dann schlossen seine Augen sich wieder. Die Linie des Elektrokardiogramms glättete sich zu einem Strich. Und ein gleichmäßiger Ton – beinahe wie ein Klagelied – setzte ein.

Ricardo Ramirez war tot.

Eine halbe Stunde später saß Dr. MacCallum in seinem Büro und starrte auf die ausgefüllte Sterbeurkunde. Der plötzliche Tod des Jungen hatte ihn genauso überrascht wie den Rest des Krankenhauspersonals. Wie die anderen, hatte auch er die Gewohnheit angenommen, mehrmals am Tag in Ricks Zimmer zu schauen, nicht weil irgend etwas für den Jungen getan werden mußte, sondern einfach weil trotz seines Komas etwas an dem Jungen war, was ihn tiefer anrührte. So war Rick auch für ihn mehr als ein Patient geworden. Obwohl er und Rick niemals auch nur ein einziges Wort gewechselt

hatten, war MacCallum dazu gekommen, ihn als einen Freund zu betrachten.

Nun war sein Freund tot, und Maria Ramirez, die MacCallum auch als eine Freundin anzusehen gelernt hatte, saß im Warteraum, äußerlich ruhig, aber mit dem Ausdruck tiefsten Kummers in den Augen, und versuchte sich mit dem Verlust ihres einzigen Lebensinhalts abzufinden. Schließlich verhärteten sich MacCallums Züge, und er griff zum Telefon und rief Phil Collins in der Oberschule von Silverdale an, dann wartete er mit ungeduldig auf die Tischplatte trommelnden Fingern, während der Trainer vom Spielfeld gerufen wurde.

»Hier Dr. MacCallum«, sagte Mac, als Collins an den Apparat kam, »Ich weiß, daß es Ihnen im Grunde gleich ist, aber Ricardo Ramirez ist vor einer halben Stunde gestorben.«

»Herrgott«, fluchte Collins, aber MacCallum war sicher, daß die einzige Gefühlsregung in der Stimme des Trainers Sorge war, nicht Bedauern. »Was wird jetzt geschehen?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte MacCallum. »Aber ich kann Ihnen sagen, daß mir bekannt ist, was Sie und Ames und Tarrentech für Maria vorgesehen haben, und ich glaube, es ist nicht genug.« Sein Ton wurde schärfer. »Ich habe genug von Ihnen und Ihrer Footballmannschaft, Collins. Letztes Wochenende hatten wir hier ein gebrochenes Bein, und vorgestern einen Milzriß.« Er zögerte, überlegte kurz, ob er imstande sein würde, seine nächsten Worte auch in die Tat umzusetzen, dann fuhr er fort: »Ich werde Maria Ramirez vorschlagen, daß sie Anklage wegen fahrlässiger Tötung gegen Sie, die Schule, Jeff LaConner, seine Eltern, Marty Ames und Rocky Mountain High erhebt. Ich weiß nicht, was Sie alle da machen, aber es muß jetzt ein Ende haben.«

»Augenblick mal«, fing Collins an, aber MacCallum schnitt ihm das Wort ab.

»Nein, Collins«, sagte der Arzt leise und legte den Hörer auf. Er wußte nicht, was, wenn überhaupt, er bewirkt hatte,

glaubte nicht einmal wirklich, daß ein Verfahren wegen fahrlässiger Tötung Erfolg haben würde. Aber wenigstens fühlte er sich besser.

Phil Collins startete einen Moment den Hörer in seiner Hand an, dann drückte er die Taste, bis das Freizeichen ertönte. Er wählte Marty Ames' Privatnummer und wartete, in unbewußter Nachahmung MacCallums ungeduldig mit den Fingern auf die Tischplatte trommelnd. Als Ames sich meldete, wiederholte Collins beinahe wörtlich, was MacCallum gesagt hatte.

Zwei Minuten später gab Ames sie an Jerry Harris weiter.

»In Ordnung«, erwiderte Harris müde. Er dachte einen Augenblick nach. »Wir werden die LaConner-Situation jetzt gleich bereinigen müssen. Können Sie die nötigen Vorbe-
reitungen treffen?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Ames.

Bevor er Chuck LaConner in sein Büro rief, veranlaßte Jerry Harris, daß einer der Firmenhubschrauber für einen Flug nach Grand Junction bereitgestellt wurde, wo ein Learjet warten würde.

Charlotte LaConner hatte auf einmal Magendrücken. Sie konnte Chuck nicht richtig verstanden haben – es mußte ein Irrtum sein. Vielleicht fing sie wirklich an, sich Dinge einzubilden, wie er seit jenem schrecklichen Augenblick bei den Tanners behauptete – sie konnte sich nicht mehr genau erinnern, an welchem Tag es gewesen war –, als Chuck den beiden Tanners gegenüber deutlich gemacht hatte, daß sie den Verstand verliere. Vielleicht bildete sie sich sogar ein, daß er heute am hellichten Vormittag von der Arbeit heimgekommen war. Vielleicht war er in Wirklichkeit gar nicht hier.

Sie schüttelte benommen den Kopf. »Eine Tasche packen? Jetzt?«

Chuck nickte. »So ist es«, sagte er. »Ich muß weg.«

»Aber ich verstehe nicht.«

»Du erinnerst dich, Liebling, ich werde versetzt«, sagte Chuck. »Ich komme nach Boston.«

Ihre Hände flatterten in einer hilflosen Geste. »Aber ich dachte – ich dachte, wir würden noch auf Jeff warten ...«

»Das geht nicht, Charlotte«, erwiderte Chuck. »Ich muß jetzt gehen. Heute. Ein Hubschrauber wartet auf mich.«

Charlotte seufzte erleichtert. Dann war es in Ordnung. Er verreiste, aber sie brauchte es nicht zu tun. Sie konnte hierbleiben und warten, bis es Jeff besser ginge. »Vielleicht fahre ich nach Boulder«, sagte sie. »Dann könnte ich näher bei Jeff sein.« Die Finger ihrer rechten Hand bohrten sich in ihre Linke, die Nägel – ungepflegt und abgebissen von der völlig unbewußten Gewohnheit des Nägelkauens, die sie angenommen hatte, wenn sie dasaß und geistesabwesend ins Leere starrte – gruben sich in die Haut und hinterließen rote Druckspuren.

Aber Chuck schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, Charlotte«, sagte er mit leiser Stimme. Er konnte sie nicht ansehen, brachte es nicht über sich, den Schmerz in ihrem Gesicht zu beobachten, als er ihr sagte, was mit ihr geschehen würde. »Du wirst für eine Weile ins Krankenhaus müssen. Ich habe mit Jerry Harris und Dr. Ames darüber gesprochen, und wir alle stimmen darin überein, daß du ausruhen mußt. Eine Zeitlang, um dich dem anzupassen, was geschehen ist, und über diese paranoiden Vorstellungen hinwegzukommen.«

Charlotte schrak zurück, als wäre sie geschlagen worden. »Nein«, wimmerte sie, »das kannst du mir nicht antun! Ich bin deine Frau, Chuck ...«

»Sei vernünftig, Liebling«, bat Chuck, aber Charlotte hörte nicht mehr auf ihn. Sie wich ihm aus, stürmte aus dem Zimmer und hastete die Treppe hinauf zum Obergeschoß, wo sie ins Schlafzimmer lief und die Tür hinter sich zuspernte.

Sie war jetzt in Panik. Man wollte sie wegbringen und

einsperren, genauso wie man Jeff weggebracht hatte. Aber warum? Was hatte sie getan? Sie hatte nur ihren Sohn sehen, zu ihm sprechen, ihm sagen wollen, daß sie ihn liebte.

Aber das ließen sie nicht zu!

Warum nicht?

Sie wußte es jetzt. Es war ihr plötzlich klar; sie hätte es längst erkennen sollen! Sie belogen sie, hatten sie von Anfang an belogen. Jeff war überhaupt nicht in einer privaten Heilanstalt, nicht in Boulder noch sonstwo. Sie hatten ihn irgendwo eingesperrt, wo weder sie noch sonst jemand ihn sehen konnte. Er war nicht krank! Er wurde irgendwo gefangengehalten.

Hilfe! Sie mußte Hilfe finden, bevor es zu spät wäre. Sie scharrte in der Nachttischschublade herum, wo sie das Stück Papier mit Sharon Tanners Telefonnummer versteckt hatte. Endlich fand sie es, dann fummelte sie mit dem Telefon, als ihre zitternden Finger sich weigerten, ihrem aufgewühlten Verstand zu gehorchen. In diesem Augenblick, als sie sich verzweifelt bemühte, die Nummer zu wählen, hätte sie aufblicken und aus dem Fenster sehen können; hätte den Krankenwagen sehen können, der sich dem Haus näherte und in die Einfahrt bog. Aber sie blickte nicht hinaus, sah nicht, hatte keine Zeit, aus dem Haus zu fliehen.

Endlich fanden ihre Finger die richtigen Knöpfe, und sie wartete in Panik, während das Telefon am anderen Ende viermal, fünfmal, dann sechsmal läutete. Was sollte sie tun, wenn Sharon nicht zu Haus war? Was ...

Dann hörte sie zu ihrer Erleichterung eine atemlose Stimme am anderen Ende.

»Sharon?« sagte sie. »Sharon, Sie müssen mir helfen. Sie wollen mich wegschicken. Sie haben etwas Schreckliches mit Jeff gemacht und wollen nicht, daß ich es herausbringe ...«

»Charlotte?« unterbrach Sharon Tanners Stimme ihren verzweifelten Wortschwall. »Charlotte, was ist geschehen? Ich

verstehe nicht, was Sie sagen wollen.«

Charlotte zwang sich zur Ruhe, unterdrückte ihr Zittern mit einer Willensanstrengung. Sie konzentrierte ihre Gedanken, holte tief Luft und wollte wieder anfangen, als sie Schläge an der Schlafzimmertür hörte.

»Charlotte?« Es war Chucks Stimme. »Charlotte, du mußt mich einlassen.« Dann hörte sie Chuck zu jemand anders sprechen, und ihre mühsam hergestellte Ruhe fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

»O Gott«, wimmerte sie. »Sharon, sie sind hier! Sie kommen mich holen, Sharon! Was soll ich tun?«

Es gab ein splitterndes Krachen und die Schlafzimmertür flog auf. Chuck, gefolgt von zwei Wärtern, platzte herein, startete sie einen Moment mit schmerzlichem Ausdruck an, und kam herüber, während sie sprachlos stand und ihn beobachtete, nahm ihr den Hörer aus der Hand und legte auf.

»Es wird alles gut werden, Liebling«, sagte er, legte die Arme um sie und hielt sie behutsam, als er den beiden Männern zunickte. Während einer hinausging, kam der andere heran und stieß ihr eine Injektionsnadel in die Schulter.

Zu bestürzt, um auch nur zu protestieren, begann Charlotte still zu schluchzen, als die rasche Wirkung der Droge einsetzte. Einen Augenblick später kam der zweite Wärter mit einer zusammenklappbaren Tragbahre zurück.

Charlotte war bereits ohne Bewußtsein, als sie sie auf die Bahre legten.

Sharon sah einfältig den Hörer an, der in ihrer Hand erstorben war, als verstünde sie nicht, was geschehen war. Einen Augenblick später aber war ihr Entschluß gefaßt, und sie durchblätterte das dünne Telefonverzeichnis von Silverdale, bis sie die Anschrift der LaConnors fand, dann fuhr sie in ihre Jacke und lief aus dem Haus. Schon bald außer Atem, verwünschte sie den Umstand, daß sie und Blake entschieden

hatten, den abgenutzten Subaru, den er in San Marcos für die Fahrten zur Arbeit benutzt hatte, nicht zu ersetzen. Gerade jetzt schien es auf jede Minute anzukommen. Das Krachen wie von einer gewaltsam aufgebrochenen Tür, das sie am Telefon gehört hatte, klang ihr jetzt noch in den Ohren. Und Charlottes Stimme hatte auch so verängstigt geklungen, so entsetzt.

Sie trabte im Dauerlauf durch die scharfe Gebirgsluft, ohne etwas von der beißenden Kälte zu spüren. An der Ecke Colorado Street machte sie halt und war im Begriff, sie zu überqueren, als ein Krankenwagen mit eingeschaltetem Blinklicht aber ohne Sirenenton in schnellem Tempo die Kreuzung passierte. Er bog nach links und verschwand um eine Kurve. Sie fluchte in sich hinein. Sicherlich war Charlotte in dem Wagen, und wenn sie ein Fahrzeug zur Verfügung hätte, könnte sie ihm folgen. Aber jetzt blieb ihr nichts zu tun, und sie überquerte die Straße und trottete langsamer als zuvor weiter zur Pueblo Avenue und dem Haus der LaConnors.

Von außen unterschied es sich nicht von den anderen Häusern der Nachbarschaft. Vom Bürgersteig ein gutes Stück zurückgesetzt, war es beinahe eine genaue Kopie des Tannerschen Hauses. Dennoch war etwas an ihm – ein schlechtes Fluidum –, das Sharon Unbehagen verursachte. Sie warf einen Blick auf den Wagen, der in der Zufahrt stand, dann lief sie die Eingangsstufen hinauf und drückte den Klingelknopf. Alles blieb still. Nach kurzer Pause läutete sie wieder, dann drückte sie auf die Klinke und fand die Tür unverschlossen. Mit Herzklopfen öffnete sie die Tür und beugte sich hinein.

»Charlotte?« rief sie mit halblauter Stimme. »Charlotte, hier ist Sharon Tanner. Sind Sie da?«

Noch immer keine Antwort. Sharon trat über die Schwelle und schloß die Tür hinter sich. Sie hörte eine Bewegung im Obergeschoß, und einen Augenblick später erschien Chuck LaConner am oberen Treppenabsatz, einen Koffer in der Hand. Er erschrak, als er sie sah.

»Sharon Tanner«, sagte er, und ein verschlossener Ausdruck kam in seine Augen. »Sie waren es, mit der Charlotte am Telefon sprach, nicht wahr?«

Sharon nickte. »Was ist mir ihr geschehen? Ist sie hier?« Ihr Blick ging zum Koffer.

Chuck hielt ihn in die Höhe, als diene er zum Beweis für etwas. »Ich fürchte, ich muß mich beeilen«, sagte er und kam die Treppe herab.

»Wo ist sie?« fragte Sharon. »Was geht vor?«

Chuck LaConner schwieg einen Moment, dann ließ er die Schultern hängen und setzte sich seufzend auf die Treppe, noch immer auf halben Weg zum Obergeschoß. »Warum sollte ich es Ihnen verschweigen?« sagte er endlich mit hohler Stimme. »Ich – also ich mußte Charlotte in eine Anstalt bringen lassen.«

Sharon sog den Atem so scharf ein, daß es wie ein Keuchen klang, aber Chuck zuckte nur mit der Schulter. »Ich hatte keine andere Wahl«, sagte er. »Sie sahen selbst, wie sie am Samstag war, und seitdem hat es sich nur verschlimmert. Heute früh schien es ihr ein bißchen besser zu gehen, und ich ging zur Arbeit. Und dann, vor ungefähr einer Stunde rief sie mich an und erhob alle möglichen abenteuerlichen Beschuldigungen, behauptete, das Telefon sei angezapft, und Leute beobachteten das Haus.« Er schüttelte traurig den Kopf. »Es ergab natürlich keinen Sinn, und schließlich rief ich einen Freund in Canon City an.«

Sharon runzelte die Brauen. »Canon City?«

»Das ist auf der anderen Seite der Berge, bei Pueblo.« Sein Blick begegnete Sharons. »Dort ist eine staatliche Nervenheilanstalt«, sagte er. »Mein Freund ist dort beschäftigt.«

»Ich verstehe«, murmelte Sharon.

»Jedenfalls sagte er mir, ich solle Charlotte lieber zu ihnen schicken«, fuhr Chuck fort. »Also forderte ich einen Krankenwagen an und kam dann nach Haus.« Er sah auf die Armbanduhr, stand auf. »Kommen Sie herauf«, sagte er. »Sie

werden es nicht glauben.«

Sharon folgte ihm schweigend die Treppe hinauf und zum Schlafzimmer. Die Tür hing schief an einem einzigen Scharnier und war gegen die Wand zurückgeschoben, und der Raum selbst bot einen chaotischen Anblick.

Chucks Kleidungsstücke lagen überall verstreut, und sogar die Schubladen waren aus der Kommode gezogen. »Sie hatte sich eingeschlossen«, erklärte er. »Sie hatte mir erklärt, sie werde mich aus dem Haus werfen, da ich Teil eines Komplottes sei, das sie sich einbildete. Sie war nicht mehr vernünftig, und schließlich ...« Wieder zuckte er die Achseln und blickte auf seine Armbanduhr. »Tut mir leid, ich muß gehen. Ich habe hier ein paar von Charlottes Sachen und muß sie nach Canon City bringen.«

»Ich sehe«, flüsterte Sharon. Nach einem letzten Blick in den verwüsteten Raum folgte sie Chuck die Treppe hinunter und aus dem Haus. »Es – es muß schlimm für Sie gewesen sein«, sagte sie endlich, als Chuck den Koffer auf den Rücksitz seines Buick warf.

»Es ist nicht leicht gewesen«, sagte Chuck, als er sich hinter das Lenkrad schob. Er begegnete Sharons Blick und sah schnell weg. »Aber für sie ist es viel schlimmer gewesen«, sagte er. »Ich – ich weiß wirklich nicht, wie es jetzt weitergehen soll.«

»Wenn ich etwas tun kann«, fing Sharon an, aber Chuck winkte ab.

»Ich wünschte, es gäbe eine Möglichkeit«, sagte er bekümmert. »Aber ich fürchte, es gibt keine. Jedenfalls nicht jetzt.«

Er startete den Motor, bot Sharon an, sie mitzunehmen, aber sie lehnte ab, und einen Augenblick später fuhr er davon.

Sharon stand auf dem Gehsteig und sah dem Buick nach, bis er außer Sicht gekommen war, dann wandte sie sich noch einmal zum Haus.

In ihrer Erinnerung hörte sie wieder den unzusammen-

hängenden Hilferuf Charlottes am Telefon und sah wieder den Blick, der am Samstag in Charlottes Augen gewesen war, kurz bevor Chuck mit ihr Sharons Haus verlassen hatte.

Glauben Sie ihm nicht, hatte dieser Blick gesagt. *Bitte, glauben Sie ihm nicht!*

Dann vergegenwärtigte sie sich das Durcheinander im Schlafzimmer. Obwohl Chucks Kleidungsstücke überall verstreut gelegen hatten, hatte sie von Charlottes Kleidern nicht eine Spur gesehen.

Charlottes Kleiderschrank war nicht einmal geöffnet worden.

Und doch hatte Chuck gesagt, er packe Charlottes Sachen, um sie ihr in die Heilanstalt zu bringen.

»Keine Sorge«, sagte Sharon mit halblauter Stimme, obwohl niemand in der Nähe war, der sie hätte hören können. »Ich glaube ihm nicht. Ich glaube ihm kein einziges Wort!«

MIT UNBEHAGEN BETRACHTETE SHARON das Tarrentech-Gebäude. Natürlich hatte sie es schon des öfteren gesehen und sogar bewundert. Es war so vollkommen seiner Umgebung angepaßt, daß es beinahe einem natürlichen Landschaftsbestandteil glich. Nun aber schien es sich verändert und das Aussehen eines Tieres angenommen zu haben, das im Unterholz auf seine Beute lauerte. Das war selbstverständlich lächerlich – es war nichts als ein Gebäude, und nichts daran hatte sich verändert. Sie selbst hatte sich verändert, und niemals hatte sie dies deutlicher gespürt als auf dem Weg von der Stadt hinaus zu dem niedrigen Bauwerk, das inmitten einer parkähnlich gestalteten Landschaft stand. Für den Fall, daß jemand sie beobachtete, war sie langsam gegangen, als hätte sie nichts als einen gemächlichen Spaziergang im Sinn.

Auch das war albern, dachte sie bei sich, als sie auf den Eingang zuschritt. Sie hatte auf den Hilferuf einer Bekannten reagiert, sonst nichts. Warum sollte jemand sie beobachten? Dennoch ertappte sie sich dabei, daß sie unbehaglich umherblickte und nach den verborgenen Kameras suchte, von denen sie wußte, daß sie auf sie gerichtet waren. Aber die Kameras hatten kein persönliches Interesse an ihr; sie waren nichts als unbelebte Objekte, die ständig den Umkreis des Gebäudes überwachten, nichts Bestimmtes suchten, aber nichtsdestoweniger alles aufzeichneten, was ihnen vor die Objektive kam.

Charlotte LaConnors Worte am Telefon hatten Sharon gründlich verstört und wollten ihr noch immer nicht aus dem Sinn: »Sie wollen mich wegschicken. Sie haben etwas Schreckliches mit Jeff gemacht und wollen nicht, daß ich es herausbringe.«

Hatte sie Tarrentech gemeint, oder hatte sie die Sportmedizinische Klinik gemeint?

Sharon hatte die Worte in ihren Gedanken um und um

gewendet, von allen Seiten betrachtet und war endlich zu dem Schluß gelangt, daß es nicht genau darauf ankomme, was Charlotte gemeint hatte, denn es war gewiß, daß die Sportmedizinische Klinik und das Sportzentrum ebenso wie nahezu alles in Silverdale in ihrer Existenz völlig von Tarrentech abhingen. Eine Einrichtung wie die, welche Dr. Ames leitete, konnte unmöglich von den Gebühren überleben, die von den Teilnehmern an den sommerlichen Trainingslagern und von der Schule für die Betreuung der Footballmannschaft entrichtet wurden.

Sharon straffte unwillkürlich ihre Haltung, stieß die Glastür auf und ging an den Informationsschalter, wo sie von einer lächelnden Empfangsdame begrüßt wurde

»Kann ich Ihnen helfen, Mrs. Tanner?«

Sharon runzelte die Brauen, hielt Ausschau nach dem Namensschild, das alle Tarrentech-Angestellten an der linken Brustseite trugen.

Dieses Mädchen trug keines.

Sein Lächeln wurde breiter, als es Sharons Dilemma erkannte. »Ich bin Sandy Davis«, sagte sie, »und Sie, Sie kennen mich nicht. Das Sicherheitssystem führte einen Fotovergleich von Ihnen durch, so daß ich wußte, wer Sie sind, bevor Sie das Gebäude betraten.«

Sharon war unangenehm berührt. Ein Fotovergleich von *ihr*? Warum? Und wie? Sie hatte dem Unternehmen nie ein Bild von sich überlassen – es hatte sie nie dazu aufgefordert. Aber die Antwort lag auf der Hand: Die Überwachungskameras in San Marcos hatten ihr Kommen und Gehen aufgezeichnet, und so waren Bilder von ihr zweifellos mit Blakes Personalakte nach Silverdale gesandt worden. Trotzdem hatte die Sache etwas Unheimliches an sich, wenn sie sich vorstellte, daß man sie noch vor dem Betreten des Gebäudes fotografiert und identifiziert hatte. Sie erwiderte Sandy Davis' Lächeln und hoffte, daß ihr die Nervosität nicht anzumerken war.

»Wenn Sie mir bloß sagen würden, wo das Büro meines Mannes ist?«

»Den Korridor nach links, dann rechts bis zum Ende des Korridors, nicht weit von Mr. Harris' Büro.«

Sharon bedankte sich und ging durch den langen Korridor, aber nun, da sie im Gebäude war, verstärkte sich das seltsame Gefühl, beobachtet zu werden. Ihre Nackenhaut prickelte, sie beschleunigte instinktiv den Schritt und mußte sich ermahnen, daß sie den Anschein erweckte, es sei alles in bester Ordnung. Als sie sich Blakes Büro näherte, ging sie wieder in normalem Schrittempo. Im Vorzimmer wurde sie von seiner Sekretärin – einer weiteren Frau, die Sharon nie gesehen hatte – mit einem warmen Lächeln begrüßt, das eine beinahe genaue Kopie von Sandy Davis' Lächeln war. »Er telefoniert gerade, aber ich habe ihm eine Nachricht zugesteckt, daß Sie hier sind«, sagte sie, nachdem sie sich mit festem Händedruck vorgestellt hatte. »Möchten Sie eine Tasse Kaffee?«

Sharon verneinte dankend; im nächsten Augenblick ging die innere Tür auf, und Blake kam heraus. »Das ist eine angenehme Überraschung«, sagte er lächelnd. »Was tust du hier draußen?«

Sharon sagte, was sie sich zurechtgelegt hatte. »Ich wollte einkaufen, und die Liste war zu lang für meinen Einkaufswagen, deshalb wollte ich den Wagen.« Dann blickte sie aus den Augenwinkeln zur Sekretärin und fügte hinzu: »Können wir hineingehen?«

Blake machte ein erstauntes Gesicht, nickte aber und hielt ihr die Tür auf. Sharon selbst schloß sie, als sie beide in seinem Büro waren. Er legte den Kopf auf die Seite. »Was gibt es, daß Ellen es nicht hören soll?«

»Es handelt sich um Charlotte LaConner«, sagte sie mit gedämpfter Stimme; sorgfältig bemüht, ihre aufgewühlten Emotionen nicht durchscheinen zu lassen, erzählte sie Blake, was geschehen war. Als sie geendet hatte, sah er sie verwirrt

und mit einer Spur von Ungeduld an.

»Du bist den ganzen Weg hierhergekommen, mir das zu erzählen?« fragte er. »Daß Charlotte einen Nervenzusammenbruch hatte? Schatz, das sahen wir beide schon am letzten Samstag kommen.«

»Das ist es nicht allein. Es geht darum, was sie *sagte*. Daß ›sie‹ etwas mit Jeff gemacht hätten. Ich vermute, sie bezog sich damit auf die Sportmedizinische Klinik.«

»Oder auf die große kommunistische Verschwörung«, bemerkte Blake. Dann sah er den verletzten Ausdruck in Sharons Augen und versuchte, seine Worte abzumildern. »Das war nur so hingesagt«, sagte er entschuldigend. »Aber wir wissen, daß Charlotte paranoid wurde, und mit Paranoia ...«

»War sie wirklich paranoid?« unterbrach ihn Sharon. »Ich glaube nicht, daß wir das wissen und behaupten können. Wir wissen, daß sie verstört und aufgeregt war, und sie hatte allen Anlaß, es zu sein. Nach dem, was mit Jeff geschehen ist, wäre es unnatürlich, wenn sie anders reagiert hätte, nicht wahr?«

Blake holte tief Luft und ließ sich in seinen Bürosessel nieder. »Na schön«, sagte er. »Was hast du auf dem Herzen? Es geht nicht bloß um Charlotte, nicht?«

Sharon zögerte, dann gab sie sich einen Ruck. »Nein, es sind verschiedene Dinge – Dinge, die mich überhaupt nicht gestört hätten, wenn mir das eine oder das andere isoliert untergekommen wäre. Aber ich habe immer mehr das Gefühl, daß hier draußen etwas nicht in Ordnung ist, Blake.« Sie machte eine ausholende Gebärde, und das nervöse Zittern ihrer Hand verriet ihre Sorge. »Es ist alles miteinander – die Stadt, die Schule, sogar die Jugendlichen. Alles ist zu vollkommen.«

Blake lächelte schiefmäulig. »Jeff LaConner ist anscheinend nicht vollkommen«, wandte er ein. Dann wurde seine Miene ernst. »Der Ramirez-Junge ist heute früh gestorben«, fuhr er fort. »Wie ich höre, versucht seine Mutter noch immer, Jeff die Schuld zu geben.«

Sharon kamen die Tränen, als sie sich der reglosen Gestalt des im Koma liegenden Jungen erinnerte, aber sie zwang ihre Gedanken zurück zu Jeff LaConner. »Aber Jeff ist fort, nicht wahr?« fragte sie. »Und Charlotte fing an, viel Aufhebens davon zu machen, und nun ist auch sie fort.«

»Augenblick mal«, begann Blake. »Das hört sich an, als würdest du ...«

Sharon ließ ihn nicht ausreden. »Ich bin nicht sicher, daß wir richtig handelten, als wir hierherkamen«, sagte sie. »Zuerst war alles gut und schön. Aber jetzt beginnt sogar Mark sich zu verändern. Und es geschieht, seit er anfang, zu Dr. Ames zu gehen.«

»Er trainiert systematisch, und das baut ihn auf ...«

Aber wieder schnitt Sharon ihm das Wort ab. »Gestern geriet er in eine Prügelei mit Robb Harris. Das sieht Mark nicht ähnlich – er hat sich noch nie in seinem Leben mit anderen geschlagen.«

Blake schob das Kinn vor und faltete die Arme auf der Brust. »Was möchtest du?« fragte er. »Du möchtest, daß ich Mark aus dem Sportzentrum zurückziehe? Vielleicht sollten wir es damit nicht bewenden lassen. Vielleicht sollte ich bei Tarrentech aufhören, und wir sollten nach Kalifornien zurückziehen.«

»Vielleicht sollten wir das«, platzte sie heraus. War es das, was sie die ganze Zeit unbewußt beschäftigt hatte? Sie war nicht sicher.

Plötzlich glaubte sie zu sehen, daß Blakes Blick nervös durch den Raum ging, als fürchtete er, daß sie sogar in der Zurückgezogenheit seines eigenen Büros beobachtet würden. Er suchte in der Tasche und warf ihr seinen Schlüsselring zu. »Sieh mal«, sagte er, »ich weiß, du bist jetzt aufgeregt, und vielleicht hast du sogar ein Recht, es zu sein. Aber das ist etwas, was wir später diskutieren können, wenn wir zu Hause sind, nicht wahr? Nimm den Wagen – ich werde heute abend

entweder gehen oder mit Jerry fahren.«

Es war eine Entlassung. Sharon war versucht, mit ihm zu streiten, und zu verlangen, daß sie die Sache jetzt gleich ausdiskutierten, aber sein Gesichtsausdruck und das seltsame nervöse Zucken in seinen Augenlidern bewog sie, den Mund zu halten. »Gut«, sagte sie schließlich, ging zu ihm, ihm einen Kuß auf die Wange zu geben, und hatte einen Augenblick das Gefühl, er wolle ausweichen. »Aber ich spaße nicht«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Etwas geht hier vor, Blake. Ich weiß nicht, was es ist, aber ich werde es herausbringen.«

Sekunden später begleitete Blake sie zur Tür und verabschiedete sie mit einem Kuß. Als sie das Büro verließ, hatte sie das sonderbare Gefühl, daß der Kuß nicht wirklich als eine Geste der Zärtlichkeit gemeint gewesen war, sondern vielmehr einem ungesehenen Publikum zuliebe gegeben worden war.

In dem Blake Tanners benachbarten Büro schaltete Jerry Harris das kleine Gerät aus, das jedes nebenan gesprochene Wort aufgezeichnet hatte. Er lehnte sich im Bürosessel zurück, die Hände hinter dem Kopf zusammengelegt, und überdachte, was er gerade gehört hatte. Schließlich kam er zu einer Entscheidung, beugte sich vor, nahm den Hörer vom Telefon und wählte eine Nummer aus dem Gedächtnis. Einen Augenblick später meldete sich am anderen Ende Martin Ames.

»Könnte sein, daß wir ein weiteres Problem am Hals haben«, sagte er, ohne Ames' Namen auszusprechen oder sich selbst zu identifizieren. »Ich werde innerhalb einer Stunde draußen sein. Dann können wir darüber reden.«

»Ich habe ein paar Sachen geplant ...«, fing Ames an, aber Harris ließ ihn nicht zu Wort kommen.

»Die müssen Sie verschieben.« Harris legte auf, dann zog er die winzige Mikrokassette aus dem Recorder in seiner untersten Schreibtischschublade und steckte sie in die Tasche.

Mit Charlotte LaConner hatte man sich befaßt.

Sollte es sich als notwendig erweisen, konnte man sich auch mit Sharon Tanner befassen.

Sharon war nicht sicher, ob sie nach dem Verlassen von Blakes Büro absichtlich die falsche Richtung eingeschlagen hatte, aber sie wollte es nicht ausschließen. Sie wußte nicht genau, warum sie die Büros von Tarrentech erforschen wollte. Suchte sie nach etwas Bestimmten, erwartete sie irgendeinen Hinweis zu finden, der die Antworten auf alle die unbestimmten und unbestimmbaren Fragen auslösen würde, die ihr im Kopf umgingen?

Natürlich nicht.

Das Gebäude war wie jeder andere Bürokomplex: ein Labyrinth von Korridoren mit Türen zu beiden Seiten, manche davon offen, die meisten geschlossen. Dennoch ging sie weiter durch die Gänge, bis sie nicht mehr genau wußte, wo sie sich befand.

Dann hörte sie in der Ferne ein Geräusch wie der Schrei eines gequälten Tieres.

Sie beschleunigte ihren Schritt, und wenige Sekunden später kam das Geräusch wieder. Sie war jetzt in einem breiten Korridor, und vor ihr war eine geschlossene Tür mit einem Drahtglasfenster in Augenhöhe; wenige Schritte von ihr entfernt war ein Aufzug. Sharon wartete einen Augenblick, daß das Geräusch sich wiederhole. Während sie wartete, gingen die Aufzugtüren auf, und ein Mann in einem weißen Laborkittel kam heraus.

Er trug einen Karton unter dem Arm; er war nicht größer als ein normaler Schuhkarton, aber Sharon konnte deutlich lesen, was in großen roten Buchstaben auf die Seite gedruckt war:

ZUR VERBRENNUNG

Während sie noch hinsah, wiederholte sich das unheimliche Geräusch. Der Mann zögerte stirnrunzelnd, blickte zu der Tür

mit dem verstärkten Fenster, und als das Geräusch wiederkam, stellte er den Karton auf den Boden, sperrte die Tür auf und ging durch.

Ohne sich vor der Ausführung ihrer Tat Rechenschaft abzulegen, sprang Sharon zu dem Karton und hob ihn auf. Sie nahm den Deckel ab, spähte hinein und hätte den Karton vor Schreck beinahe fallengelassen.

Sie zögerte einen Sekundenbruchteil, blickte hastig umher, ob an der Decke oder sonstwo Überwachungskameras eingebaut waren.

Sie sah keine.

Kurz entschlossen suchte sie in ihrer Handtasche nach den Papiertaschentüchern, die sie immer bei sich trug. Mit zitternden Fingern griff sie in den Karton, nahm zwei der darin enthaltenen Objekte heraus und wickelte sie ein. Schließlich tat sie die eingewickelten Objekte in ihre Handtasche, den Deckel wieder auf den Karton, stellte ihn genau dort ab, wo sie ihn vor ein paar Sekunden aufgehoben hatte, und eilte davon.

Sie war gerade um die Ecke verschwunden, als die Tür beim Aufzug wieder geöffnet wurde und der Labortechniker herauskam. Er nahm den Karton unter den Arm und ging weiter zum Verbrennungsofen im rückwärtigen Teil des Gebäudes. Sharon hatte zwei weitere Ecken hinter sich gebracht, als sie einen Mann in der Uniform eines Sicherheitsbeauftragten auf sich zukommen sah. Ihr erster Instinkt war, sich durch die nächstbeste Tür zu retten, doch besann sie sich eines Besseren.

»Verzeihen Sie«, sagte sie nur ein wenig zu laut, als der Mann näher kam.

Er beäugte sie mißtrauisch, dann schien er zu verstehen, was ihr Problem war. »Verlaufen?«

Sharon bot ein verlegenes Lächeln auf. »Ich komme mir wie ein Dummkopf vor«, sagte sie. »Ich bin Mrs. Tanner und hatte mit meinem Mann gesprochen, und auf dem Weg hinaus muß ich falsch abgebogen sein.« Sie machte eine hilflose Gebärde,

und der Gesichtsausdruck des Wachmannes erweichte sich zu einem erheiterten Lächeln.

»Das kommt immer wieder vor«, sagte er. »Einmal falsch abgebogen, und Sie können hier zwanzig Minuten herumlaufen, bevor Sie den Ausgang finden. Kommen Sie mit – ich zeig' Ihnen den Weg.«

Er ging neben ihr her, bog nach links, dann nach rechts, und gleich darauf waren sie in der Eingangshalle. Sharon bedankte sich, als der Sicherheitsbeauftragte ihr die Tür öffnete. Seine Finger berührten höflich den Mützenschirm, und er wandte sich ab. Sharon trat mit Herzklopfen hinaus in den kalten Herbstnachmittag und überblickte den Parkplatz nach dem Kombiwagen.

Erst als Tarrentech außer Sichtweite war, fuhr sie an den Straßenrand, ließ den Motor im Leerlauf drehen und griff nach der Handtasche, die sie in den Fußraum des Beifahrersitzes gelegt hatte.

Mit zitternden Fingern öffnete sie die Tasche und zog das erste der beiden Objekte heraus, die sie dem Karton beim Aufzug entnommen hatte.

Es war eine kleine weiße Maus ohne besondere Merkmale.

Sie war tot, der Körper in der Leichenstarre versteift.

Sharon betrachtete den winzigen Leichnam ein paar Augenblicke, dann legte sie ihn mit dem Papiertaschentuch auf den Beifahrersitz.

Das andere Objekt war größer und mochte um die zweihundert Gramm wiegen. Es sah der Maus ganz ähnlich, nur schienen die Füße und Krallen abnorm groß, und der ganze Körper hatte ein seltsam deformiertes Aussehen. Sharons Hände zitterten noch mehr, als sie den Kadaver hielten, als spürten sie durch die Fingerspitzen, daß etwas nicht stimmte.

Die weiße Ratte – wenn es wirklich eine war – befand sich gleichfalls im Zustand der Leichenstarre, aber zwischen ihr und der Maus gab es einen weiteren Unterschied.

Das Fell im Nacken der Ratte war rasiert, und dort befand sich ein dunkler Bluterguß, in dessen Mitte eine Einstichstelle zu erkennen war, als hätte die Ratte dort eine Injektion bekommen.

Beide Tiere trugen kleine Metallmarkierungen am jeweils rechten Ohr. Sharon mußte noch einmal in ihrer Handtasche suchen, um ihre Lesebrille zu finden, bevor sie die winzigen Zeichen erkennen konnte, die in die Metallplaketten eingeprägt waren.

Die Kombinationen waren fast identisch. Beide Markierungen bestanden aus derselben Serie von Ziffern und Buchstaben: 05-08-89/M+61F+46.

Aber die Markierung der Ratte trug eine zusätzliche Zahl: GH 13.

Sharon starrte die toten Tiere an und versuchte darauf zu kommen, was die Kombinationen bedeuten mochten. Die ersten sechs Ziffern, soviel war klar, bezeichneten ein Datum. Aber der Rest?

Und dann glaubte sie, die Antwort zu wissen, aber sie erschien ihr nicht ganz einleuchtend.

Nachdem sie die zwei kleinen Kadaver wieder in der Handtasche verstaut hatte, legte sie den Gang ein und fuhr weiter, während ihr Verstand bereits auf der Suche nach Möglichkeiten war, die ihren Verdacht erhärten könnten.

War es wirklich denkbar, überlegte sie, daß beide Tiere aus ein und demselben Wurf stammen konnten? Und wenn es sich so verhielt, was war mit dem zweiten Tier geschehen, daß es so groß geworden war?

Sie schauderte, spürte bereits, daß sie die Antwort nicht wissen wollte – wußte aber auch, daß nichts sie daran hindern würde herauszufinden, wie diese Antwort lautete.

Mark schloß sein Schulheft, als das Klingelsignal ertönte, und angelte unter seinem Platz nach der Büchertasche. Er hatte

heute nicht viel notiert; tatsächlich war es ihm schwergefallen, sich überhaupt auf den Geschichtsunterricht zu konzentrieren. Statt dessen war er unruhig auf seinem Platz herumgerückt, hatte alle paar Minuten auf die Uhr gesehen und kaum das Ende der Stunde erwarten können. Als nun die letzten Klingeltöne verhallten, war er schon auf den Beinen und zur Tür hinaus. Immer eine Stufe überspringend, lief er die Treppe zum Erdgeschoß hinunter und hielt erst an, als er Linda Harris seinen Namen rufen hörte.

»Tut mir leid, das mit heute morgen«, sagte sie, als sie ihn erreichte. Zum ersten Mal seit fast drei Wochen hatte sie ihn nicht an der gewohnten Ecke drei Blocks von der Schule erwartet, so daß sie den Rest des Weges zusammen gehen konnten. Er hatte ein paar Minuten gewartet, und dann gedacht, sie werde überhaupt nicht kommen. Als er dann vor der Schule angelangt war, hatte er sie mit Tiffany Welch auf den Stufen vor dem Eingang sitzen sehen. Auf seine Frage, warum sie nicht gewartet habe, hatte sie zuerst so getan, als hörte sie ihn nicht, um sich dann, als sie seine Gegenwart nicht länger ignorieren konnte, kühl und abweisend zu verhalten. »Ich habe mich heute morgen kindisch benommen.«

Mark zuckte mit der Schulter. »Ich verstehe einfach nicht, warum du so sauer bist«, sagte er.

Zusammen gingen sie zum Ausgang. »Ich glaube, ich bin nicht wirklich sauer«, sagte sie. »Ich war bloß ...« Sie sah ihm einen Augenblick mit gerunzelten Brauen ins Gesicht und unterließ es, die Worte zu sagen, die ihr auf der Zunge lagen. »Ach, egal«, sagte sie. »Wohin gehst du? Willst du dir was zu essen holen?«

Mark schüttelte den Kopf. »Kann nicht. Ich habe eine Verabredung mit Dr. Ames.«

Lindas Brauen zogen sich wieder zusammen. »Wieso?«

»Er macht bloß eine Untersuchung«, erwiderte Mark zerstreut; sein Blick überflog die Schülermenge, die zum

Ausgang drängte. »Hast du denn Robb irgendwo gesehen?«

Linda war verwirrt. »Robb?« fragte sie. »Ich dachte, ihr hättet gestern Streit gehabt?«

Mark grinste. »Das stimmt. Und ich hätte es ihm schon noch gezeigt, wenn deine Mutter nicht dazwischengekommen wäre. Jedenfalls muß er auch zum Sportzentrum. Er sagte, wir würden uns hier treffen.«

Gerade in diesem Augenblick kam Robb aus dem Korridor des Ostflügels, und warf seiner Schwester die Schulmappe zu. »Nimm sie mit nach Haus, ja?« sagte er.

Linda gab ihm einen verdrießlichen Blick. »Und wenn ich es nicht tue?«

»Aber du wirst es tun. Schließlich willst du vor deinem Freund nicht wie eine Ziege dastehen, nicht?« Er kicherte, als Linda und Mark erröteten, dann versetzte er Marks Oberarm einen leichten Schlag. »Komm mit – Ames hat etwas gegen Leute, die zu spät kommen.«

Mark zögerte nur eine Sekunde und wandte sich ab, bevor er den finsternen Ausdruck sehen konnte, der in Lindas Augen kam. Gemeinsam mit Robb lief er die Stufen hinunter und trottete zum Fahrradständer. Als Robb aufsaß und das Rad in Bewegung setzte, sprang Mark auf den Gepäckträger und fühlte, wie das Metallgestänge unter seinem Gewicht ein wenig nachgab.

»Meine Fresse«, beklagte sich Robb. »Wieviel wiegst du eigentlich?«

»Fünf Pfund mehr als letzte Woche«, erwiderte Mark. »Alles Muskeln, also nimm dich lieber in acht!«

Linda stand auf der obersten Stufe unter den Säulen des Eingangs und sah den beiden Jungen auf dem Fahrrad mit gemischten Gefühlen nach. Zwar fand sie es nett, daß Robb und Mark wieder Freunde wurden, und sah auch ein, daß sie von Mark nicht immerwährende Unveränderlichkeit erwarten konnte, doch meldete sich noch immer eine kleine Stimme in

ihr, die ihr sagte, daß etwas nicht in Ordnung war, daß Mark sich in Wirklichkeit gar nicht veränderte.

Statt dessen hatte sie das unheimliche Gefühl, daß er verändert *wurde*, und daß er es selbst nicht wußte. Bekümmert hängte sie sich Robbs Mappe über die Schulter und machte sich auf den Heimweg.

»So ist's richtig!« rief Dr. Ames aus, als er ins Untersuchungszimmer schritt, wo Mark in der Unterhose stand. Eine Schwester hatte bereits seinen Blutdruck und Puls gemessen, ihn gewogen, seine Größe gemessen und die Lungenkapazität überprüft. »Wie fühlst du dich?«

»Großartig«, sagte Mark. »Ich habe wieder ein paar Pfund zugenommen und bin einen Zentimeter gewachsen.«

Ames zog anerkennend die Brauen hoch und überflog die neueste Statistik, welche die Schwester bereits in Marks EDV-gespeicherte, medizinische Akte eingegeben hatte. »Die Lungen sind auch ein paar Kubikzentimeter hinaufgegangen«, bemerkte er. Sein Blick ruhte prüfend auf Mark. Die Blutergüsse in seinem Gesicht waren fast vollständig verschwunden, nur eine dünne Narbe über der Augenbraue markierte die Stelle, wo er die Platzwunde davongetragen hatte. »Noch Schmerzen in den Rippen?« Mark schüttelte den Kopf. »Nun, in diesem Fall erkläre ich dich für gesund.«

Mark war enttäuscht. »Sie meinen, das ist alles?« fragte er unsicher. »Ich bin hier fertig?«

»Das sagte ich nicht«, antwortete Ames schmunzelnd »Im Gegenteil, jetzt beginnt die eigentliche Arbeit. Die Vitamine sind gut und schön, aber die meiste Arbeit mußt du selbst leisten. Zieh dir eine Turnhose an und komm mit!«

Mark grub die Turnhose aus seiner Schultasche, dann zog er sie und die Socken und Tennisschuhe an. Den Rest seiner Kleider und die Schultasche ließ er liegen, wo sie waren, und folgte Ames aus dem Untersuchungszimmer durch den

Korridor in einen der Übungsräume. Er war früher schon hier gewesen und hatte gelernt, wie jedes der Geräte arbeitete und auf seine Muskeln einwirkte, aber heute führte Ames ihn weiter in den Raum, wo Robb Harris bereits auf einem Trockenruderer saß und wie gebannt auf den vor ihm gekrümmten Bildschirm starrte.

Mark zögerte, als er die Nadeln in Robbs Schenkeln und die daran befestigten Schläuche sah. »Wozu ist das gut?« fragte er.

Als er sich auf ein Rudergerät setzte, das ein genaues Duplikat desjenigen war, an dem Robb arbeitete, und einer der Helfer es für seine Körpergröße einstellte, erklärte Dr. Ames das Überwachungssystem und seinen Zweck.

»Wir müssen genau wissen, was in deinem Körper vorgeht, wenn du am Gerät trainierst. Am einfachsten ist das durch die Analyse der chemischen Veränderungen in deinem Blut zu machen. Und zu diesem Zweck«, fügte er hinzu und grinste in einer Parodie sadistischen Vergnügens, »müssen wir deine Adern anstechen und Nadeln in dein Fleisch bohren.«

Mark lächelte über Ames' gespielte Schurkerei, zuckte aber doch zusammen, als Kanülen eingeführt und mit Pflaster sicher befestigt wurden. Als er kurz darauf mit der Ruderübung begann, erschien die erste Darstellung auf dem Bildschirm, und bald fand er sich in die Illusion verstrickt, daß er tatsächlich mit anderen Ruderern an einem Rennen teilnehme.

Er legte sich in die Riemen, erhöhte die Schlagzahl, und bald glänzte Schweiß auf seiner Stirn.

Dann, als einer seiner zweidimensionalen Konkurrenten links an ihm vorbeizog, überkam ihn Zorn. Er fluchte in sich hinein, legte sich noch mehr ins Zeug und konnte den anderen kurz darauf wieder überholen.

Er ruderte eine Weile gleichmäßig weiter, hielt Schritt mit den anderen Ruderern, aber dann holten sie allmählich auf, und wieder wuchs seine zornige Entschlossenheit.

Das Bild vor ihm flackerte beinahe unmerklich. Es geschah

so schnell, daß Mark es kaum bemerkte. Die anderen Boote holten jetzt deutlich auf, und die Muskeln seiner Arme und Beine begannen zu schmerzen. Schweiß troff ihm von der Stirn, brannte in seinen Augen und rann ihm über den Rücken.

Die Darstellung auf dem Bildschirm flackerte immer wieder, aber er achtete nicht darauf, denn sein Zorn nahm weiter zu, als die anderen Boote ihn unerbittlich überholten. Er war so wütend auf die anderen Ruderer, daß er nicht wußte, ob er vor Wut oder vor Erschöpfung zitterte.

Dann stellte sich unversehens der Gedanke an seine Mutter ein.

Er hatte keine Ahnung, warum sie ihm gerade jetzt in den Sinn kam, denn ihr Bild wurde in so kurzen Einblendungen auf den Bildschirm projiziert, daß er es nicht bewußt wahrnehmen konnte.

Aber tief in ihm wuchs die Überzeugung, daß es ihre Schuld sei, wenn er das Rennen gegen die anderen Ruderer verlieren würde.

Ihre Schuld – weil sie ihn sein Leben lang verhätschelt, Entschuldigungen für ihn gesucht und darauf bestanden hatte, daß er sich von den anderen Jungen unterscheide.

Aber er war nicht anders.

Er war nur kleiner und schwächer.

Trotz seiner Erschöpfung legte er sich stärker in die Riemen, grunzte vor Anstrengung, nur beseelt von dem Verlangen, die anderen Ruderer einzuholen. Er würde es schaffen. Er wußte es.

Endlich wuchs er jetzt, und wurde stärker, und vielleicht würde es heute noch nicht sein, aber am Ende würde er gewinnen.

Und er würde nicht zulassen, daß seine Mutter ihn daran hinderte.

Eine Stunde später, als Mark und Robb das Sportzentrum verlassen hatten und auf dem Heimweg waren, rief Dr. Ames

bei Jerry Harris an. »Ich glaube, es entwickelt sich zur Zufriedenheit«, sagte er. »Ich habe das Gefühl, daß unser neuestes Problem sich vielleicht von selbst lösen wird.«

Er lächelte in sich hinein, als er auflegte. Die Experimente mit Mark hatten eine neue Wendung genommen. Er verspürte bereits den Kitzel der Erwartung, der sich immer dann einstellte, wenn er am Rande eines Durchbruchs, einer neuen Entdeckung war.

Wenn es wirkte – wenn die Aggression, die er in seinen Versuchspersonen hervorrufen konnte, sich wirklich auf einen spezifischen Gegenstand konzentrieren ließ ...

Er schlug sich den Gedanken aus dem Sinn; es wäre kindisch, ihn auszukosten, solange er nicht wußte, ob das Experiment gelungen war oder nicht.

KELLY TANNER WUSSTE, daß sie dort draußen waren und sie jagten. Sie konnte nicht sagen, wie sie hierhergekommen war, war nicht einmal sicher, wo sie sich befand.

Mark hatte sie zu einer Wanderung in die Vorberge mitgenommen, und zuerst war es lustig gewesen. Chivas hatte sie begleitet, und sie waren dem Bach aufwärts ins Bergland gefolgt und hatten einen kleinen Wasserfall entdeckt. Kiefern und Fichten umstanden das Becken, in das der Wasserfall stürzte, und Mark und sie hatten sich auf den duftenden weichen Nadelboden unter die Bäume gesetzt, während Chivas bei den Felsblöcken am Bachufer herumschnüffelte und an einem Loch scharrte, das irgendein Tier dort gegraben hatte. Plötzlich hatte Mark einen Stein aufgehoben und auf Chivas geworfen. Der Hund hatte vor Schmerz aufgejault, sich herumgeworfen und auf den Boden gelegt und Mark einen Augenblick vorwurfsvoll und traurig angesehen, um dann mit eingezogenem Schwanz in den Wald fortzuschleichen.

»Warum hast du das getan?« hatte Kelly gefragt.

Mark hatte nicht geantwortet. Statt dessen war er einfach aufgestanden und fortgegangen und hinter Chivas im Wald verschwunden.

Das hatte ihr nicht gefallen – sie wußte, daß Mark sie nicht allein lassen sollte –, aber anfangs war sie unbesorgt geblieben. In ein paar Minuten, so hatte sie sich gesagt, würde er zurückkommen, und Chivas würde bei ihm sein. Und dann würden sie wieder heimgehen.

Aber Mark war nicht zurückgekommen. Sie hatte gewartet und gewartet. Und auf einmal hatte sich alles verändert.

Die herabhängenden Fichtenäste – eben noch so schützend über sie gebreitet – erschienen ihr jetzt wie Arme, die sich ausstreckten, sie zu ergreifen.

Auch die Sonne war verschwunden, und zuerst dachte sie,

es sei nichts weiter als eine vorbeiziehende Wolke. Dann aber war es dunkler geworden, und sie hatte die ersten Regungen von Furcht verspürt.

Wieder rief sie Mark beim Namen, aber wie zuvor, blieb sie auch jetzt ohne Antwort.

Sie krabbelte auf die Füße. Sie brauchte nur dem Bachlauf zu folgen, und bald würde sie aus dem Hügelland hinaus und wieder ins Tal kommen; dort würden sie die vertrauten Häuser und Geschäfte der Stadt erwarten.

Doch als sie ging, schien sich der Weg zu verändern, schmaler und schmaler zu werden, bis sie ihn kaum noch erkennen konnte.

Und nun hörte sie Geräusche.

Zuerst waren es Schreie, die aus weiter Ferne zu ihr drangen. Aber bald ertönten sie näher, und Kelly blieb angstvoll stehen und lauschte.

Die Geräusche näherten sich mehr und mehr, und andere kamen hinzu.

Zuerst waren es neben den Schreien seltsame, erstickte Laute wie Stöhnen oder Schluchzen. Diese gingen jedoch bald in eine Kakophonie von Schreien über, die von den Hügeln ringsum widerhallten, und Kelly erschauerte.

Ihre Augen suchten die Dunkelheit ab, hielten Ausschau nach dem Ursprung der schrecklichen Geräusche.

Irgendwo hinter ihr knackte ein Zweig, und sie flog herum, konnte aber nichts sehen.

Ein anderer Zweig knackte, diesmal aber kam das Geräusch aus einer anderen Richtung.

Sie fing an zu laufen, doch schien jeder Schritt eine Ewigkeit zu beanspruchen. Ihre Füße waren schwer; sie konnte sie kaum bewegen. Sie wollte Mark rufen, daß er komme und ihr helfe, doch war ihre Kehle wie zugeschnürt, und alles, was hervorkam, war ein schwaches Krächzen.

Sie waren jetzt überall im Umkreis, wer oder was immer sie

waren, und Kelly glaubte ihr Schnüffeln und Schnauben zu hören, mit dem sie ihre Witterung suchten.

Sie wußte, was geschehen würde, wenn sie sie fänden. Sie würden sie umkreisen, von allen Seiten herandrängen, mit gelben Augen, die böse in der Dunkelheit glommen, mit speicheltriefenden Fangzähnen.

Auf einmal sah sie einen von ihnen.

Er war groß – größer als alles, was sie je gesehen hatte.

Er hatte lange Arme mit gekrümmten Klauen, die sich von den Fingern erstreckten und beinahe den Boden berührten.

Er arbeitete sich grunzend durch den Busch, und sie bekam einen ekelhaft sauren Geruch in die Nase. Er war beinahe über ihr, und sie sammelte, was an Kräften noch in ihr war, zu einem letzten Schrei.

Darüber wachte sie auf, und ihr ganzer Körper zuckte vor Angst wie im Krampf.

In der Dunkelheit lauerte noch immer das Bild des Ungeheuers, und aus der Ferne vernahm sie die Schreie der anderen. Sie winselte, zog die Decke um sich, und dann brach ein zweiter Schrei von ihren Lippen, als die Zimmertür geöffnet wurde.

»Es ist schon gut, Kind«, sagte ihre Mutter, schaltete die Deckenlampe ein und erfüllte so den Raum mit hellem Licht, das die furchterregenden Schattengestalten vertrieb. »Du hattest einen schlimmen Traum, das ist alles.« Sharon setzte sich auf die Bettkante, legte die Arme um ihre Tochter und drückte sie an sich. »Magst du mir davon erzählen?«

Mit bebender Stimme versuchte Kelly zu beschreiben, was in ihrem Traum geschehen war, und als sie fertig war, sah sie mit großen Augen zur Mutter auf. »Warum hat Mark mich einfach so verlassen?«

»Aber er hat es doch nicht getan, Kind«, versicherte ihr Sharon. »Es war bloß ein Traum, und was in Träumen geschieht, ist nicht wirklich.«

»Es fühlte sich aber wirklich an«, widersprach Kelly »Und Mark war so anders, als er wirklich ist. Jedenfalls«, fügte sie etwas leiser hinzu, und ihr Blick wich dem der Mutter aus, »war er anders, als er es sonst immer war, bevor wir hierherzogen.«

Sharon fühlte einen Knoten innerer Spannung in ihrem Magen, aber in ihrer Antwort bemühte sie sich, ihre eigenen Gefühle nicht zu verraten. »Wie meinst du das?« fragte sie.

Kelly zuckte in übertriebener Geste die Achseln, kuschelte sich dann in ihr Bett und zog die Decke bis zum Kinn. »Ich weiß nicht«, sagte sie, und ihr kleines Gesicht verzog sich in einem Ausdruck höchster Konzentration. »Er kommt mir einfach anders vor, das ist alles. Ich meine, er kümmert sich nicht mal mehr um seine Kaninchen, und ich glaube, Chivas hängt nicht mehr so wie früher an ihm.«

Sharon legte ihr die Hand an die Wange. »Und wie ist es mit dir?« fragte sie. »Du magst Mark noch immer, nicht wahr?«

»J-ja«, sagte Kelly stockend, als sei sie sich ihrer Gefühle nicht ganz sicher. »Aber er *ist* anders. Er – er sieht sogar anders aus.«

Sharon lächelte gezwungen. »Das liegt daran, daß er viel trainiert und weil er anfängt, schneller zu wachsen.«

Kelly schüttelte stirnrunzelnd den Kopf. »Das ist es nicht«, sagte sie. »Es ist was anderes. Es ist wie ...«

Plötzlich brach sie ab, als ein Geräusch aus der Nacht hereindrang. Obwohl es aus weiter Ferne zu kommen schien, erkannte Kelly es augenblicklich wieder.

Es war derselbe schrille Wutschrei, den sie erst vor wenigen Minuten in ihrem Alptraum gehört hatte. Ihre Augen weiteten sich rund und angstvoll, und sie krallte sich in die Bettdecke. »H-hast du das gehört?«

Sharon zögerte, ging dann zum Fenster und öffnete es. Die kalte Nachtluft strömte herein, und sie zog den Morgenmantel enger um sich. Es war ganz still draußen, und im Osten

zeichneten sich die Bergkämme vom ersten Grau der einsetzenden Dämmerung ab. Sie lauschte einen Moment, hörte aber nichts. Gerade als sie sich vom Fenster umwandte, kam das Geräusch wieder.

Diesmal war es unverkennbar. Es mußte ein Tier sein, das in der Nacht jagte, aber nun klang es, als litte es Schmerzen. Sharons Gedächtnis lieferte ihr ungefragt das Bild eines Ausstellungsstückes, das sie vor Jahren in einem Museum gesehen hatte. Es war ein Diorama gewesen, und hinter dem Glas, für immer im Augenblick qualvollen Schmerzes festgehalten, war ein ausgestopfter Puma gewesen, den Rachen in lautlosem Brüllen geöffnet, eine der breiten Pranken in den Stahlzähnen einer Falle gefangen. Realistisch aussehende rote Farbkleckse verklebten das Fell von Pranke und Bein, und über der Falle war die Haut samt dem Fell abgerissen, wo das Tier versucht hatte, sich durch Bisse zu befreien.

Der Schrei, der die Nacht zerriß, als Sharon jetzt in Kellys Fenster stand, glich aufs Haar dem Geräusch, das sie sich als aus dem Rachen dieses gefangenen und verwundeten Berglöwen kommend vorgestellt hatte.

Der Schrei erstarb in der Ferne, und Sharon schloß das Fenster fest. »Es ist nur ein Tier, Kind«, sagte sie zu Kelly, die jetzt aufrecht im Bett saß und sie mit angstvollen Augen ansah. »Es ist irgendwo oben in den Bergen und kann dir nichts tun.«

»Aber w-wenn es herunterkommt?«

Sharon sah auf den Wecker. Es war kurz vor sechs, und der Osthimmel wurde von Minute zu Minute heller. »Weißt du was?« sagte sie. »Wir zwei ziehen uns an und gehen hinunter. Dann machen wir ein schönes Frühstück und überraschen deinen Vater und Mark.«

Kellys Miene hellte sich augenblicklich auf, und im Nu war sie aus dem Bett geschlüpft, hatte den Schlafanzug abgestreift und zog ihre Kleider an.

»Zuerst waschen«, sagte Sharon. Und als Kelly ins Bad

tappte, ging sie hinunter und stellte Kaffeewasser auf. Aber selbst nachdem Kelly ein paar Minuten später zu ihr in die Küche kam, fand Sharon, daß sie nicht viel sprach, weil das, was Kelly von Mark gesagt hatte, noch immer ihre Gedanken beschäftigte.

Denn auch Sharon waren die Veränderungen, die in ihrem Sohn stattfanden, nur zu bewußt. Sie hatte sie dem hormonalen Ungleichgewicht des Heranwachsenden zuschreiben wollen, doch selbst wenn sie sich selbst davon zu überzeugen suchte, daß nichts fehle, tat sie es mit dem tieferen Wissen, daß sie sich selbst belog.

Die Veränderungen kamen zu rasch und waren zu ausgeprägt, um normal zu sein.

Am vergangenen Abend hatte sie sogar einen Anlauf genommen, mit Blake darüber zu sprechen, doch hatte er sie abgewiesen, wie er es in letzter Zeit mit allen außer den alltäglichsten und banalsten Themen zu tun pflegte. »Sei froh«, hatte er ihr geraten. »Er wird endlich erwachsen.«

Sie öffnete den Kühlschrank und nahm eine Packung Orangensaft heraus, und einen Augenblick ruhte ihr Blick auf dem kleinen, in Butterbrotpapier gewickelten Päckchen, das ganz hinten lag. Es erweckte den Anschein eines übriggebliebenen Fleischrestes, der dem Hund zugedacht war oder den man wegzuwerfen vergessen hatte, aber sie wußte, daß es nicht so war. In dem Papier waren die Kadaver der beiden Nagetiere, die sie im Gebäude der Tarrentech vor der Verbrennung bewahrt und mitgenommen hatte.

Sie hatte niemandem davon erzählt, hatte sie nicht einmal ausgepackt. Dabei hatte sie das bestimmte Gefühl, das sie sehr wichtig waren, und daß sie, bis sie genau wußte, was mit ihnen zu tun wäre, nicht einmal ihrem Mann davon erzählen durfte. Sie nahm das Päckchen heraus, tat es ins Gefrierfach und schloß den Kühlschrank.

Eine Stunde später, als Blake und Mark zum Frühstück

herunterkamen, beobachtete sie verstohlen ihren Sohn und suchte in seinem Gesicht nach Zeichen von Veränderungen.

An diesem Morgen glaubte sie, sie zu sehen.

Es war eine Härte in Marks freundlichen Zügen, die früher gesehen zu haben sie sich nicht erinnern konnte.

Drei Stunden später trabte Mark in den Umkleideraum, um sich fürs Training umzuziehen, und merkte, daß er sich diese Woche zum ersten Mal in seinem Leben tatsächlich auf die Stunde auf dem Übungsplatz freute. Noch immer war er unter den letzten, die ausgewählt wurden, wenn die Klasse in Mannschaften aufgeteilt wurde; aber gestern waren noch vier Jungen unglücklich beisammengestanden und hatten gewartet, wer von ihnen die ›Niete des Tages‹ sein würde – eine Ehre, die bis dahin unweigerlich Mark zuteil geworden war –, als einer der Mannschaftskapitäne zu Marks Überraschung seinen Namen aufgerufen hatte.

Und er hatte beim gestrigen Footballtraining gut gespielt. Er hatte zwei Querpässe gefangen und einen davon in ein Tor umgewandelt, nachdem es ihm mit Erfolg gelungen war, zwei Gegnern auszuweichen, die versucht hatten, ihn zu Fall zu bringen.

So zog er heute mit angenehmen Empfindungen sein Turnzeug an und trottete mit den anderen aufs Feld hinaus. Dort erwartete ihn eine neue Überraschung, als der Lehrer, kurz nachdem sie sich für die zehn Minuten Leibesübungen aufgestellt hatten, mit denen jede Stunde begann, ihn aus der Reihe gerufen und in die Turnhalle geschickt hatte.

Der Mut verließ ihn, als er Phil Collins dort warten sah, und er fragte sich, was er falsch gemacht haben konnte, daß der Footballtrainer glaubte, ihn zusammenstauchen zu müssen. Aber Collins lächelte ihm liebenswürdig zu.

»Ich habe Gutes über dich gehört, Tanner«, rief Collins ihm zu. Der Trainer stand am anderen Ende der Turnhalle und hatte

einen großen, lederbezogenen Medizinball unter dem Arm. »Marty Ames erzählt mir, du hättest eine Menge Muskeln zugelegt.«

Mark grinste in verlegenem Stolz. »Kann schon sein.«

»Sehen wir mal, was du kannst«, fuhr Collins fort. Ohne Warnung hob er den Medizinball und schleuderte ihn auf Mark, der inzwischen auf etwa zehn Schritte herangekommen war. Mark blieb keine Zeit zum Überlegen, doch statt seinem gewohnten Instinkt nachzugeben und dem schweren Gegenstand auszuweichen, stellte er ein Bein vorwärts, fing den Medizinball und warf ihn sofort mit genug Wucht zurück, daß Collins ein wenig ins Wanken geriet, als er ihn fing.

»Nicht schlecht«, bemerkte der Trainer und hob anerkennend die rechte Braue. »Willst du das Kletterseil versuchen?« Er nickte zu dem dicken Nylontau, das in regelmäßigen Abständen mit großen Knoten besetzt war und von einem schweren Haken an der Decke hing.

Mark sagte nichts, ging zum Seil und zog daran. Dann faßte er es mit beiden Händen und hob seinen Körper vom Boden. Er ließ die Linke los und bewegte sie schnell zum nächsthöheren Knoten, wiederholte den Prozeß dann mit der Rechten. Ohne auch nur darüber nachzudenken, bog er dabei automatisch den Körper in den Hüften von Seite zu Seite, so daß seine Beine nahezu parallel zum Boden waren, während er sich gleichmäßig höherzog. Oben hielt er einen Augenblick inne, dann schlug er mit der rechten Hand an die Decke. Darauf ließ er sich wieder hinab, und als er eine Höhe von ungefähr drei Metern erreicht hatte, ließ er, einer plötzlichen Laune folgend, los und fiel. Seine Knie fingen den Aufprall ab, und er verlor momentan das Gleichgewicht und mußte sich mit einer Hand am Boden abstützen, sprang aber gleich wieder auf.

»Vorsichtig«, sagte Collins, nachdem er bewundernd durch die Zähne gepfiffen hatte. »Wenn du falsch aufkommst, kannst du dir dabei einen Knöchel brechen.«

»Aber ich kam nicht, oder?« erwiderte Mark grinsend.

In den nächsten dreißig Minuten führte der Trainer Mark durch ein rigoroses Übungsprogramm, doch selbst als er es absolviert hatte, ging sein Atem kaum schneller als unter normalen Verhältnissen. Und obwohl auf seiner Stirn Schweißtropfen standen, war sein Hemd noch einigermaßen trocken, und wenn er danach urteilte, wie seine Muskeln sich fühlten, hätte er noch eine Stunde weitermachen können.

»Ganz und gar nicht schlecht«, bemerkte Collins, als es vorbei war. Er winkte Mark, ihm ins Büro zu folgen, warf sich in den Stuhl hinter seinem Schreibtisch und beäugte Mark abschätzend. »Schon mal daran gedacht, dich für Football zu engagieren?«

Mark befeuchtete sich nervös die Lippen. »Nicht bis vor ein paar Wochen«, sagte er endlich. Sein Blick war auf den Boden vor dem Schreibtisch des Trainers fixiert. »Ich bin ein bißchen klein, nicht?«

Collins wedelte unbestimmt mit der rechten Hand. »Viele Jungen gleichen die fehlende Körpergröße durch andere Eigenschaften aus«, bemerkte er. »Schnelligkeit, Beweglichkeit, alles kann den Ausschlag geben. Und wichtig ist vor allem der Wille zum Sieg«, fügte er hinzu. »Wenn du den hast, kann er vieles ausgleichen.«

Mark überdachte die Worte des Trainers. Er wußte, daß es zutraf – wußte es von den Ruderübungen im Sportzentrum, wo der Anblick anderer, ihn überholender Ruderer ausgereicht hatte, Adrenalin in sein Blut zu pumpen und ihm die zusätzliche Kraft zu geben, die er benötigt hatte, um wieder gleichzuziehen.

»Ich glaube, ich würde es ganz gern versuchen«, sagte er schließlich, und Collins grinste ihm zu und stand auf.

»Dann sehen wir uns heute nach der Schule«, sagte er. »Rede mit Toby Miller wegen eines Übungstrikots.«

Marks freudiger Ausdruck verflog. »Ich muß heute zu Dr.

Ames«, fing er an, aber Collins winkte ab.

»Das ist schon in Ordnung«, sagte er mit einem Augenzwinkern. »Ich dachte mir, du würdest gern einmal bei uns mitmachen, also habe ich das bereits mit ihm geregelt. Du bist für später eingeplant, nach der Übungsstunde.«

Mark starrte den Trainer überrascht an, dann breitete sich langsam ein Lächeln über sein Gesicht aus. »He, danke«, sagte er. »Vielen Dank. Bis später.«

Er trottete in den Umkleideraum, zog das Turnzeug aus und ging unter die Dusche. Als das heiße Wasser auf seine Haut prickelte, verspürte er ein Aufbranden von Lebensfreude.

Alles fügte sich zu seinem besten, dachte er. Er würde die Aufnahme in die Mannschaft schaffen, und sein Vater würde endlich stolz auf ihn sein.

Und dann kam ihm ungebeten ein Bild seiner Mutter in den Sinn, und um seine Freude war es plötzlich geschehen. Er konnte schon hören, wie sie ihm erklärte, er sei zu klein für Football, und es würde nichts dabei herauskommen, als daß er verletzt würde.

Während er sich anzog, begann der winzige Keim des Zornes auf seine Mutter, der unter der Dusche aufgegangen war, bereits zu wachsen.

SHARON TANNER BLICKTE TRÜBE auf die Liste der Nervenheilanstalten von Colorado, die sie am Montag in der Bibliothek kopiert hatte. Inzwischen hatte sie jede einzelne davon angerufen und war gestern sogar nach Canon City hinübergefahren, um sich persönlich nach Charlotte LaConner zu erkundigen. Aber natürlich war sie nicht weitergekommen. Obwohl die meisten privaten Anstalten einfach gelegnet hatten, daß sie eine Patientin namens LaConner hätten, hatten andere es unter Hinweis auf das Gebot der Vertraulichkeit kurzerhand abgelehnt, Auskünfte zu erteilen.

Es war eine Übung in Vergeblichkeit, darüber war Sharon sich jetzt klar. Selbst wenn Charlotte oder Jeff Patienten in einer der Heilanstalten waren, die sie angerufen hatte, konnten sie unter anderen Namen oder mit der Maßgabe aufgenommen worden sein, daß keine Auskünfte über sie erteilt werden durften.

Und nun, am Mittwochnachmittag, war sie endlich bereit, sich der Tatsache zu stellen, daß sie die Sache in Wahrheit nur auf die lange Bank geschoben und den Augenblick hinausgezögert hatte, da sie endlich mit den Mäusen im Gefrierfach etwas würde unternehmen müssen – der einen, die normal schien, und der anderen, die so grotesk deformiert und unnatürlich groß war.

Sie hatte der unangenehmen Geschichte aus dem Weg gehen wollen und versucht, die Möglichkeit zu leugnen, daß die Mäuse irgend etwas mit dem Sportzentrum und der Sportmedizinischen Klinik zu tun hatten. Und doch kam ihr jedesmal, wenn sie an die Tiere dachte, ungebeten das Bild der Footballmannschaft von Silverdale in den Sinn.

Allesamt große Jungen – übergroße Jungen, sechzehnjährige mit dem Körperbau von ausgewachsenen Athleten, eins achtzig bis eins neunzig groß und über hundert Kilo schwer.

Aber das war schwer vorstellbar. Sicherlich würde Tarrentech kein Experimentieren mit menschlichen Versuchspersonen erlauben, schon gar nicht mit den Kindern der eigenen Angestellten. Und Jerry und Elaine Harris' eigener Sohn war in der Footballmannschaft.

Und er war auch so ein großer Kerl, dachte sie bei sich. Viel größer und massiger als seine Eltern.

Sie erinnerte sich wieder des mageren asthmatischen Jungen, der vor drei Jahren San Marcos verlassen hatte. War es wirklich möglich, daß solch eine Veränderung in Robb nur durch ein Programm von Vitaminkomplexen und körperlichen Übungen, verbunden mit reiner Gebirgsluft, zustande gekommen sein sollte? Es klang zu gut, um wahr zu sein.

Aber wenn bei Tarrentech und in der Sportmedizinischen Klinik etwas vorging, bedeutete es, daß Mark bereits darin verstrickt war.

Das natürlich war der tiefere Grund, der sie hatte zögern lassen, sich dem Problem zu stellen. Sie wollte nicht glauben, daß die Veränderungen bei Mark – die Veränderungen, deren Existenz sie nicht hatte wahrhaben wollen, bis Kelly heute früh über sie gesprochen hatte – etwas anderes als die natürlichen Veränderungen sein könnten, die in jedem heranwachsenden Jungen geschahen.

Aber die eingefrorenen Mäuse ließen ihr keine Ruhe.

Sie sah wieder zum Telefon, streckte die Hand zum Hörer aus, zögerte. Sie sagte sich, es gebe keinen Grund, daß sie sich sorgte, und sie habe nichts Unrechtes getan, wenn sie herumtelefoniert und versucht hatte, Charlotte LaConner ausfindig zu machen. Gleichwohl hatte sie in den letzten Tagen beim Telefonieren mehrmals eine eigenartige Dumpfheit des Klanges gehört, als hätte jemand irgendwo mitgehört. Zweimal hatte sie ganz unverkennbar ein leises Klicken vernommen, als hätte jemand sich ein- oder ausgeschaltet.

Konnte es sein, daß ihr Telefon abgehört wurde?

Mein Gott, ächzte sie in sich hinein, ich benehme mich schon wie Charlotte LaConner! Paranoid! Der Gedanke machte ihren Atem stocken. Hatte sie nicht selbst darauf bestanden, daß Charlotte vielleicht nicht paranoid sei, daß vielleicht tatsächlich etwas vorging und daß Charlotte darauf gestoßen sei?

Sie faßte sich ein Herz, nahm den Hörer ab und wählte das Bezirkskrankenhaus. Sie ließ sich mit Dr. MacCallum verbinden, und einen Augenblick später hörte sie seine freundliche Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Ah, Dr. MacCallum?« stammelte sie, noch immer nicht ganz sicher, was sie sagen sollte. »Hier ist Sharon Tanner, Marks Mutter.«

»Ach ja, hallo«, sagte MacCallum – dann nahm seine Stimme einen besorgten Ton an. »Was gibt es? Mark ist gesund, hoffe ich?«

»Ja«, sagte Sharon. Dann schüttelte sie den Kopf, obwohl sie wußte, daß er sie nicht sehen konnte. »Ich meine – nun, ich nehme an, daß er gesund ist. Aber ich überlegte gerade, ob ich mit Ihnen über etwas sprechen könnte.«

MacCallum zog die Brauen zusammen. Er merkte Mrs. Tanners Stimme an, daß sie aufgeregt war, aber wenn es mit Mark zu tun hatte, warum hatte sie gesagt, daß er gesund sei? »Was haben Sie auf dem Herzen, Mrs. Tanner?«

Sharon zögerte, war im Begriff, ihre Befürchtungen zu erklären, als sie ein fast unhörbares Klicken vernahm und das Telefon jenen eigenartigen dumpfen Klang annahm, der ihr vorher schon aufgefallen war. Ein Schauer überrieselte sie, und als sie weitersprach, konnte sie ihre Nervosität nicht verbergen. »Es – nun, es ist etwas, worüber ich nicht gern am Telefon sprechen möchte«, sagte sie.

MacCallums Stirnrunzeln vertiefte sich. Was ging vor? War jemand hereingekommen? Befürchtete die Frau, daß ihr Telefon angezapft war? »Ich sehe«, sagte er bedächtig. »Vielleicht möchten Sie hierherkommen?« schlug er vor und

blickte auf den Terminkalender. »Wie wäre es mit heute nachmittag vier Uhr?«

Sharon überlegte und bezwang ihre innere Unruhe. »Das paßt mir nicht sehr gut«, antwortete sie. »Ich meine – also, es handelt sich nur bedingt um eine medizinische Frage. Es ist etwas, worin ich Rat brauche, und ...«

MacCallum richtete sich steil auf. Als Mark nach der Schlägerei ins Krankenhaus eingeliefert worden war, hatte Sharon Tanner den Eindruck einer starken Frau auf ihn gemacht, die selbstsicher war und selten zögerte, ihre Gedanken auszusprechen. Nun aber stammelte sie herum, suchte nach Worten und war anscheinend unfähig, ihm zu sagen, was sie bedrückte.

Sie mußte wirklich Angst haben, daß ihr Telefon abgehört wurde.

Und ihr Mann stand bei Tarrentech an zweiter Stelle!

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich habe im Ort noch ein paar Dinge zu erledigen. Wenn Sie wollen, könnten wir vielleicht eine Tasse Kaffee miteinander trinken.«

Sharon fühlte sich beinahe knieweich vor Erleichterung. Er hatte verstanden und ging auf sie ein. »Ja, das würde mir sehr gut passen«, sagte sie. »Ich habe auch noch Besorgungen zu machen. Sagen wir, in einer halben Stunde?«

»Einverstanden«, sagte MacCallum. Er legte auf, saß eine kleine Weile nachdenklich am Schreibtisch, stand dann auf und ging hinaus. Als er sich beim Empfangsschalter abmeldete, blickte Susan Aldrich neugierig auf. »Seit wann nehmen Sie den Nachmittag frei?«

MacCallum lächelte: »Seit diesem Anruf eben«, sagte er. »Sieht so aus, als hätten wir gerade einen Riß in der Großen Chinesischen Mauer der Abschirmung um Tarrentech gefunden.«

Jerry Harris' privates Haustelefon summt diskret, und sofort nahm er den Hörer ab, der ihn direkt mit dem Sicherheitsbüro im Untergeschoß verbinden würde. »Harris. Was gibt's?«

»Könnte nichts sein«, antwortete die Stimme am anderen Ende. »Aber Mrs. Tanner ist in den letzten paar Tagen viel am Telefon gewesen und hat versucht, Charlotte LaConner ausfindig zu machen. Und jetzt hat sie ein Treffen mit MacCallum verabredet.«

Harris machte ein nachdenkliches Gesicht. »Gut«, sagte er nach kurzer Überlegung. »Ich möchte, daß dieses Treffen überwacht und mitgehört wird, und ich möchte sofort wissen, was da geschieht.« In dem Wissen, daß seine Befehle ohne Wenn und Aber ausgeführt wurden, legte er den Hörer auf und wandte sich wieder dem Studium der Akte zu, die vor ihm auf dem Schreibtisch lag.

Sie enthielt einen vollständigen Bericht der experimentellen Verfahrensschritte, die Dr. Martin Ames im Falle Mark Tanner ausgeführt hatte.

Sharon war versucht, den Wagen zu nehmen, überlegte es sich aber in letzter Minute anders. Sie wußte, daß es töricht war, daß sie ein weiteres Mal den gleichen paranoiden Gedankengängen nachgab, die sie zu den Überzeugung geführt hatten, daß ihr Telefon abgehört wurde. Trotzdem war es besser, wenn es aussehen würde, als hätte sie nichts weiter im Sinn als einen Einkaufsweg. Sie zog den zusammenklappbaren Einkaufskarren aus dem Besenschrank, mühte sich einen Augenblick damit ab, bevor er plötzlich in ihren Händen auseinander ging und der Drahtboden herunterklappte, dann ging sie zur Garderobe und zog ihre Parka an. Erst als sie ausgeh bereitet war, öffnete sie als letztes das Gefrierfach und nahm das kleine Päckchen mit den toten Tieren heraus. Sie tat es zuunterst in ihre große Tasche und hängte sie über die Schulter. Darauf verließ sie das Haus durch die Hintertür, den kleinen Karren

unbeholfen nachziehend, und erreichte über die Garagenzufahrt die Straße.

Es war ein kalter Nachmittag, aber der Himmel war wolkenlos, eine kobaltblaue Kuppel über dem Tal, die das Gefühl verstärkte, Silverdale sei vom Rest der Welt abgeschnitten und zugänglich nur für die wenigen Leute, die das Glück hatten, hier zu leben.

Freilich hatte die Perfektion der Stadt in Sharon mehr und mehr klaustrophobische Empfindungen geweckt, und mit der Zeit war sie zu der Auffassung gekommen, daß nahezu alle Einwohner von Silverdale ein Leben führten, das in der einen oder der anderen Weise genauso künstlich zurechtgemacht und sorgfältig geplant war wie die Gemeinde, die sie beherbergte.

Sie sah ein paar andere Frauen mit Einkaufskarren durch die Straßen gehen und nickte denen zu, die sie nicht kannte, und sprach mit denen, deren Bekanntschaft sie schon gemacht hatte.

Nichtsdestoweniger mußte sie sich zwingen, nicht zurückzublicken, um zu sehen, ob ihr jemand folgte.

Als sie den Ortskern erreichte, begann ihr die ganze Geschichte ein bißchen töricht vorzukommen, aber was sie in ihrer Einkaufstasche hatte und die Veränderungen, die in Mark stattgefunden hatten, ließen sie wachsam bleiben. Sogar als sie Dr. MacCallum auf einer der Bänke des Gehweges sitzen sah, der die Ladengeschäfte verband, zögerte sie und überblickte die Umgebung nach verdächtigen Anzeichen irgendwelcher Art. Sie schüttelte den Kopf über sich selbst, als sie erkennen mußte, daß sie nicht einmal sicher war, was sie als verdächtig betrachten sollte. Endlich gab sie sich einen Ruck und schritt zielbewußt auf den Arzt zu.

Er stand auf und lächelte mit schräggelegtem Kopf. »Es hörte sich so an, als hätten Sie ein Geheimnis«, sagte er anstelle einer Begrüßung, als sie einen Händedruck tauschten. Seine Stimme klang gedämpft, so daß Sharon ihn zwar deutlich

hören konnte, aber nicht anzunehmen war, daß jemand im weiteren Umkreis ein Wort verstehen würde.

»Ich – ich weiß nicht«, murmelte sie und nickte zu den Anlagen auf der anderen Straßenseite. Umgeben von den ordentlichen weißen Staketenzäunen, die hier vorherrschten, waren die Anlagen um diese Zeit menschenleer. Nur ein kleiner schwarzweißer Hund schnüffelte beim Kinderspielplatz am Nordende. »Lassen Sie uns hinübergehen.«

MacCallum nickte zustimmend, und sie überquerten die Straße und betraten die Anlagen.

»Was gibt es?« fragte MacCallum. »Und Sie könnten damit anfangen, daß Sie mir sagen, warum Sie glauben, daß Ihr Telefon abgehört wird.«

Sharon schrak zusammen. »War es so offensichtlich?« Sie konnte nicht widerstehen umherzublicken, aber der kleine Park war noch immer menschenleer, und die wenigen Leute auf der Straße schienen sie nicht zu beachten. »Nun, wenn es abgehört wird, muß mein Verdacht dem unbekannten Lauscher genauso aufgefallen sein wie Ihnen.« Sie setzten sich auf eine Bank in der Mitte der Anlage, und Sharon berichtete alles, was geschehen war, von ihren Sorgen um Charlotte LaConner bis zu ihren unbestimmbaren Ängsten, Mark betreffend. »Ich nehme an, es hört sich etwas verrückt an, nicht wahr?« fragte sie, als sie geendet hatte. »Als litte ich unter Verfolgungswahn.«

Sie war beinahe verwundert, als er den Kopf schüttelte. »Was Sie postulieren, hört sich wie eine Art Verschwörung an, in deren Mittelpunkt Tarrentech steht.«

Sharon biß sich auf die Lippe und nickte. »Aber ist das nicht verrückt?«

MacCallum holte tief Luft. »Vielleicht«, räumte er ein. »Andererseits sieht es für jemand, der nicht zu Tarrentech gehört, hier bisweilen ziemlich unheimlich aus.« Er sah sie scharf aus den Augenwinkeln an, doch verriet ihre Miene keine Spur von Abwehr. »Oder vielleicht finden Sie es nicht seltsam,

daß selbst in einer Firmenstadt wie dieser Tarrentech alles entweder unterstützt oder kontrolliert. *Alles*. Die Schulen, den Stadtrat, die Sportmedizinische Klinik.«

»Und das Krankenhaus?« fragte Sharon mit aussetzendem Herzschlag. Zu ihrer Erleichterung schüttelte MacCallum den Kopf.

»Wir unterstehen dem Bezirk und werden von ihm finanziert. Insofern sind wir völlig unabhängig, obwohl auch dies nicht nach Tarrentechs Geschmack ist. Vor ein paar Jahren wollte der Konzern unser Krankenhaus dem Bezirk abkaufen. Behauptete, Tarrentech könne es billiger und effizienter betreiben als der Bezirk. Zu ihrem Pech«, fuhr er mit deutlichem Sarkasmus fort, »sind nicht alle von uns so begeistert, Tarrentech hier zu haben, wie das Unternehmen meint, und der Bezirk sah die Sache auch nicht so wie der Konzern. Man war der Meinung, daß ein öffentliches Krankenhaus von einer öffentlichen Körperschaft betrieben und kontrolliert werden sollte, und ließ sich von Thornton nicht einwickeln. Wenn Sie also meinen, es gäbe eine Verschwörung irgendwelcher Art, werde ich nicht versuchen, Ihnen das auszureden. Dieser ganze Ort ist für meinen Geschmack immer ein bißchen zu perfekt gewesen. Tatsächlich war ich sehr glücklich mit Silverdale, wie es früher war. Ich sage Ihnen ganz offen, daß mir die ganze Sache stinkt.« Nach einer kurzen Pause sagte er: »Ich nehme an, Sie wissen alles über Ricardo Ramirez?«

Sharon nickte.

»Nun, wenn Sie mich fragen, wäre Tarrentech nicht so ängstlich und geschäftig darauf bedacht gewesen, allen möglichen rechtlichen Schritten von seiten Maria Ramirez' vorzubeugen, wenn das Unternehmen nichts zu verbergen hätte. Ich muß gestehen, daß ich an soviel Altruismus eines gewinnorientierten Privatunternehmens einfach nicht glaube. Und das, muß ich bekennen, ist einer der Gründe, weshalb ich hierhergekommen bin.« Er sah ihr ins Gesicht. »Ich nehme an,

Sie wissen etwas, was Sie mir noch nicht gesagt haben.«

Sharon blieb ein paar Augenblicke still und fing wieder an zu überlegen, ob sie ihm vertrauen sollte oder nicht. Aber natürlich hatte sie keine Wahl. Sie nickte, steckte den Arm in ihre Einkaufstasche und nahm das Päckchen heraus. »Diese fand ich vor ein paar Tagen bei Tarrentech«, sagte sie so leise, daß MacCallum sich anstrengen mußte, sie zu hören. »Sie lagen in einem Karton mit der Aufschrift ›Zur Verbrennung‹, und als ich eine Gelegenheit sah, nahm ich sie an mich.« Sie gab ihm das Päckchen. Er starrte es an, wickelte es langsam aus. Einen Augenblick später fiel die strahlende Sonne auf die zwei toten Tiere, die beide noch steifgefroren waren.

Stirnrunzelnd las MacCallum die Ohrenmarken. »Aus einem Wurf«, sagte er. »Geboren am achten Mai. Ihre Eltern waren Männchen Nummer 61 und Weibchen Nummer 46.«

»Das dachte ich mir«, sagte Sharon. »Aber was könnte die zusätzliche Bezeichnung an der großen Maus bedeuten?«

MacCallum studierte sie eine Weile. Auf einmal glaubte er beinahe sicher zu sein, daß er es wußte. Und dann, als ihm der Gedanke an Jeff LaConner und Randy Stevens – vielleicht sogar Robb Harris? – kam, wurde ihm flau im Magen. »Wachstumshormone«, murmelte er, mehr zu sich selbst als zu Sharon. Seine Augen nahmen einen seltsam benommenen Ausdruck an, als er Sharon ansah. »Das muß es sein, nicht?« sagte er. »Sie experimentieren mit Wachstumshormonen an Versuchstieren.« Wieder betrachtete er die größere der beiden Mäuse. Ihre seltsamen Deformationen waren nicht zu übersehen.

Die vergrößerten Füße und die langen Krallen.

Die verstärkte Knochenstruktur um die Augen und der wie angeschwollene Unterkiefer.

Er schüttelte den Kopf, unfähig, den Gedanken zu akzeptieren, der so plötzlich in ihm Gestalt angenommen hatte. »Sie meinen nicht, daß sie auch an den Jungen experimentieren, oder?«

»Ich weiß nicht, was ich denken soll«, sagte Sharon, aber das war genau, was sie gedacht hatte.

»Ich möchte diese Kadaver ins Krankenhaus mitnehmen und sie untersuchen«, sagte MacCallum. »Es könnte sein, daß wir auf der falschen Fährte sind. Ich will damit sagen, daß sie vielleicht mit gentechnischen Methoden experimentieren. Auf dem Gebiet ist heute vieles möglich, und das große Tier könnte nichts weiter als eine Mutation sein. Das herauszufinden, wird nicht allzu schwierig sein – ich brauche nur ein Labor in Denver zu beauftragen, einen DNS-Vergleich beider Tiere vorzunehmen.«

»Und wenn es kein gentechnisches Experiment ist?« fragte Sharon, und in ihrem Gedächtnis hörte sie wieder Echos von Blakes Versicherungen, daß Marks Behandlung sich auf die Verabreichung von Vitaminkomplexen irgendwelcher Art und körperliches Training beschränke.

»Dann werden wir einschreiten«, antwortete MacCallum. Er wünschte, er könnte ihr sagen, sie solle sich nicht sorgen, weil Ungeheuerlichkeiten wie Experimente mit Menschen in Silverdale nicht vorkämen.

Aber das konnte er nicht.

Sie trennten sich wenige Minuten später, nachdem MacCallum die zwei kleinen Kadaver wieder in das Butterbrotpapier gewickelt und in seine Aktenmappe gesteckt hatte.

Sobald sie sich getrennt und die Anlagen verlassen hatten, stieg der Mann, der einen halben Block entfernt in einem Kombiwagen gesessen hatte, unbemerkt von Sharon und MacCallum, aus seinem Fahrzeug und überquerte den Fußgängerweg zu einer Telefonzelle. Er machte keinen Gebrauch von dem Funktelefon, das unter dem Armaturenbrett des Wagens angebracht war. Für diesen Anruf benötigte er Ungestörtheit.

Dr. MacCallum merkte erst im letzten möglichen Augenblick, was geschah. Er fuhr am äußersten rechten Straßenrand, und

die Reifen auf der rechten Fahrzeugseite wirbelten eine Wolke von Staub und Kies vom Straßenbankett auf. Der entgegenkommende Lastwagen hatte ihn beinahe erreicht und mit den linken Reifen die Mittellinie überfahren. Einen Augenblick dachte Mac, der Laster müsse einen Bremsdefekt haben und außer Kontrolle geraten sein, dann sah er aber, daß die Straße hier nahezu eben verlief – sicherlich würde der Dieselmotor allein ausgereicht haben, seine Fahrt zu verlangsamen.

Dann hörte er das Kreischen von Reifen, die auf dem Straßenbelag radierten und auf einmal schleuderte der Lastwagen auf ihn zu; ein Dreiklanghorn dröhnte, die enorme Masse seiner Frontseite raste direkt auf das geschlossene Fenster neben seinem Kopf zu.

Er riß am Lenkrad, und einen Sekundenbruchteil reagierte die direkte Steuerung des Audi, aber dann schmetterte die breite Stoßstange des Lastwagens in den Wagen.

Das Fenster explodierte nach innen, und ein Schauer splitternder Glasbrocken fegte MacCallum ins Gesicht, blendete ihn. Der Wagen wurde in die Luft gehoben, eine Seite vom Anprall nahezu weggerissen, überschlug sich dann und landete mit den Rädern nach oben fünf Meter neben der Straße, um auf dem Dach noch weitere zehn Meter zurückzulegen, bevor er gegen einen großen Felsblock krachte.

Das Wagendach war beim Aufprall am Boden sofort eingedrückt worden, und MacCallum, von den zahlreichen Gesichtsverletzungen blutüberströmt, mühte sich schwächlich, aus dem zerschlagenen Wrack herauszukommen. Das Lenkrad war gegen seine Brust gerammt, und jeder Atemzug verursachte brennende Qualen, als seine gesplitterten Rippen sich in beide Lungenflügel bohrten und an den Muskeln um seinen Brustkorb rissen.

Aber der Wagen hatte nicht Feuer gefangen, und er war noch nicht tot.

Der Lastwagenfahrer brachte sein Fahrzeug rasch zum

Stehen; alle Räder blockierten unter der massiven Kraft des Bremssystems. Er krabbelte hastig aus dem Fahrerhaus, in der rechten Hand eine kleine Luftpumpe, deren Kabel bereits mit dem Zigarettenanzünder am Armaturenbrett verbunden war.

Ohne den Wagen zu beachten, der fast bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert ein paar Dutzend Schritte entfernt lag, schraubte er den Schlauch der Luftpumpe auf das Ventil des linken Vorderreifens. Erst als er sich vergewissert hatte, daß der Pumpenmechanismus richtig arbeitete, richtete er seine Aufmerksamkeit auf den zerstörten Audi und die schwachen Hilferufe, die aus dem verbogenen Wrack drangen.

Er lief hinzu, dann hielt er vorsichtig inne, um zu sehen, ob der Wagen in Flammen aufgehen würde. Unter dem Einfüllstutzen hatte sich eine kleine Benzinpfütze gebildet, aber nirgendwo sah er Anzeichen von Rauch.

Ohne die Fahrerseite zu beachten, eilte er um den Wagen, kauerte nieder, spähte hinein, bis er sah, wonach er suchte.

Eine schwarze Aktentasche lag eingekeilt zwischen dem Beifahrersitz und dem eingedrückten Armaturenbrett.

Der Lastwagenfahrer griff durch das Fenster und zog an der Tasche, bis sie freikam. Er öffnete sie, durchsuchte sie kurz und holte dann das in weißes Butterbrotpapier gewickelte Päckchen heraus. Zufrieden stieß er die Aktentasche in den Wagen zurück und richtete sich auf.

»H-Hilfe ...«, hörte er eine matte Stimme murmeln. »Ich kann nicht ...«

»Tut mir leid, Kumpel«, sagte der Lastwagenfahrer. »Wenn du deine Nase in Dinge hineinsteckst, die dich nichts angehen, mußt du mit Ärger rechnen.«

Er zog ein zerdrücktes Kärtchen Streichhölzer aus der Tasche. Er blickte angelegentlich in beide Richtungen, und als er noch immer kein anderes Fahrzeug kommen sah, riß er eines der Streichhölzer an und entzündete eine Zigarette. Dann trat er zurück, und nachdem er sorgfältig gezielt hatte, schnippte er

das Zündholz in die kleine Pfütze, die sich unter dem Benzin-einfüllstutzen gebildet hatte, machte kehrt und ergriff die Flucht.

Einen Augenblick flammte nur das ausgelaufene Benzin auf, dann aber zündeten die Dämpfe im Benzintank, und das dumpfe Brüllen der Explosion erfüllte die Luft. Als der Tank zerrissen wurde, erhob sich ein glühender Feuerball über dem Wagen, und dieser selbst war im Nu in Flammen gehüllt.

Dr. MacCallum, noch bei Bewußtsein, sah den Wirbel der orangefarbenen Flammen um sich und fühlte die Hitze der Luft, als er zu atmen suchte.

Einen Augenblick später, als das Feuer den Sauerstoff aus der Luft im Inneren des Wagens saugte, fühlte er sich ohnmächtig werden. Der letzte Gedanke vor seinem Tod galt Sharon Tanner.

Er fragte sich, ob sie auch sie getötet hatten.

Der Fahrer stand in gebührendem Abstand vom Lastwagen, bis die kleine Pumpe den linken Vorderreifen so weit aufgepumpt hatte, daß er vom Überdruck zerrissen wurde. Darauf verstaute er die Pumpe rasch an ihrem Platz unter dem Vordersitz. Er blickte nur einmal zu den breiten schwarzen Spuren, die seine schleudernden Reifen auf dem Straßenbelag hinterlassen hatten, als er den Laster in den Audi gerammt hatte; er wußte bereits, daß sie eine nahezu vollkommene Nachahmung der Reifenspuren waren, die er bei dem Versuch hinterlassen hätte, nach dem Platzen eines Vorderreifens den schweren Laster wieder unter Kontrolle zu bringen.

Befriedigt schaltete er seinen CB-Funk ein, der auf dem Armaturenbrett des Lastwagens befestigt war, und stellte ihn auf Kanal 9 ein. Erst nachdem er den Unfall auf der Notfrequenz durchgegeben hatte, ging er noch einmal zu dem brennenden Wagen hinüber, damit, wenn die Polizei käme, klar zu sehen sein würde, daß er sein Möglichstes getan hatte, das Unfallopfer zu retten.

»MAMA?« SAGTE KELLY. Als die Mutter sich nicht umdrehte, wiederholte sie das Wort, diesmal lauter: »Mama!« Sharon saß am Küchentisch und starrte zum Fenster hinaus, ohne wirklich wahrzunehmen, was dort war. Wie es seit ihrem Zusammentreffen mit Dr. MacCallum immer wieder der Fall gewesen war, überlegte sie, was sie als nächstes tun sollte. Sie war bereits zu einer Entscheidung gekommen: Sobald Mark nach Haus käme, würde sie ihm weitere Besuche bei Dr. Ames untersagen.

Blake würde das mißbilligen, soviel war klar, und sie war sich noch immer nicht schlüssig, wie sie ihre Entscheidung begründen sollte, wenn er eine Erklärung verlangte. Was konnte sie ihm sagen? Daß Rocky Mountain High nach ihrer Überzeugung nichts Geringeres als ein Laboratorium sei, das die Jugendlichen von Silverdale für Experimente benutzte? Seine harmloseste Reaktion darauf würde sein, daß er sie auslachte; und wenn er sie beschuldigte, der gleichen Paranoia zum Opfer gefallen zu sein, die Charlotte LaConner nach Aussage ihres Mannes befallen hatte, würde sie es ihm kaum verdenken können.

»Mama!« sagte Kelly wieder, und diesmal fand die Stimme des kleinen Mädchens ihre Aufmerksamkeit. Sie wandte den Kopf und lächelte.

»Entschuldige, Kind. Ich dachte gerade an etwas.« Kelly stand bei der Hintertür und machte ein ungeduldiges Gesicht. »Wann gibt es Essen?« fragte sie. »Ich bin hungrig!«

Sharon blickte zur Uhr auf. Es war kurz vor halb sieben, und mit einem Schreck wurde ihr bewußt, daß sie seit beinahe zwei Stunden am Küchentisch saß. Hastig stand sie auf und ging zum Kühlschrank, schon mit einer geistigen Inventur seines Inhalts beschäftigt. »Ist Mark noch nicht heimgekommen?« fragte sie.

»Weiß ich nicht. Ich hab' ihn nicht gesehen.«

Sharon ging zur Küchentür, um ins Treppenhaus hinaufzurufen, sah dann, daß Chivas beim Herd lag, die Schnauze auf den Vorderpfoten, und mit seinen großen Augen traurig zu ihr aufblickte. Die Anwesenheit des Hundes war ihr Beweis genug, daß der Junge nicht im Haus war; andernfalls wäre Chivas längst aus der Küche verschwunden, um Mark zu folgen, was immer er tun mochte.

Die Haustür krachte zu, und einen Augenblick später erschien Mark in der Küche. Chivas sprang auf und schlitterte mit heftig wedelndem Schwanz über den glatten Vinylboden.

»He! Nicht so wild, du Idiot.« Mark stieß den Hund beiseite und sah seine Mutter an. Ein eigenartig triumphierendes Grinsen, wie Sharon es noch nie in seinem Gesicht gesehen hatte, erhellte seine Züge. »Ist Paps schon zu Hause?«

Sharon schüttelte den Kopf. »Und wo bist du gewesen?« konterte sie mit einer Kopfbewegung zur Wanduhr. »Siehst du, wie spät es ist?«

Marks Lächeln ließ nur in wenig nach. »Im Sportzentrum«, antwortete er. »Ich kam erst gegen vier hin.«

Sharon runzelte die Brauen, bemühte sich aber, in neutralem Ton zu sprechen. »Was in aller Welt hast du zwei Stunden lang dort draußen gemacht?«

Mark zuckte mit der Schulter und nahm einen Apfel aus dem Korb auf der Anrichte. »Bloß das Übliche. Marty untersuchte mich, und dann machte ich Übungen.«

Sharon schürzte die Lippen, »Was für Übungen?«

Nun verging Mark das Lächeln. »Ist das so wichtig?« fragte er herausfordernd. »Dir gefällt sowieso nicht, was ich tue.«

»Darf eine Mutter nicht neugierig sein?« sagte Sharon in unbeschwertem Ton, ohne auf seine etwas geringschätzig vorgebrachte Herausforderung einzugehen.

»Ach Gott, Mama«, sagte Mark und verdrehte die Augen zur Decke. »Wie kann dich interessieren, was ich da draußen

treibe?«

»Ich bin deine Mutter«, versetzte Sharon mit einiger Schärfe. »Und ist es irgendein großes Geheimnis? Geht dort etwas vor, wovon ich nichts wissen darf?«

Mark starrte sie einen Augenblick an, dann verzog sein Mund sich in einem unverschämten Grinsen. »Ja«, sagte er. »Marty ist ein Schwuler, und wir machen es alle miteinander. Ist es das, was du hören willst?«

»Mark!« rief Sharon aus, deren Blick sofort zu Kelly ging, die neugierig ihren Bruder anstarrte. »Wie in aller Welt kannst du an so etwas auch nur denken?« fragte sie, bevor ihre Tochter sich zu Wort melden konnte.

Mark zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht. Es scheint nur, daß du etwas gegen das Zentrum hast, das ist alles.«

»Es ist nicht ›etwas‹, wie du sagst«, sagte Sharon mit gepreßter Stimme. »Ich möchte lediglich wissen, was du getan hast, das ist alles. Und wenn du nicht willst, daß ich dir Fragen stelle, kannst du anfangen, mir Antworten zu geben.«

Marks Augen blitzten zornig. »Meinetwegen!« fuhr er auf. »Wenn es dir so verdammt wichtig ist, will ich dir sagen, was ich gemacht habe. Ich ging hin und zog mein Turnzeug an, und sie machten Messungen, Puls und Blutdruck und Lungenkapazität und Körperlänge. Recht so?« Er durchbohrte sie mit einem Blick, gab ihr aber keine Gelegenheit, etwas zu erwidern. »Und dann arbeitete ich zwanzig Minuten auf dem Trockenruderer. Und das war dann alles, und ich kam nach Haus. Bist du damit einverstanden?«

Sharon schrak ein wenig zurück, betroffen von der Intensität seines Zornes. Dann riß ihr selbst der Geduldsfaden. »Sprich nicht in diesem Ton mit mir, junger Mann«, fuhr sie ihn an. »Und nein, es ist mir nicht recht!« fuhr sie fort, plötzlich entschlossen, alles herauszulassen. »Für die einfachen Untersuchungen, die du angibst, und dann zwanzig Minuten auf dem Trockenruderer, braucht man keine zwei Stunden.«

Marks Augen wurden schmal. Warum hackte sie auf ihm herum? Er hatte nichts getan. Aber so machte sie es immer. Immer beobachtete sie ihn, als täte er etwas Unerlaubtes, und starrte ihn beim Essen an, als wäre er ein Monstrum oder was! Helle Wut lohte in ihm, und seine Hände ballten sich wie von selbst zu Fäusten. »Was kümmert es dich, was ich da draußen tue?« stieß er hervor. »Du willst bloß, daß ich aufhöre, dorthin zu gehen, nicht? Du willst, daß ich wieder ein mickriger Schwächling werde!«

Sharon funkelte ihren Sohn an; sie zitterte am ganzen Körper. So hatte sie es sich ganz und gar nicht vorgestellt: Sie hatte sich mit Mark zusammensetzen und in Ruhe über alles reden wollen, ihre Sorgen erklären und sich anhören, was er über seine Erfahrungen im Sportzentrum zu berichten hatte. Nun aber standen sie einander in einer Konfrontation gegenüber, und Sharon begriff, daß sie jede Herrschaft über ihren Sohn verlieren würde, wenn sie zurückwich. »Du hast recht«, sagte sie. »Ich wünsche, daß du nicht mehr dorthin gehst. Ich weiß nicht, was Ames mit dir macht, aber du bist nicht derselbe Junge, der du vor einem Monat warst. Und was ich sehe, gefällt mir nicht.«

»Dir gefällt nicht, was du siehst«, imitierte Mark sie in einem rauhen Singsang. Seine Sicht trübte sich ein wenig, und er schien seine Mutter durch einen rötlichen Dunst zu sehen.

Aus den Tiefen seines Unterbewußtseins stieg ein fast unkontrollierbares Verlangen, sie zu schlagen, und er tat einen halben Schritt auf sie zu.

Chivas knurrte leise, spannte seine Muskeln. Sein Blick wich nicht von Marks Gesicht, und der Schwanz, vor einem Augenblick noch hochgehalten, sank zum Boden.

»Jetzt ist es genug!« rief Sharon aus. »Du kannst in dein Zimmer gehen und dort bleiben, bis du dich bei mir entschuldigen willst!« Sie wartete einen Augenblick, aber Mark rührte sich nicht vom Fleck. »Hast du nicht gehört?«

stieß sie nach.

Eine Aufwallung blinder Wut durchströmte Mark. Jeder Muskel seines Körpers schien zu prickeln, und in seinem Hirn hörte er eine winzige Stimme flüstern, die verlangte, daß er der angestauten Wut Luft mache.

Mit einem halberstickten Geräusch, das in seiner Kehle krächzte, hob er die Faust und tat einen Schritt vorwärts. Doch ehe er seiner Mutter näher kommen konnte, sprang Chivas ihn an. Mit einem zornigen Knurren, die Lippen zurückgezogen, katapultierte der große Hund sich auf seinen Herrn. Mark wankte unter dem Gewicht des Aufpralls rückwärts, riß instinktiv die Arme hoch, sich zu schützen, und packte den Hund mit beiden Händen um die Gurgel.

Sharon stand erstarrt und sah mit geweiteten Augen auf das Schauspiel vor ihr. Marks Augen wirkten glasig, seine Kiefer waren so aufeinandergepreßt, daß die Sehnen seines Halses herausstanden. Seine Finger, zitternd vor Wut, krallten sich in die Kehle des Hundes. Chivas, jetzt ein Stück über dem Boden gehalten, zappelte heftig, um sich vom Zugriff seines Herrn zu befreien.

»Mama!« rief Kelly. »Mama, was tut er? Sag ihm, er soll aufhören!«

Aber Sharon konnte nichts tun. Es war, als hätten ihre Füße im Boden Wurzeln geschlagen. Trotzdem streckte sie die Hand nach Mark aus. »Hör auf!« rief sie. »Um Gottes willen, Mark – du bringst ihn um!«

Marks Finger waren um die Hundekehle verkrampft, und nur wie von fern hörte er eine Stimme rufen, er solle aufhören. Aber seine ganze Konzentration war jetzt auf den Hund fixiert. Er fühlte ihn in seiner Umklammerung zappeln, fühlte die Vorderpfoten schwächlich an seiner Brust scharren. Dann, als er seinen Druck nicht lockerte, hörte das Scharren auf, und er spürte nur noch ein paar ersterbende Zuckungen im Körper des Hundes.

Dann nichts mehr.

Seine Sicht begann sich aufzuklären. Plötzlich starrte er in Chivas' Gesicht. Die Augen des Hundes, aus den Höhlen getreten, schienen ihn anzustarren, die Zunge hing schlaff aus dem offenen Maul.

»Ch-Chivas?« stammelte er. Sein Blick verließ den Hund und ging zur Mutter, die ihn aus aschfahlem Gesicht anstarrte, zu Tode erschrocken.

Im Winkel bei der Hintertür kauerte Kelly am Boden und weinte.

Mark starrte wieder den leblosen Körper an, den er noch immer in den Händen hielt. Die Kraft entwich seinen Fingern, und Chivas glitt zu Boden und blieb ausgestreckt liegen, beinahe als schliefe er nur.

»Ich – es tut mir leid«, winselte er. »Ich wollte es nicht!« Er wandte sich ab, unfähig, seiner Mutter oder seiner Schwester ins Gesicht zu sehen, tappte unsicher aus der Küche und die Treppe hinauf zu seinem Zimmer. Er warf die Tür hinter sich zu, stand dann still, mit dem Rücken an die geschlossene Tür gelehnt, und hörte seinen Atem in rauhen, würgenden Stößen gehen.

Es war nicht möglich – er konnte Chivas nicht umgebracht haben. Er konnte es nicht getan haben!

Aber er wußte, daß er es getan hatte.

Der Hund hatte ihn angegriffen, also hatte er ihn getötet.

Aber das stimmte auch nicht, nicht ganz. Chivas hatte nur versucht, seine Mutter zu beschützen.

Seine Mutter! Er erinnerte sich jetzt der blinden Wut, die in ihm aufgestiegen war, ihn überwältigt und getrieben hatte, die Faust gegen sie zu erheben, sie ihr ins Gesicht zu schmettern.

Seiner Mutter!

Es war nicht möglich.

Ein Schluchzen unterdrückend, stolperte er zu seinem Bett, hielt aber inne, als er sich im Spiegel der Kleiderschrantür

sah.

Sein Haar klebte schweißnaß an der Kopfhaut und umrahmte ein Gesicht, das er kaum wiedererkannte.

Seine Augen schienen in ihre Höhlen zurückgesunken zu sein, spähten argwöhnisch unter den dicken Wülsten seiner Brauen hervor.

Sein Unterkiefer schien verdickt und plump, die Lippen waren etwas verzogen und gaben ihm ein verdrießliches Aussehen.

»Nein ...«, wimmerte er leise. »Das bin nicht ich. Das kann ich nicht sein.«

Und unvermittelt kam wieder die Wut über ihn. Er schlug die geballte Faust mit aller Kraft in den Spiegel, der zersplitterte. Vom Aufschlagpunkt schossen lange, gezackte Sprünge in allen Richtungen durch das Glas, Scherben klirrten zu Boden. »Nein«, schluchzte er wieder. Er wankte zurück, unfähig, seinen Blick von dem verzerrten Ebenbild im zerbrochenen Spiegel zu wenden. Aber schließlich sprang er zum Bett, riß das Bettzeug auseinander, packte die dicke Bettdecke mit beiden Händen und fetzte ein Viertel ihrer Länge auf, bevor er sie beiseite warf. Seine Augen, glitzernd vor Wut, blickten im Raum umher, suchten nach anderen Dingen, die er zerstören konnte.

Als er eine halbe Stunde später verausgabt aufs Bett fiel, war das Zimmer völlig verwüstet.

Federn aus einem zerplatzten Kissen bedeckten alles und schwebten noch in der Luft. Seine sinnlos aus Schrank und Kommode gerissenen Kleider lagen überall verstreut. Die Uhr war zerschlagen, eine Lampe lag mit zerquetschten Schirm in der Ecke.

Aber die Wut in ihm war endlich verflogen.

Die Atmosphäre im Haus war derart mit Spannung aufgeladen, daß Sharon endlich die Zeitschrift von sich warf, die sie seit

zwanzig Minuten auf dem Schoß gehalten hatte, ohne darin zu lesen. »Wir müssen darüber sprechen«, sagte sie zu Blake, der, dessen war sie gewiß, seiner Fernsehshow nicht mehr Interesse abgewinnen konnte als sie ihrer Zeitschrift.

»Ich weiß nicht recht, wie wir darüber sprechen können, wenn du mich nicht mal mit Mark reden läßt«, erwiderte er Obwohl seine Stimme ruhig und besonnen klang, war eine Schärfe in ihr, die Sharon warnte.

»Du warst nicht dabei«, sagte sie. »Du kannst nicht verstehen, was geschah.«

»Er erwürgte Chivas«, sagte Blake. »Er machte Anstalten, dich mit der Faust zu schlagen, und als Chivas ihn ansprang, tötete er ihn. Ist es das nicht im großen und ganzen?«

Das war richtig, und doch hätte Sharon ihm, noch als er die Worte aussprach, am liebsten zugerufen, daß es etwas ganz anderes sei, daß Mark nicht er selbst gewesen sei und daß es ausgesehen hatte, als ob irgendein wütender Fremdling in Marks Körper gefahren wäre.

Aber sie hatte bereits versucht, ihm das zu erklären.

Ein paar Minuten, nachdem Mark sich in sein Zimmer geflüchtet hatte, war er vom Büro nach Haus gekommen, hatte erschrocken zugehört, als Sharon gebrochen berichtet hatte, was vorgefallen war, und dann Chivas im Garten begraben, assistiert von der am ganzen Körper zitternden, mühsam das Schluchzen unterdrückenden Kelly.

Vorher schon war er die Treppe hinauf, um Mark zur Rede zu stellen, als Sharon ihn zurückgehalten hatte. »Laß ihn jetzt allein«, hatte sie gebeten. »Er ist über das, was geschehen ist, so entsetzt wie du.«

Blake hatte sie verständnislos angestarrt. »Er ging mit geballter Faust auf dich los und erwürgte seinen eigenen Hund, und du sagst, er sei entsetzt? Ich sage, er hat ein paar energische Worte nötig, wenn nicht eine Tracht Prügel!«

Darauf hatte sie versucht, ihm zu erklären, was geschehen

war, daß Mark von dem Augenblick an, als er nach Haus gekommen war, etwas anderes, Fremdes an sich gehabt hatte, das über die Veränderungen hinausgegangen war, die im Laufe der letzten Wochen eingetreten waren. »Es war ein wilder Ausdruck in seinen Augen«, hatte sie gesagt. »Und als ich ihm erklärte, daß ich keine weiteren Besuche bei Dr. Ames wünsche, wurde er geradezu verrückt.«

Blake hatte sie angestarrt. »Du erklärtest ihm *was*?«

»Du hast mich gehört«, hatte sie mit gedämpfter Stimme erwidert, denn Kelly, die in ihr Zimmer hinaufgegangen war, nachdem sie verkündet hatte, sie wolle nichts zu Abend essen, sollte nicht mithören, was sich wahrscheinlich zu einem Streit entwickeln würde.

Das hatte sie richtig vorausgesehen. Während der Zubereitung des Abendessens war es hin und her gegangen, und als sie und Blake dann allein am Küchentisch gesessen hatten, war es weitergegangen. Zuletzt hatte Blake den Teller von sich geschoben und die Serviette auf den Tisch geworfen. »Ich verstehe es nicht. Du hast keine Ahnung davon, was Ames macht, bist aber überzeugt davon, daß es irgendein schreckliches Experimentierprogramm ist, das unsere Kinder in Ungeheuer verwandelt. Und du willst nicht zulassen, daß ich meinen eigenen Sohn diszipliniere, nicht einmal nach dem, was er heute nachmittag angerichtet hat. Was zum Teufel willst du, daß ich tue, Sharon?«

»Ich möchte dein Einverständnis, daß er nicht wieder zu Ames geht, bis wir wissen, was dort draußen vorgeht. Und ich möchte nicht, daß du ihn wegen etwas bestrafst, was er – und des bin ich ganz gewiß – nicht beabsichtigte.«

»Und wie wollen wir das machen?« hatte er in kühlem Ton erwidert. »Soll ich vielleicht hinausgehen und Ames zur Rede stellen? Ihm sagen, daß du ihn für einen zweiten Mengele hältst, und Einblick in all seine medizinischen Unterlagen verlangen? Meine Güte, ich würde nicht einmal verstehen, was

er mir erzählen könnte!«

»Aber du verstandest genug, um zuzulassen, daß er anfang, Mark zu behandeln, nicht wahr?«

Die Bitterkeit, mit der Sharon den Vorwurf gewürzt hatte, war der Funke am Pulverfaß gewesen. »Ja, so ist es, verdammt noch mal! Und es hat Mark nicht geschadet. Er ist in besserer Verfassung denn je. Und ich sollte meinen, daß du darüber erfreut sein würdest.«

Sie war nahe daran gewesen, Blake von den Mäusen zu erzählen, hatte sich aber rasch eines Besseren besonnen. Es war nicht so sehr der Umstand, daß sie die Tiere aus seiner Firma gestohlen hatte, der ihr Stillschweigen geraten erscheinen ließ, als vielmehr die Erkenntnis, daß er in seiner gegenwärtigen Stimmung nur mit weiterem Spott reagiert haben würde, um dann womöglich zu fragen, was sie mit den Mäusen angefangen habe. Und wenn sie ihm sagte, sie hätte sie MacCallum gegeben ...

Sie schauderte. Nur zu deutlich war ihr seine Wut im Gedächtnis geblieben, als er vor einem Jahr entdeckt hatte, daß ein Programm, das er gerade hatte vermarkten wollen, einem Konkurrenten verraten worden war, der es sich mit ein paar Verbesserungen zu eigen gemacht hatte und Tarrentech dann noch auf dem Markt zuvorgekommen war.

Seit dem Abendessen hatten sie kaum miteinander gesprochen, aber die Spannung des vorausgegangenen Streites, verstärkt noch durch Marks Nichterscheinen, hing noch knisternd in der Luft.

Sie seufzte. »Dann werden wir also nicht drüber sprechen. Gute Nacht.« Sie stand auf und ging aus dem Wohnzimmer. Blake sah ihr nach, doch erst als sie an der Tür war, reagierte er. »Möchtest du, daß ich mit dir komme?« fragte er unsicher.

Sharon wandte den Kopf. »Ich hätte nie gedacht, daß ich dies sagen würde, aber wenn ich nicht mit dir sprechen kann, habe ich ganz sicher kein Verlangen, mit dir zu schlafen.

Vielleicht solltest du heute nacht lieber hier unten bleiben.«

Blake sagte darauf nichts mehr, und sie ging hinaus in die Diele und die Treppe hinauf.

Vor Marks Tür verhiet sie lauschend, wie sie es an diesem Abend schon zweimal getan hatte. Wie zuvor konnte sie auch diemal keine Geräusche aus dem Zimmer hören, obwohl sie überzeugt war, daß er nicht schlief. Sie stellte sich vor, wie er auf dem Rücken lag und zur Decke hinaufstarrte, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Sollte sie ihn in Ruhe lassen, oder hineingehen und versuchen, mit ihm zu sprechen?

Nach einigem Zögern klopfte sie leise an die Tür. Mehrere Sekunden blieb sie ohne Antwort, dann hörte sie Marks Stimme sagen: »Es ist nicht zugesperrt.«

Sie öffnete die Tür, und beim Anblick der Verwüstung stockte ihr der Atem. Kleider, Bettzeug, Federn – das Chaos war überall. Die Schubladen der Kommode waren herausgerissen und lagen verstreut, die Lampe lag noch in dem Winkel, in den Mark sie geschleudert hatte. Sharon biß sich auf die Unterlippe, zwang sich, den Schaden einstweilen zu ignorieren. »Was ist mit dir?« fragte sie, nicht unfreundlich. Sie ging näher zum Bett, wo Mark bäuchlings auf der nackten Matratze lag. Als sie seine Schulter berührte, wälzte er sich in die andere Richtung und lag auf dem Rücken. Er starrte trübe zu ihr auf.

»Ich weiß nicht, was geschehen ist«, sagte er. »Es war – es war, als ob ein anderer in mir wäre. Ich wollte dich nicht schlagen, Mama. Ich – konnte mir einfach nicht helfen.«

Sharon schloß einen Moment die Augen, in denen sich heiße Tränen sammelten. »Es ist schon recht, Junge«, sagte sie mit unsicherer Stimme. »Ich habe mir so etwas gedacht.«

Mark richtete sich auf und schüttelte die Hand ab, die sie wieder nach ihm ausgestreckt hatte. »Es ist nicht gut!« sagte er. »Es ist überhaupt nicht gut. Ich habe Chivas umgebracht, Mama! Meinen eigenen Hund!« Nun kamen auch ihm die

Tränen, und er wischte sie rauh schluchzend mit dem Handrücken weg. »Was ist mit mir?«

Statt eine Antwort versuchte Sharon wieder die Hand nach ihm auszustrecken, aber er schwang die Füße vom Bett und stand auf. Als er auf sie herabsah, bemerkte sie wieder ein seltsames Licht in seinen Augen – dieselbe finster glühende Wut, die sie vorher in der Küche gesehen hatte. »Mark?« fragte sie. »Mark, was hast du?«

Mark wich von ihr zurück. »Ich – ich weiß nicht«, stammelte er. »Es – Mama, es fängt wieder an.«

Sharon war gleichfalls aufgesprungen. »Was, Mark? Was fängt wieder an?«

Aber er schüttelte nur den Kopf und schob sich zur Tür. »Ich muß gehen, Mama. Ich muß weg von hier!«

»Mark, warte!« bat Sharon, aber er war schon hinaus, und sie hörte ihn die Treppe hinunterpoltern. Als sie selbst den Treppenabsatz erreichte, war er schon an der Garderobe und suchte nach einer Jacke. Er starrte mit brennenden Augen zu ihr hinauf. Dann war er fort und warf die Haustür krachend hinter sich zu.

Fast gleichzeitig kam Blake aus dem Wohnzimmer und spähte die Treppe hinauf. »Was zum Teufel ist hier los?« fragte er. »War das Mark?«

Sharon nickte. »Irgend etwas stimmt nicht mit ihm, Blake«, sagte sie. »Als ich hineinging, war er eine Minute ganz vernünftig, aber dann drehte er wieder durch.«

Blake runzelte die Brauen. »Was sagtest du zu ihm?«

»Nichts!« rief sie aus. »Ich wollte ihm nur sagen, daß ich ihm nicht böse bin, ihn wissen lassen, daß ich ihn liebe. Und er war so unglücklich. Blake, du hättest ihn sehen sollen! Und dann, auf einmal ...« Sie suchte nach Worten, gab es auf, »Ich kann es nicht beschreiben«, sagte sie. »Er sagte, es sei, als hätte er einen anderen in sich.« Sie ließ sich auf die oberste Stufe sinken und schlug die Hände vors Gesicht. »O Gott, Blake.

Was wird aus ihm? Ich habe solche Angst. Solch schreckliche Angst.«

Blake stieg rasch die Treppe hinauf und legte die Arme um Sharon. »Es wird alles gut werden, Schatz«, sagte er in beruhigendem Ton. »Er macht eine harte Zeit durch, das ist alles. Und er wird da herauswachsen, du wirst es sehen.«

Hinter ihm ging leise die Tür auf, dann stand Kelly im Flur und rieb sich die Augen. Sie kam zu ihnen und legte dem Vater die Arme um den Hals. »Was ist mit Mark?« fragte sie. »Ist er krank?«

»Nein.« Blake legte den freien Arm um sie und zog sie zu sich. »Mark fehlt überhaupt nichts, und ich möchte nicht, daß du dir deswegen Sorgen machst.«

»Aber er hat Chivas umgebracht!« wimmerte sie.

»Es war nicht Mark, Kind«, sagte Sharon. »Was auch geschieht, ich möchte nicht, daß du denkst, Mark habe Chivas umgebracht. Er würde das nicht tun, Kind. Nicht dein Bruder.«

»Wer war es dann?« fragte Kelly, den Kopf auf die Seite gelegt, als sie vergeblich versuchte, aus den Worten ihrer Mutter schlau zu werden. »Ich habe doch gesehen, wie er ihn erwürgt hat!«

»Ich weiß nicht«, gab Sharon zu. »Aber es war nicht Mark!«

Mark eilte durch die dunklen Straßen, im Ungewissen, wohin er ging oder warum. Die Gedanken gingen ihm wie ein Mühlrad im Kopf herum, aber er konnte nicht begreifen, was geschehen war.

Warum war die Wut wieder über ihn gekommen? Er hatte sich normal gefühlt, als seine Mutter hereingekommen war. Er hatte nicht mehr geweint, auf dem Bett gelegen und versucht, sich über das Geschehene klarzuwerden.

Und seine Mutter hatte ihm helfen wollen.

Sie war nicht zornig gewesen, hatte ihn nicht angeschrien, nicht einmal ein Wort darüber verloren, daß er sein Zimmer

ruiniert hatte! Sie hatte ihm nur helfen wollen.

Und dann war die Wut wieder in ihm aufgekommen. Er hatte sie angesehen, und plötzlich hatte die Flamme in ihm wieder gezündet, und er hatte den Wunsch verspürt, die Hände um ihre Kehle zu legen und zuzudrücken ...

Zuzudrücken, wie er es bei Chivas gemacht hatte, bis sie aufhörte zu reden, zu atmen, sich in seinem Griff zu winden.

Und er hätte es getan, wäre er nur eine Minute länger geblieben.

Er verlangsamte und blickte umher. Auf der anderen Straßenseite war das Haus der Harris', und plötzlich kam ihm eine Erleuchtung. Er überblickte die Straße in beide Richtungen, dann lief er hinüber und zwischen den Häusern durch in den Garten der Harris'.

Das Haus war dunkel, ebenso die Nachbarhäuser.

Er klopfte leise an das Fenster von Lindas Zimmer, dann etwas kräftiger. Gleich darauf vernahm er ein Geräusch, dann wurden die Vorhänge ein kleines Stück geteilt, und Linda spähte heraus.

»Ich bin's«, flüsterte Mark. »Komm raus.«

»Mark?« sie öffnete das Fenster. »Was machst du hier?«

»Ich muß mit dir reden«, flüsterte Mark. »Bitte.«

Linda zögerte, aber die Dringlichkeit seines Tones half ihr, sich zu entscheiden. »Augenblick«, sagte sie. »Ich muß mich anziehen.«

Ein paar Minuten später schlüpfte sie aus der Hintertür, hielt den Zeigefinger an die Lippen und führte ihn die Zufahrt hinaus zur Straße. »Was ist los?« fragte sie, als sie in sicherer Entfernung vom Haus waren.

Mark versuchte, ihr zu erzählen, was geschehen war, und seine Stimme versagte mehrmals, als er berichtete, wie er Chivas erdrosselt hatte.

Sie starrte ihn an. »Du hast Chivas umgebracht?«

Mark nickte stumm. Tränen rannen ihm über die Wangen

»Ich wollte es nicht«, schluchzte er. »Und ich wollte meiner Mutter nichts tun. Aber ich war drauf und dran, das weiß ich!«

Bei diesen Worten kam Linda ungebeten Jeff LaConner in den Sinn, wie er sie bei den Schultern gepackt und geschüttelt hatte. Erst durch ihre Ohrfeige war er zur Besinnung gekommen und hatte überrascht ausgesehen, als wäre ihm gar nicht bewußt gewesen, was er getan hatte.

Und sie war beinahe sicher, daß er zu weinen begonnen hatte, als er sich abgewandt hatte und in die Nacht davongelaufen war.

»Was willst du machen?« fragte sie.

Mark schüttelte hilflos den Kopf.

Linda wollte seine Hand greifen, aber Mark entzog sie ihr. »T-tue das nicht«, sagte er mit bebender Stimme. »Das hat meine Mutter auch getan. Sie hat mich nur angefaßt, und schon wurde ich wie verrückt!«

Linda zog ihre Hand zurück, sah ihm in die Augen »Es ist wie mit Jeff, nicht?« sagte sie. »Wie an dem Abend, als er dich verprügelte. Du hattest ihm nichts getan, nichts gesagt, ihn nicht mal schief angesehen. Er ging einfach auf dich los.«

Mark starrte sie in der Dunkelheit an.

»Vielleicht ist es Dr. Ames«, sagte Linda nach einer Weile. »Vielleicht hat er mit Jeff etwas gemacht, und nun macht er es mit dir.«

»Aber er hilft mir«, widersprach Mark. »Stell dir vor, heute nachmittag habe ich sogar die Aufnahme in die Footballmannschaft geschafft.«

»Du hast was?« Linda starrte ihn ziemlich verständnislos an.

»Ich bin in die Footballmannschaft aufgenommen worden«, sagte er. »Ich wollte es heute abend meinen Leuten sagen, bevor ...«

»Aber ich denke, du hast für Football gar nichts übrig?«

Mark schüttelte den Kopf. »Ich – ich weiß nicht, vielleicht habe ich mich geändert.«

Ein schwacher Widerschein von einer entfernten Straßenlaterne beleuchtete Marks Gesicht kaum ausreichend, doch selbst in diesem trüben Halbdunkel konnte Linda erkennen, daß Mark sich tatsächlich verändert hatte.

Sein Gesicht sah gröber aus, seine sanften, freundlichen Züge härter. Die Augen, kleiner und wie in die Höhlen gesunken, hatten einen wilden Blick an sich, und sein Mund – die vollen Lippen, die immer so weich und gefühlvoll ausgesehen hatten – hatte jetzt einen derben, beinahe grausamen Zug.

Wieder kam ihr das Erinnerungsbild von Jeff LaConner in den Sinn.

»Ich werde mit meinem Vater reden«, sagte sie plötzlich. »Morgen früh werde ich ihm alles erzählen, was geschehen ist, und er wird eine Lösung wissen. Einverstanden?«

Mark sah sie einen Augenblick ungewiß an, dann nickte er. »Einverstanden.«

Sie kehrten um und gingen zurück zu ihrem Haus. Dort angelangt, legte Mark die Arme um sie und drückte sie an sich. »Ich will dir nicht weh tun«, murmelte er, das Gesicht in ihrem Haar. »Ich will niemandem weh tun.«

»Du wirst es auch nicht«, sagte Linda. »Du bist nicht wie Jeff, und du wirst niemandem weh tun.«

Sie trat zurück, und einen Augenblick glaubte sie zu fühlen, wie Mark fester zugriff. Plötzlich aber ließ er sie los und wandte sich weg. Sie war nahe daran, ihm nachzurufen, ließ es aber sein, als ihr wiederum Jeff LaConner einfiel. Sie wartete, bis er hinter der nächsten Ecke verschwunden war, dann eilte sie zurück ins Haus. Der Gedanke an ihren Vorsatz, sich an ihren Vater um Rat zu wenden, beruhigte sie. Morgen würde alles besser aussehen.

Schließlich hatte ihr Vater Tarrentech unter sich, nicht wahr?

Wenn jemand Mark helfen konnte, dann sicherlich er.

ALS SIE AM NÄCHSTEN MORGEN AUFWACHTE, glaubte Sharon einen Moment, daß es alles ein schlechter Traum gewesen sei. Sie würde die Hand nach Blake ausstrecken, wie sie es jeden Morgen tat, und die Arme um ihn legen und sich eine Weile an ihn schmiegen, bevor sie aufstand, den Tag zu beginnen. Mark würde schon auf sein, und sie würde Chivas an seiner Tür schnüffeln hören, wenn sie auf dem Weg hinunter zur Küche daran vorbeiging.

Aber als sie die Hand nach Blake ausstreckte, und er nicht da war, begriff sie, daß es kein Traum gewesen war.

Sie fühlte sich erschöpft, als ob sie kein Auge zugetan hätte, doch als sie sich überwinden konnte, ein Auge zu öffnen und den Wecker auf ihrem Nachttisch anzublinzeln, sah sie, daß sie nicht nur geschlafen, sondern verschlafen hatte. Es war kurz vor acht. Sie richtete sich auf, fiel dann zurück aufs Kissen, niedergedrückt von einer Welle der Verzweiflung.

Nachdem Mark letzte Nacht aus dem Haus gelaufen war, hatte sie zunächst geglaubt, die Verstimmung zwischen ihr und Blake werde heilen, und eine Weile hatte es auch den Anschein gehabt, während sie im Wohnzimmer auf die Rückkehr ihres Sohnes gewartet hatten. Ihrem ersten Impuls folgend, hatte sie die Polizei anrufen wollen, aber Blake hatte sie überzeugt, daß es besser sei abzuwarten, wenigstens eine Stunde.

»Er wird sich nicht in Schwierigkeiten bringen«, hatte er ihr gesagt. »Er ist bloß aufgeregt. Sobald er sich beruhigt, wird er nach Haus kommen.«

Natürlich hatte Blake recht gehabt – eine knappe Stunde später hatten sie gehört, wie die Hintertür leise geöffnet und wieder geschlossen worden war. Mark war in die Diele gekommen und die Treppe hinaufgestiegen, und erst als Blake das Wort an ihn gerichtet hatte, war ihm bewußt geworden, daß sie beide da waren, im Halbdunkel des Wohnzimmers saßen

und auf ihn warteten.

Er war nicht hereingekommen, sondern in der tieferen Dunkelheit der Diele geblieben. In einem Ton, aus dem seine innere Anspannung herauszuhören war, hatte er sich wieder dafür entschuldigt, was vorher geschehen war. Als Blake ihn gefragt hatte, wo er gewesen sei, hatte er nur einen Augenblick gezögert. »Nirgends. Ich ging bloß eine Weile herum und kam dann nach Haus.«

Er war in sein Zimmer hinaufgegangen, und eine Weile waren Blake und sie stumm im unbeleuchteten Wohnzimmer geblieben. Dann hatte Blake die Worte ausgesprochen, die den Streit wieder hatten aufleben lassen: »Siehst du? Es fehlt ihm nichts, Schatz. Er mußte nur mit sich ins reine kommen.«

Darauf war es wieder eine Stunde hin und her gegangen, bis Sharon schließlich zum Schlafzimmer hinaufgegangen war und Blake im Wohnzimmer zurückgelassen hatte. Erschöpft war sie ins Bett gekrochen, aber unfähig zu schlafen, den Kopf voller widersprüchlicher Gedanken. Irgendwann war sie zuletzt in unruhigen Schlaf gesunken.

Nun stand sie auf, fuhr in den Morgenmantel und ging hinunter. Das Haus war still, und einen Augenblick fragte sie sich, wo Chivas sei. Sie ging in die Küche und schenkte sich eine Tasse Kaffee aus der Kanne ein, die Blake ihr zurückgelassen hatte, dann fiel ihr Blick auf die Notiz, die er geschrieben hatte. Es war eine seltsame Notiz, wie die kurze Botschaft eines Ehemannes, der lediglich beschlossen hatte, seine Frau länger schlafen zu lassen. Er habe den Kindern das Frühstück gemacht, schrieb er, und sie dann zur Schule geschickt:

PS: Mark heute früh in guter Verfassung. Er schaffte gestern die Aufnahme in die Footballmannschaft! Ist das nicht großartig?

Mark in guter Verfassung. Das war es schon, nach allem, was gestern geschehen war? *Mark in guter Verfassung!* Sie

zerknüllte die Notiz und warf sie durch die Küche. Wenn Mark in so guter Verfassung war, wie erklärte Blake dann den Zustand seines Zimmers? Sie hatte auf dem Weg in die Küche nur einen Blick hineingeworfen und sich dann abgewandt, als könne sie durch Nichtbeachtung vorgeben, die Episode habe sich nie ereignet.

Sie blickte zur Uhr und überlegte, ob es noch zu früh sei, Dr. MacCallum im Bezirkskrankenhaus anzurufen, und sagte sich, daß sie noch warten mußte. Wäre er schon im Besitz von Neuigkeiten, hätte er sie angerufen.

Sie räumte das Geschirr vom Tisch, wo ihre Familie es stehengelassen hatte – wenigstens das war normal –, und begann die Reste in den Mülleimer zu schaben. Ihr Blick ging gewohnheitsmäßig hinaus in den Garten und zum Kaninchenstall.

Auch die Kaninchen sahen vollkommen normal aus, saßen wie immer aneinandergeschmiegt in einem Winkel des Geheges.

Dann sah sie den Rauhreif im Gras – sogar der Himmel sah frostig aus – und runzelte die Stirn. Was machten die Kaninchen draußen im Gehege? Wenn es kalt war, gingen sie nur zum Fressen ins Freie, um sich dann wieder in die Wärme ihres Stalles zurückzuziehen.

Sie unterbrach ihre Arbeit und spähte angestrengt hinüber, einen tropfenden Teller in der linken Hand.

Die Kaninchen rührten sich nicht.

Ihre Hand begann zu zittern. Rasch legte sie den Teller auf die Spüle, zog den Morgenmantel enger um sich und lief zur Hintertür hinaus in die Eiseskälte des Morgens.

Das bereifte Gras knirschte unter ihren Pantoffeln, als sie über den Rasen zum Kaninchenstall lief. Im Nu durchdrang die Kälte ihr dünnes Gewand, und sie bekam eine Gänsehaut.

Sie starrte zu den Kaninchen, dann ging ihr Blick zur Futterschale.

Sie war voll, und in dem Gefäß daneben war frisches Wasser.

Und die Kaninchen rührten sich noch immer nicht.

Sie waren erfroren.

Der Gedanke war ihr kaum in den Sinn gekommen, da begriff sie schon, daß er falsch war. Die Kaninchen saßen nicht aneinandergeschmiegt, wie sie es gewöhnlich machten. Sie waren einfach in dem Winkel aufgehäuft, zwei lagen auf dem Rücken, die anderen sahen aus, als wären sie wie alte Lumpen übereinandergeworfen worden.

Mit zitternden Händen öffnete sie die Tür zum Stall und griff hinein, eines der kleinen Tiere aufzuheben.

Sein Kopf fiel haltlos nach hinten, so daß er auf dem Rücken des Kaninchens ruhte.

Seine Halswirbel waren gebrochen.

Wie betäubt nahm sie die vier andern Kaninchen heraus.

Alle waren auf die gleiche Weise gestorben.

Vor ihrem inneren Auge erschien ungebeten das Bild des sterbenden Chivas, wie er zuckend in Marks Würgegriff über dem Boden gehangen hatte. Das Kaninchen entfiel ihren Händen. Mit einem kleinen Schrei sprang sie auf und lief zurück zum Haus.

Sie ließ sich auf einen der Küchenstühle sinken, um Selbstbeherrschung ringend. Mark konnte die Kaninchen nicht umgebracht haben – er konnte das nicht getan haben! Er liebte sie!

Aber er hatte Chivas getötet.

Nein! rief sie sich zu. Etwas in ihm hatte Chivas umgebracht. Etwas in ihm, über das er keine Kontrolle hatte!

Sie nahm sich das Telefonbuch vor, blätterte nervös darin herum, wählte dann die Nummer des Bezirkskrankenhauses.

Sobald sich am anderen Ende die Stimme meldete, wußte sie, daß etwas nicht in Ordnung war.

»Hier ist Sharon Tanner«, sagte sie. »Könnte ich Dr. MacCallum sprechen?«

Es blieb einen Augenblick still, dann antwortete die Stimme: »Ach, Mrs. Tanner, haben Sie nicht gehört? Dr. MacCallum ...« Die Stimme brach, und Sharon konnte die Frau nach Atem ringen hören. »Entschuldigen Sie, Mrs. Tanner«, fuhr die Stimme fort. »Er ist tot. Er – er kam gestern bei einem Autounfall ums Leben.«

Sharon hörte kaum hin, als Susan Aldrich erklärte, was geschehen war, denn sie erinnerte sich nur zu gut des leisen Klickens und des hohlen Tons im Telefon, die sie auf den Gedanken gebracht hatten, daß jemand ihr Gespräch mit MacCallum abgehört hatte.

Jemand hatte sie abgehört, und nun war Dr. MacCallum tot. Es kümmerte sie nicht, was Susan Aldrich sagte – sie wußte, daß, was immer dem Arzt zugestoßen war, kein Unfall gewesen war.

Charlotte LaConner begriff, daß sie geisteskrank war.

Es war die einzig mögliche Antwort, denn nur Geisteskrankheit konnte die Alptraumwelt erklären, in der sie sich befand.

Sie konnte sich überhaupt nicht bewegen.

Ihre Gliedmaßen fühlten sich bleiern an, ihr ganzer Körper war gelähmt von einer Lethargie, die sie nie zuvor erlebt hatte. Sie konnte den Kopf ein wenig von einer Seite zur anderen bewegen; das war schon das Äußerste.

Sie hatte abwechselnd geschlafen und in einer Art Dämmerzustand gewacht, aber seit langem jede Fähigkeit zur Unterscheidung verloren, welcher Zustand Schlaf und welcher Wachen war. Um sie her dauerte das gedämpfte Heulen der Alpträume an, leises verzweifelter Stöhnen, hin und wieder überlagert von schrillen Schmerzens- oder vielleicht Wutschreien.

Sie wußte nicht, welches von beiden zutraf, es kümmerte sie auch nicht – denn inzwischen war ihr Geist unempfindlich gegen die schrecklichen Geräusche geworden und hatte den

Versuch fast aufzugeben, die Realität dahinter zu beschwören.

Während des Schlafes waren sie schlimmer, denn dann verliehen die gräßlichen Geräusche ihren Träumen beklemmendes Leben. Mit den Geräuschen waren Gestalten verbunden, bizarre Ungeheuer, die sie in der Dunkelheit umkreisten und ihr erst flüchtige Blicke in ihre scheußlichen Gesichter erlaubten, bevor sie sich in die Schwärze zurückzogen und sie mit ihrer Furcht vor dem, was als nächstes kommen mochte, allein ließen.

Sie war überzeugt, daß die Ungeheuer sie früher oder später ermorden würden. Und sie konnte nichts tun, als in der erstickenden Dunkelheit auf den letzten Augenblick zu warten.

Aber jedesmal, wenn die Ungeheuer nahe herankrochen – so nahe, daß sie ihren stinkenden Atem riechen und zwischen den erschreckenden Lärmausbrüchen ihren raschelnden Atem hören konnte und im nächsten Augenblick den Angriff erwartete und zu beten begann, daß sie endlich über sie herfallen und ihrem elenden Vegetieren ein Ende machen möchten –, schlichen sie wieder davon in die Dunkelheit, aus der sie gekommen waren, und Charlotte schluchzte stumm in sich hinein, denn der Tod war ihr willkommen, wenn er sie nur von der HölLENqual dieses Lebens befreien würde.

Nun schwebte sie wieder aufwärts in einen halbbewußten Zustand. Es war, wie unter Wasser zu sein und zu der Erkenntnis zu kommen, daß sie sterben würde, wenn sie nichts täte. Und obwohl sie sich oft den Tod wünschte, wich sie in jenen seltsam halbrationalen Augenblicken, wenn sie fühlte, daß sie überhaupt wünschen konnte, im letzten Moment zurück, widerstand dem Drang, tief Atem zu holen und die kühle Vergessenheit des klaren Wassers zu fühlen, das in ihre Lungen einströmte.

Leise stöhnend bewegte sie wieder den Kopf zur Seite. Die Dunkelheit schien endlich fortgespült zu werden, und dann traf ein Lichtstrahl ihre Augen. Mit einem unterdrückten Aufschrei

versuchte sie sich dem Schmerz, den er mit sich brachte, zu entziehen.

Aber wieder konnte sie ihre Gliedmaßen nicht bewegen. Sie lag still, und langsam wurde sie ihrer selbst bewußt. Diesmal mußte sie wirklich wach sein. Sie bewegte die Zunge im Mund, und sie fühlte sich dick und taub an, und ihr Mund war trocken.

Eine Sekunde später fing sie an zu husten. Als die Krämpfe ihren Körper schüttelten, fühlte sie zum ersten Mal die Gurte, die sie ans Bett fesselten.

Also konnte sie sich tatsächlich nicht bewegen.

Nun wollte sie die Augen öffnen, doch selbst diese Anstrengung war zuviel für sie. Endlich, als das Husten nachließ und sie wieder normal atmete, gelang es ihr, die Lider einen Spalt aufzuzwingen.

Sie war in einem weißgekachelten Raum. Über ihr schien eine strahlende Lichtkugel mitten in der Luft aufgehängt zu sein.

Aber die Geräusche des Alptraums dauerten an. Und dann trat in dem Lärm eine Pause ein, und sie hörte eine Stimme.

»Sie ist wach, Dr. Ames.«

Sie schloß wieder die Augen, überwältigt von Hoffnungslosigkeit. Sie wußte nicht, wie lang sie so lag, noch kümmerte es sie, denn wenn sie diesmal auch die Gewißheit hatte, wach zu sein, schien ihr doch ebenso gewiß, daß der Alptraum nicht enden würde. Dann hörte sie eine andere Stimme.

»Mrs. LaConner? Ich weiß, daß Sie wach sind. Können Sie zu mir sprechen?«

Ihre Lider flatterten, hoben sich wieder. Das Licht war jetzt weniger grell. Auf einer Seite ihres Gesichtsfeldes konnte sie jemanden sehen.

Dr. Ames.

Sie versuchte zu sprechen, brachte aber kein Wort heraus.

»Geben Sie ihr etwas Wasser«, hörte sie Ames sagen.

»Nicht viel – nur um den Mund zu spülen.«

Eine Hand hob ihren Kopf, dann fühlte Sie ein Glas an den Lippen. Sie sog das Wasser durstig heraus, spülte sich den Mund damit aus, schluckte es hinunter und versuchte, mehr anzusaugen.

»Das ist genug«, hörte sie Ames sagen. Er beugte sich über sie.

»W-wo bin ich?« stieß Charlotte hervor, kaum imstande, das krächzende Geräusch als ihre eigene Stimme wiederzuerkennen.

»In meiner Klinik«, sagte er jetzt. »Sie hatten einen Zusammenbruch, Mrs. LaConner. Sie haben geschlafen.«

»Wie lange?«

»Ein paar Tage«, erwiderte Ames. Charlotte stöhnte und schloß wieder die Augen. Und dann erinnerte sie sich undeutlich dessen, was geschehen war, kurz bevor die Dunkelheit sich auf sie herabgesenkt hatte.

»Jeff ...«, flüsterte sie. »Wo ist Jeff?«

»Er ist auch hier«, sagte Ames.

Charlottes Züge kamen in Bewegung, als versuchte sie die Stirn zu runzeln, ohne indessen die Kraft zu finden. »Hier? Aber ich dachte ...«

»Er ist krank, Mrs. LaConner«, sagte Ames. »Er ist sehr krank, und wir versuchen, ein Heilmittel für ihn zu finden.«

»Krank?« echote Charlotte. »Ich dachte ...« Sie brach ab, außerstande, die Worte zu formulieren, die gerade außerhalb ihrer Reichweite zu schweben schienen. »Ich will ihn sehen«, flüsterte sie. »Bitte ...«

Eine Zeitlang hörte sie nichts, aber die Anstrengung des Sprechens war zuviel für sie. Dann drang wieder Ames' Stimme an ihr Ohr. »Er ist sehr krank, Mrs. LaConner.«

Charlotte mühte sich, die rechten Worte zu finden »Ich – ich bin seine Mutter«, keuchte sie. »Ich kann ihm helfen.« Sie zwinkerte wieder und blickte Ames ins Gesicht. »Bitte«, bat sie, »lassen Sie mich zu ihm ... lassen Sie mich ihm helfen.«

Langsam erschien ein Lächeln in Dr. Ames' Gesicht. »Ja«, sagte er, »ich denke, vielleicht können Sie ihm helfen. Und es gibt wirklich keinen Grund, warum Sie ihn nicht sehen sollten, wenn Sie es wirklich wünschen.« Er verschwand aus ihrem Blickfeld, und als er wiederkam, schob er einen Rollstuhl vor sich her. Er öffnete die Gurte, die Charlotte niederhielten und half ihr behutsam von ihrem Lager. Die geringe Anstrengung, die erforderlich war, um in den Rollstuhl zu kommen, bewirkte ein Gefühl völliger Erschöpfung, und obwohl sie versuchte, die Augen offen zu halten und alles zu beobachten, als Ames den Rollstuhl hinaus und in einen Korridor schob, war die Anstrengung zu groß. Sie ließ die Lider wieder sinken und fühlte, wie der Schlaf zurückkehrte. Sie wehrte sich dagegen, indem sie ihre Gedanken auf die Worte konzentrierte, die Ames sprach, als sie langsam durch das Gebäude geschoben wurde. Sie konnte nur Bruchstücke auffangen, und ihr benebelter Verstand vermochte dem wenigen, das sie hörte, kaum einen Sinn abzugewinnen: »... versuchten das Ungleichgewicht zu korrigieren ... Hormone ... etwas ... außer Kontrolle ... müssen etwas anderes probieren ...«

Dann gingen seine Worte in einem jähen Ausbruch der Alptraumgeräusche unter, die sie im Schlaf und bei Bewußtsein so lange verfolgt hatten. Aber die Geräusche waren jetzt klar, nicht mehr gedämpft. Sie durchschnitten die Luft und zerrissen den Nebel ihrer Benommenheit.

Sie richtete sich im Rollstuhl auf, und ihre Augen öffneten sich, endlich den Ursprung der Schreie zu sehen: Es war ein Raum, ähnlich demjenigen, in welchem sie erwacht war; nur war dieser länger und enthielt eine Reihe von Käfigen – großen Käfigen aus dickem, an schweren einzementierten Winkeleisen verankertem Maschendraht. Die meisten waren leer.

Zwei waren es nicht.

In einem saß eine merkwürdige Kreatur zusammengekauert im hinteren Winkel, die Beine an den massigen Brustkorb

gezogen, den Kopf auf den Knien, und starrte mit schwelenden Augen, die unter vorspringenden Brauen glommen, in die Welt. Der herabhängende Unterkiefer der Kreatur zeigte eine Reihe dicker Zähne, und aus den Tiefen ihrer Kehle drang ein unaufhörliches, an- und abschwellendes Stöhnen und Ächzen, als litte es unaussprechliche Schmerzen.

Die Arme waren um die Unterschenkel gelegt, und an den Enden der riesigen Finger sah Charlotte zerkaute, zu Klauen gewordene Fingernägel. Als sie die Kreatur anstarrte, verschwand einer der Finger in ihrem Mund, und das Wesen begann an der Klaue zu kauen, ohne das Stöhnen zu unterbrechen.

Charlotte war entsetzt. Sie hatte niemals ein Geschöpf wie dieses gesehen. Sein Anblick widerte sie an und mesmerisierte sie gleichzeitig. Endlich riß sie den Blick davon los und wandte sich zögernd zum anderen Käfig.

Ein Schrei stieg ihr in die Kehle, wurde aber von der plötzlichen Zusammenschnürung abgewürgt, als sie mit schrecklicher Klarheit erkannte, daß sie ihren eigenen Sohn anstarrte.

Oder was einmal ihr Sohn gewesen war.

Jeff war eben noch als vormals menschlich erkennbar. Es war noch möglich, seine blauen Augen wiederzuerkennen, die aus den tief eingesunkenen Höhlen blickten. Sein Gesicht war verformt, der Unterkiefer unförmig. Die aus dem Mund hervorstehenden Zähne hatten sich mit ihrem Wachstum aus den Zahnreihen herausgedrängt, und er konnte den Mund nicht mehr schließen.

Seine Schultern hatten sich grotesk verbreitert, und an den Enden seiner Arme, die jetzt bis unter die Knie hingen, waren die Hände zu massiven Keulen gewachsen, denen die knorrigen, krummen Klauen seiner Finger entwuchsen.

Aus Jeffs Kehle drangen die fürchterlichen Wutschreie, die sie in ihren Alpträumen verfolgt hatten. Während Charlotte

starr vor Entsetzen zusah, warf er sich von einer Seite des Käfigs zur anderen und riß mit blutenden Fingern am Maschendraht.

Ames schob den Rollstuhl näher. Zum ersten Mal erblickte Jeff seine Mutter. Ein Heulen brach aus den Tiefen seines Rumpfes hervor, als seine Augen sie flammend vor unbeherrschter Wildheit anstarrten. Das Wutgebrüll widerhallte noch von den gekachelten Wänden, als Jeff sich gegen die Vorderseite des Käfigs warf. Dort war eine schmale Öffnung, durch die Wärter eine Schale mit Essen schieben konnten. Jeffs rechter Arm fuhr plötzlich durch diese enge Öffnung, seine Hand schloß sich um Charlottes Kehle, daß die langen Finger ihren Hals vollständig umschlossen und die Klauen seiner Fingernägel sich tief in ihr Fleisch bohrten.

Sie kreischte auf, aber diesmal verschloß ihr Jeffs Zugriff die Kehle, und kein Laut kam heraus.

Und dann brach Jeff seiner Mutter mit einer jähen Drehung des Handgelenks das Genick.

Ames starrte einen Augenblick schweigend auf das Schauspiel vor ihm, dann drückte er einen Knopf neben der Tür, und sofort ertönte eine Alarmklingel. Sekunden später stürmten drei Wärter in den Raum, prallten aber zurück, als sie Charlottes Leichnam sahen, der noch immer von Jeffs Hand umklammert wurde.

»Mein Gott«, flüsterte einer von ihnen. »Was ...«

»Ich konnte es nicht verhindern«, unterbrach ihn Ames. »Sie stieß sich mit dem Rollstuhl zum Käfig, und er packte sie.« Dann wurde seine Stimme ärgerlich. »Stehen Sie nicht herum wie Idioten – holen Sie den Schlauch!«

Sofort zog einer der Wärter einen Feuerwehrschauch von seiner Rolle an der Wand, und ein zweiter drehte das Ventil auf, das den Wasserstrom freigab.

Der Wasserdruck war so stark, daß sie zu zweit die Ausgußröhre des Schlauches halten und auf Jeff zielen mußten.

Der armdicke Wasserstrahl traf ihn vor die Brust, und einen Augenblick schien er überrascht. Dann stieß er ein Wutgebrüll aus, ließ den Hals seiner Mutter los und wankte einen Schritt zurück. Dann faßte er mit beiden Händen in den Maschendraht und stemmte sich gegen die Gewalt des Wassers, schrie in hirnloser Raserei zu seinen Peinigern hinaus. Während die zwei ersten Wärter sich darauf konzentrierten, den Wasserstrahl auf ihn zu halten, zog der dritte Charlottes Körper in den Rollstuhl zurück und schob ihn rasch aus dem Raum.

Martin Ames folgte dem Mann. Sobald sie den wilden Lärm hinter sich gelassen hatten, sagte er: »Schaffen Sie die Frau sofort in den Sektionsraum. Ich brauche innerhalb von fünf Minuten ihre Hirnanhangdrüse und die Nebennieren – der Rest kann warten.«

Beschäftigt mit der Frage, wie er Charlotte LaConnors Organe verwerten könnte, machte er kehrt und schritt durch den Korridor zum Laboratorium.

Sharon hatte sich eben angezogen, als die Türglocke ertönte. Sie eilte hinunter in die Diele, entschlossen, ungebetene Besucher so kurz wie möglich abzufertigen. Doch als sie die Tür öffnete und Elaine Harris' füllige Gestalt auf dem Fußabstreifer stehen sah, hellte sich ihre Miene auf.

»Elaine! Mein Gott, es ist noch nicht halb neun. Ich war gerade dabei ...« Sie brach ab. Was tat Elaine hier? Bevor sie fragen konnte, sagte Elaine es ihr.

»Ich wollte wissen, ob ich irgendwie helfen kann«, sagte sie mit einem mitfühlenden Blick.

Sharon sah sie verwirrt an. »Ich weiß nicht, was du meinst...«

Elaine trat ein und schloß die Tür hinter sich. Mit etwas gedämpfter Stimme sagte sie: »Linda erzählte uns, was gestern abend passierte.«

»Linda?« Sharons Verwirrung wuchs.

Das Lächeln schwand aus Elaines Zügen und wurde durch Besorgnis ersetzt. »Hat Mark dir nicht erzählt, daß er gestern abend herüberkam und mit Linda sprach?«

Sharon schüttelte benommen den Kopf. Was hatte er Linda gesagt? Und was hatte Linda ihren Eltern erzählt?

Zwei Minuten später wußte sie es und verlor den Mut. Was immer vorging, sie war überzeugt, daß Tarrentech dahintersteckte – und das bedeutete Jerry Harris, wenn nicht sogar Blake. Seit sie von MacCallums Tod gehört hatte, war ihr sogar der Gedanke gekommen, ob es möglich sei, daß Blake sich hatte hineinziehen lassen. Sie hatte die Idee zurückweisen wollen, doch je länger sie darüber nachdachte – über seinen Unwillen, über die Tätigkeit von Dr. Ames im Sportzentrum zu diskutieren, und seine Feindseligkeit, als sie ihm gesagt hatte, sie wolle Mark von dort fernhalten –, desto stärker wurden ihre Zweifel.

Was Jerry Harris betraf, so hegte sie jedoch keinerlei Zweifel.

»Jerry versprach, sich heute morgen mit Marty Ames in Verbindung zu setzen«, fuhr Elaine fort. »Ich bin überzeugt, daß Marks Verhaltensstörungen keinen ernstesten Hintergrund haben.«

»Du meinst, wie sie auch bei Jeff LaConner keinen ernstesten Hintergrund hatten?« platzte Sharon heraus. Sie hätte die Worte gern wieder verschluckt, als ein abweisender Ausdruck in Elaines Augen kam. Aber einen Augenblick später schüttelte Elaine bekümmert den Kopf.

»Jeff war nie sehr stabil«, sagte sie, und Sharon überlief ein Frösteln, als sie merkte, daß Elaine beinahe wörtlich wiederholte, was Blake ihr erst vor ein paar Tagen gesagt hatte. »Ich nehme an, er erbt es von Charlotte. Aber das hat nichts mit Mark zu tun, nicht?«

Sharon biß sich auf die Unterlippe, entschlossen, nichts mehr zu Elaine zu sagen. »Nein«, meinte sie. »Vermutlich

nicht.«

Als sie still blieb, schaute Elaine unbehaglich drein, als sei der Besuch nicht ganz so verlaufen, wie sie es erhofft hatte. Ihr Blick ging durch die Diele, als suche sie etwas, ohne genau zu wissen, was, dann fand er zu Sharon zurück.

»Du wolltest weg?« fragte sie.

Sharon suchte verzweifelt nach einer einleuchtenden Antwort, die in Elaine keinen Verdacht wecken würde. Und dann wußte sie, was sie zu tun hatte. »Tatsächlich«, sagte sie mit einem kläglichen Lächeln, »wollte ich gerade hinaus zu Tarrentech und Blakes Wagen holen.« Sie blickte zum Obergeschoß hinauf. »Ich fürchte, ein großer Teil von Marks Zimmereinrichtung wird in den Sperrmüll wandern müssen, und ich habe keine Lust, zerrissenes Bettzeug durch die Straßen von Silverdale zu schleppen.«

Einen Augenblick fürchtete sie, Elaine werde ihr nicht glauben, aber die andere lächelte. »Du kannst mit mir nach Haus gehen und meinen Wagen borgen. Ich brauche ihn heute nicht.«

Sharon atmete auf und pflichtete Elaine bei, daß ihre Idee ganz gewiß besser sei, als zu Fuß den Weg zu Tarrentech zu machen. Sie zog einen Mantel an und verließ das Haus, ohne zuzusperren.

Abgesehen von der Tatsache, daß es in Silverdale keine Notwendigkeit gab, Türen zuzusperren, hatte Sharon gerade einen Entschluß gefaßt, und sie fand, daß es keinen Sinn hatte, ein Haus zuzusperren, zu dem sie nie wieder zurückkehren wollte.

Denn sobald sie Elaine Harris' Wagen bekäme, wollte sie zur Oberschule fahren und Mark abholen, dann zur Grundschule, um Kelly mitzunehmen.

Und dann wollte sie, ohne irgendwem ihr Reiseziel zu verraten, aus Silverdale wegfahren und nie mehr zurückkommen.

DIE KOPFSCHMERZEN FINGEN in der ersten Stunde an.

Eine Weile merkte Mark kaum etwas; es war nicht mehr als ein leichter Druck an der Schädelbasis. Doch im weiteren Verlauf der Stunde kroch der Schmerz aufwärts in den Hinterkopf, und als der erste scharfe Stich kam, verzog Mark unwillkürlich das Gesicht und sperrte überrascht die Augen auf. Der Mathematiklehrer, Carl Brent, sah ihn zufällig an, als es geschah. Er hielt in seinem Vortrag ein.

»Hast du eine Frage, Mark?«

Die Schmerzwelle verebbte bereits, und Mark schüttelte den Kopf. Brent sprach weiter.

Der nächste Stich war schärfer, und als er Marks Schädel durchbohrte, verkrampfte dieser unwillkürlich die Hand, die den Bleistift hielt, und zerbrach ihn mit einem vernehmlichen Knacken. Carl Brent runzelte die Stirn und sah ihn forschend an. Der Junge sah blaß aus. »Ist dir nicht gut, Mark?«

Der Schmerz ließ nach, aber nicht so rasch wie nach dem ersten kurzen Stich. »Ich – ich habe Kopfschmerzen, das ist alles«, sagte er. Er bückte sich, den zerbrochenen Bleistift aufzuheben, der ihm vom Pult gerollt war, und als ihm das Blut in den Kopf schoß, überkam ihn eine neue, übelkeiterregende Schmerzwelle. Einen Augenblick glaubte er, sich übergeben zu müssen. Er richtete sich schnell auf, aber schon standen ihm Schweißperlen auf der Stirn. Er wischte sie fort, suchte in seiner Büchertasche nach einem anderen Stift und versuchte sich auf den Unterricht zu konzentrieren, aber dann trübte sich seine Sicht, und alles im Raum schien einen Rotschleier zu bekommen. Und als Carl Brent in seinem Vortrag über Flächengeometrie fortfuhr, entzündete sich tief in Marks Innerem eine winzige Flamme unvernünftiger Wut.

Die dritte Welle der Kopfschmerzen führte zu einem Schweißausbruch am ganzen Körper, verbunden mit dem

unvermittelten Gefühl, von Durchfall überrascht zu werden. Ihm schwindelte, und er beugte sich über das Pult und stützte den Kopf in die Hände, um der Schmerzen Herr zu werden.

»Ich glaube, du solltest besser ins Krankenzimmer gehen, Mark«, sagte der Lehrer. Alle anderen Klassenkameraden hatten sich zu Mark umgewandt, aber er rührte sich nicht, bis Brent fragte: »Mark, hast du mich gehört?«

Mark schluckte mühsam und nickte dumpf. Er stand auf und ging einen Schritt den Mittelgang entlang, als eine weitere Welle stechenden Schmerzes seinen Schädel durchfuhr, und er mußte sich mit einer Hand aufstützen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Sofort sprang Linda Harris auf und ging mit einem fragenden Blick Richtung Lehrer zu Mark.

Brent zögerte, nickte dann. »Geh mit ihm.«

»Ist schon gut«, murmelte Mark. »Ich schaffe es. Es sind bloß Kopfschmerzen. Keine große Sache.« Die Flamme des Zorns in ihm brannte heller.

Brent nickte Linda zu, die Mark beim Arm nahm.

»Komm mit«, sagte sie.

Seine Augen begegneten den ihren, und jähe Furcht durchfuhr Linda. Marks Augen – noch tiefer eingesunken als sie letzte Nacht gewesen waren – schienen sie zu durchbohren, und für den Bruchteil einer Sekunde hatte sie das Gefühl, er werde sie schlagen. Dann klärte sich sein Ausdruck, und er zuckte unter einer weiteren Schmerzwelle zusammen. Stumm ging er weiter zur Tür, gestützt von Linda, die mit beiden Händen seinen linken Arm umfaßt hielt.

Verna Sherman hörte die Tür zum Vorzimmer gehen und rief der eingetretenen Person zu, sie solle gleich ins Krankenzimmer kommen. Rasch beendete sie ihre Eintragung in die Akte, die sie vor sich liegen hatte, schob sie dann beiseite, als Mark Tanner, auf Linda Harris gestützt, hereingewankt kam und auf einen der Stühle sank, den Kopf

zwischen den Händen.

Verna spürte einen Druck im Magen, als sie Mark erblickte. Es war nicht das erste Mal, daß sie diesen seltsamen Ausdruck in den Augen eines der Jungen sah. Sie griff zum Telefon und wählte die Nummer von Phil Collins' Trainerzimmer. Sobald sie seine Stimme am anderen Ende der Leitung hörte, forderte sie ihn auf, sofort zum Krankenzimmer zu kommen. »Es ist Mark Tanner«, sagte sie. »Sieht so aus, als hätten wir ein Problem. Er ... nun, er sieht genauso aus wie Randy und Jeff, als sie krank wurden.«

Sie legte auf, dann kam sie um den Schreibtisch und legte Mark die Hand an die Stirn, um sie rasch zurückzuziehen, als er vor der Berührung schreckhaft zurückwich. Sie nahm eines der Thermometer, die auf der Glasplatte über ihrem Spülbecken aufgereiht lagen, desinfizierte es mit alkoholgetränkter Watte. »Kopfschmerzen?« fragte sie.

Mark nickte. In seinem Kopf brach gerade eine weitere Schmerzwellen, und er war unfähig zu sprechen.

»Es fing vor ein paar Minuten an, Miss Sherman«, sagte Linda. »Vielleicht braucht er Aspirin.« Schon als sie den Vorschlag machte, war ihr klar, daß Mark mit Aspirin nicht zu helfen war. Beklommen sah sie zu, wie die Schwester versuchte, Mark das Thermometer in den Mund zu stecken.

Augenblicklich kam Marks Hand hoch und schlug die Verna Shermans beiseite. Das Thermometer fiel zu Boden und rollte unter den Schreibtisch. Linda keuchte vor Schreck, aber Verna winkte sie weg.

»Laß liegen«, sagte sie, als Linda sich bückte, um das Thermometer zu bergen. Dann sagte sie in freundlicherem Ton: »Es ist schon in Ordnung. Ich kann mich um ihn kümmern. Geh du nur zurück in deine Klasse.«

»Aber...«

Verna schüttelte den Kopf. »Ich kann mich nicht um euch beide kümmern«, erklärte sie. »Ich bin sicher, daß wir Mark

helfen können, aber nicht, wenn du und ich Zeit mit Argumentieren vergeuden. Verstehst du?«

Linda zögerte noch immer, aber als die Schwester sich wieder Mark zuwandte, befolgte sie die Aufforderung. Im Hinausgehen hörte sie Miss Shermann zu Mark sprechen, mit leiser, aber sorgfältig betonter Stimme.

»Nun, Mark, werde ich mir deine Augen ansehen. Ich werde dir nicht weh tun. Ich bin deine Freundin. Verstehst du?«

Linda blickte über die Schulter und sah Mark die Schwester anstarren, wieder mit dem seltsamen brennenden Blick, aber dann nickte er so leicht mit dem Kopf, daß es Linda fast entgangen wäre. Vorsichtig – beinahe wachsam, dachte Linda – streckte die Krankenschwester die Hand aus, und versuchte Marks Kopf zum Licht zu drehen.

Wieder fuhr Marks Hand hoch und schlug Miss Shermans Handgelenk beiseite.

Linda war im Begriff, wieder ins Krankenzimmer zu gehen, als hinter ihr eine Männerstimme sagte: »Laß nur, ich werde mich darum kümmern.«

Linda fuhr überrascht herum und sah Phil Collins in der Tür des Vorzimmers stehen, schnaufend, als sei er gelaufen. Ohne ihre Antwort abzuwarten, schob er sie hinaus in den Korridor und schloß die Tür hinter ihr. Als Linda sich langsam auf den Rückweg in ihr Klassenzimmer machte, hörte sie, daß auch die innere Tür geschlossen wurde.

Phil Collins warf einen Blick auf Mark Tanner und griff zum Telefon. Eine Minute später sprach er mit Marty Ames. »Es ist Tanner«, sagte er. »Großer Gott, Marty, es sieht aus wie eine Neuauflage von Jeff LaConner! Was zum Teufel geht vor?«

Ames fluchte in sich hinein. Er wußte, daß er mit Mark ein Risiko eingegangen war, doch war er nach seinem Gespräch mit Jerry Harris in der vergangenen Woche zu der Entscheidung gelangt, daß es sich lohne. Und gestern, nach

einem weiteren Anruf von Harris, hatte er Marks Dosis des Wachstumshormons abermals verdoppelt, eine Steroidverbindung hinzugefügt und auch die unterschwellige Suggestion verstärkt. Wenn der Junge sich gegen seine Mutter wandte, wer konnte jemand anderen als Mark selbst verantwortlich machen? Und nach allem, was er heute vormittag bereits gehört hatte, hatte es anscheinend beinahe geklappt.

Aber nun ...

»In Ordnung«, sagte er laut. »Beruhigen Sie sich, Phil. Am besten bringen wir ihn hierher. Reden Sie mit ihm und versuchen Sie, ihn ruhigzuhalten. Sollte er trotzdem durchgehen ...« Er brach ab, fing von neuem an: »Sollte er einen Zusammenbruch haben, liegt es daran, daß sich in ihm eine Menge Druck angestaut hat, sowohl physiologisch wie auch psychisch. Der Wagen wird in ein paar Minuten unterwegs sein.«

Collins legte auf, wandte sich wieder Mark zu. Der Junge schien in seinem Stuhl zu hängen, aber die Augen blickten wachsam vom Trainer zur Krankenschwester und zurück, und als Collins sich bewegte, spannte sich Marks Körper, und die Hände verkrampften sich zu Fäusten.

»Ruhig«, sagte Collins. »Ganz ruhig, Mark. Wir werden dir helfen. Wir werden dich zum Arzt bringen, herausfinden, was fehlt, und es dann in Ordnung bringen. Klar?«

Mark sagte nichts, zog aber den Kopf zwischen die Schultern ein. Er zuckte, als ein neuer Schmerz durch seinen Schädel stieß. Es fühlte sich an, als müsse ihm der Kopf zerplatzen. Der Schmerz breitete sich aus, der rote Dunst, der seine Sicht vernebelte, verdickte sich, und er kniff die Augen zusammen, um noch etwas zu sehen.

Dann bemerkte er eine schnelle Bewegung und schlug instinktiv zu. Es folgte ein unterdrückter Aufschrei, dann ein dumpfer Schlag, als etwas die Wand traf und zu Boden fiel.

»Zerreiß und hol mich der Teufel!« fluchte Collins leise.

»Sind Sie verletzt?«

Verna Sherman schüttelte den Kopf und rappelte sich auf. Sie rieb sich die Schulter, wo Marks Faust sie getroffen hatte. »Was hat er nur?« fragte sie. »Einige der anderen Jungen sind krank geworden, aber so etwas habe ich noch nicht gesehen.«

Statt sich Mark abermals zu nähern, zog sie sich hinter ihren Schreibtisch zurück. »Kommt Dr. Ames?«

Collins nickte. »Der Krankenwagen muß jede Minute hier sein«, sagte er.

Seine Worte schienen in Mark einen Nerv zu treffen. Er sprang auf und wollte zur Tür. Sofort warf Collins sich auf ihn und umfaßte den Jungen mit beiden Armen. Dabei stolperte er, und sie gingen beide zu Boden. Einen Augenblick dachte Collins, es würde trotzdem damit sein Bewenden haben, denn Mark lag unter ihm, und er wog mindestens fünfzig Pfund mehr als der Junge. Aber als Mark empor und zur Seite schnellte, geriet Collins aus dem Gleichgewicht, und dann entwand sich Mark ganz seinem Griff und sprang wieder zur Tür. Collins konnte im letzten Moment noch Marks Knöchel fassen, und mit einem Ruck zurückziehen.

Mark fiel schwer zu Boden und grunzte, als das linke Knie aufschlug, dann fuhr er herum und funkelte den Trainer an. Ein tierisches Knurren kam aus seiner Kehle, als er sich gegen seinen Angreifer wendete. Die rasende Wut in seinen Augen ließ Collins instinktiv zurückweichen, und Mark zog sich zusammen wie eine Feder, um noch einmal zuzuschlagen.

Plötzlich sprang die Tür auf, und drei Männer der Sportmedizinischen Klinik drängten herein. Zwei von ihnen packten Mark, der dritte begann, ihm eine Zwangsjacke über den Kopf zu ziehen.

Brüllend vor Wut, versuchte Mark der schweren Segeltuchhülle zu entgehen, aber die zwei Wärter, die ihn hielten, waren zu stark. Die armlose Röhre ging über seinen Rumpf, hielt seine Arme an den Seiten fest, und einer der Wärter zog

sofort einen schweren Gurt zwischen seinen Beinen durch und schnallte ihn fest, während ein anderer die Schultergurte anzog, so daß die Zwangsjacke nicht über Marks Schultern rutschen konnte.

»Das war's«, sagte der eine, als die Zwangsjacke gesichert war. »Schaffen wir ihn fort.« Halb trugen und halb schleiften sie Mark hinaus in den Korridor. Sie hatten fast den Haupteingang erreicht, als das Klingelsignal das Ende der Stunde verkündete, und der vor einem Augenblick noch leere Korridor sich innerhalb von Sekunden mit Schülern füllte, die aus den Klassen strömten.

Sobald sie Mark sahen, eingehüllt in steifes Segeltuch und von zwei Männern gehalten, verstummte ihr Stimmengewirr, und sie starrten neugierig zu ihm her. Als die Wärter Mark durch die Flügeltür des Eingangs hinaus schafften, drängte Linda Harris sich durch die Menge der neugierigen Schüler.

»Mark? Mark!«

Mark hatte sich wild gegen seine Fesseln gestraubt, sein Zappeln und Stoßen mit einer Serie von unverständlichen Grunzlauten begleitet. Aber als Linda Harris seinen Namen rief, hielt er plötzlich still und wandte den Kopf.

Sein Blick, eben noch der eines Wahnsinnigen, wurde klar und richtete sich auf Linda. Einen Augenblick blieb er still, dann tat er den Mund auf.

»Hilf mir«, bat er, die Stimme kaum ein Flüstern, und Tränen schossen ihm in die Augen. »Bitte hilf mir...«

Während Linda ihm in stummem Schrecken nachblickte, führten die Wärter Mark zum Krankenwagen, stießen ihn hinein und fuhren fort.

Zwanzig Minuten später hielt Sharon den geliehenen Wagen vor der Schule an, schaltete die Zündung aus und lief die Stufen hinauf zur Eingangshalle. Sie blickte in beide Richtungen, dann machte sie das Türschild von Malcolm

Fraser's Büro aus. Laut klapperten ihre Absätze auf dem Marmorboden, als sie das Rektoratsbüro ansteuerte. Vor der Tür blieb sie einen Augenblick stehen und faßte sich, dann trat sie mit der Hoffnung ein, daß ihr die Angst nicht allzu deutlich vom Gesicht abzulesen wäre.

Shirley Adams, erst vor wenigen Minuten an ihren Schreibtisch zurückgekehrt, nachdem sie dem Lehrpersonal geholfen hatte, die Schüler wieder in ihre Klassenzimmer zu treiben, blickte auf. »Kann ich Ihnen helfen?«

Sharon stockte der Atem, und ihr inneres Alarmsystem schrillte eine Warnung. Etwas stimmte hier nicht, sie wußte es so sicher, wie sie ihren eigenen Namen kannte. Sie zwang sich zu einem freundlichen Lächeln. »Ich bin Sharon Tanner«, sagte sie. »Mark Tanners Mutter.« Sie sah das Erschrecken der Sekretärin, sah sie sofort zum inneren Büro blicken. Jeder Nerv in Sharons Körper prickelte.

Die Sekretärin drückte auf den Knopf der Sprechanlage. »Mr. Fraser? Können Sie einen Moment herauskommen? Mrs. Tanner ist hier.«

Es *war* etwas nicht in Ordnung. Warum sollte die Frau sonst den Rektor rufen, bevor Sharon auch nur ihr Anliegen vorbringen konnte? Die innere Tür wurde geöffnet, und ein kahlköpfiger Mann von fünfzig Jahren oder darüber kam heraus und rieb sich nervös die Hände, bevor er Sharon eine hinstreckte. »Mrs. Tanner«, begann er, und Sharon spürte, daß seine Stimme eine Spur zu herzlich klang, »ich wollte Sie gerade anrufen.«

Sie merkte, wie ihre Knie weich wurden. »Es handelt sich um Mark, nicht wahr?« sagte sie. »Etwas ist mit ihm geschehen.«

»Nun, es besteht kein Grund zur Beunruhigung«, fing Fraser an, aber Sharon fixierte ihn mit zornigem Blick.

»Wo ist er?« fragte sie mit gefährlich erhobener Stimme. »Was haben Sie mit ihm gemacht?«

Fraser tauschte einen Blick mit der Sekretärin, und Sharon war überzeugt, daß es nur ein Teil der Wahrheit sein würde, was er ihr zu erzählen im Begriff war. »Während des Unterrichts klagte er über Kopfschmerzen«, sagte der Rektor. Die Finger seiner rechten Hand drehten nervös den Ehering an seiner Linken, und er wich Sharons Blick aus, als er sprach. »Er konnte am Unterricht nicht weiter teilnehmen. Ich bin sicher, daß es nichts Ernstes ist, aber wir sind immer bestrebt, nach unseren Möglichkeiten das Beste für die Kinder zu tun.«

Sharon fühlte sich von einem Frösteln überlaufen. »Ich will wissen, wo er ist!« rief sie aus. »Wenn Sie meinem Sohn etwas angetan haben ...«

»Bitte, Mrs. Tanner, so beruhigen Sie sich doch«, sagte Fraser. »Ich will versuchen, Ihnen zu erklären ...«

»Nein!« Sharon trat auf ihn zu. »Ich werde mich nicht beruhigen, und Sie werden mir augenblicklich genau sagen, was mit Mark geschehen ist.«

Fraser schien vor ihrem Zorn zu welken. »Ihr Junge ist in der Sportmedizinischen Klinik«, sagte er in entschuldigendem Ton. »Unsere Schulkrankenschwester – und Phil Collins, unser Trainer – hielten es für das beste, ihn zu Dr. Ames hinauszuschicken. Er hat den Jungen sportmedizinisch betreut und kennt ihn ...«

»Lieber Gott«, ächzte Sharon. Ohne ein weiteres Wort wandte sie sich um, verließ das Büro und eilte im Laufschrift zum Haupteingang.

Das Sportzentrum.

Sie hatten ihn zum Sportzentrum geschickt, wo dies alles angefangen hatte.

Als sie die Stufen hinunterlief und über die Rasenfläche zu Elaines Wagen stolperte, betete sie, daß es nicht zu spät sein möge.

Phil Collins starrte den Jungen ungläubig an. Der Kranken-transportwagen stand in der Garage hinter dem Gebäude der Sportmedizinischen Klinik, und die drei Wärter mühten sich, Mark aus dem Fahrzeug zu bekommen. Dieser kurze Augenblick der Ruhe – diese wenigen Sekunden, als Mark so mitleiderregend zu Linda Harris geblickt hatte – war längst vergangen, und nun stieß und trat er mit den Beinen, warf sich wie ein Rasender hin und her. Ein Fußstoß traf einen Wärter am Kinn, und der Mann fluchte laut, ignorierte aber den Schmerz und das Blut, das sofort aus der Platzwunde zu sickern begann. Er griff eine Seillänge, knotete eine Schlinge hinein, und als Mark wieder mit dem Fuß zustieß, war der Wärter bereit. Er warf die Schlinge über Marks Knöchel und zog sie fest. Bevor Mark wußte, wie ihm geschah, zog der Wärter ihn am Seil aus dem Wagen und ließ ihn auf den Boden schlagen. Marks Kopf traf den Beton mit lautem Aufprall. Er lag sekundenlang benommen, mit getrüübter Sicht.

Der Wärter ergriff die Gelegenheit, um weitere Seil-schlingen um Marks Beine zu ziehen und sie fest zusammenzu-schnüren. Das Ende des Seils verknotete er am Gurt der Zwangsjacke.

»Alles klar«, sagte er grimmig, als er fertig war. »Schaffen wir ihn hinein.«

Die zwei anderen Wärter hoben Mark auf und trugen ihn durch dieselbe Tür, durch die Jeff LaConner an dem Abend gebracht worden war, als die Polizei ihn vom Berg herunter-geholt hatte. Collins sah sich in dem gekachelten Korridor, wo die Lampen durch schwere Drahtgitter gesichert waren, neugierig um. Er war noch nie in diesem Teil des Gebäudes gewesen, und sein erster flüchtiger Eindruck war, daß es hier mehr wie in einem Gefängnis als in einer Klinik aussah.

Als sie Mark in einen kleinen Raum trugen und auf einen Untersuchungstisch schnallten, hörte Collins ein schrilles Winseln irgendwo in der Nähe. Er sah zu den Wärtern, aber

keiner von ihnen schien das seltsame Geräusch zu beachten.

Einen Augenblick später kam Martin Ames herein und ging sofort zu Mark. Ohne Collins eines Blickes oder Wortes zu würdigen, machte er sich an die Arbeit. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß Mark festgeschnallt war, nickte er einem der Wärter zu, und der Mann schaltete eine grelle Lampe über dem Tisch ein. Mark heulte vor Schmerz, als das grelle weiße Licht seine Augen traf. Er drückte die Augen zu und drehte den Kopf zur Seite, und Collins konnte sein Gesicht deutlich sehen.

Es schien sich beinahe vor seinen Augen zu verändern.

Durch die verstärkten Knochenwülste über den Augen wirkte seine Stirn fliehend und gab ihm ein affenähnliches Aussehen. Auch sein Unterkiefer war deutlich vergrößert, und als er die Lippen in einem zähnefletschenden Knurren zurückzog, konnte Collins sein Gebiß sehen.

Marks Zähne schienen zu groß für seine Kiefer zu sein, und zwei seiner Schneidezähne überlappten sich bereits. Die Eckzähne, viel länger als die übrigen, hatten das Aussehen von Reißzähnen angenommen.

Auch Marks Hände hatten eine erschreckende Veränderung erfahren. Die Finger, deren Knöchel zu mißgestalteten Knoten angeschwollen waren, zerrten an den Gurten, die sie zu lösen suchten, und seine dicken Nägel – beinahe wie Klauen – kratzten an dem schweren Gewebe und hinterließen Kratzspuren auf dem Nylon.

»Großer Gott«, schnaufte Collins. »Was geschieht mit ihm?«

Ames warf ihm einen Blick zu. »Er wächst«, sagte er. »Ist das nicht offensichtlich?«

»Aber gestern ...«

»Wir verstärkten die Behandlung gestern«, sagte Ames. »Sein gesamter Körperhaushalt ist aus dem Gleichgewicht geraten, und jetzt ist er außer Kontrolle.« Er stieß eine

Injektionsnadel in Marks Arm, doch ehe er den Kolben drücken konnte, bäumte Mark sich auf. Der Brustgurt ging auseinander, und als Mark sitzende Haltung erreichte, brach die Nadel ab, so daß die Spitze noch unter Marks Haut blieb.

»Die Treiberstöcke!« befahl Ames, aber der Befehl war unnötig, denn schon hatten zwei der Wärter sich mit elektrischen Viehtreiberstöcken bewaffnet, die sie durch Knopfdruck aktivierten und gegen Marks Oberkörper stießen.

Unter den elektrischen Schlägen wurden Marks Muskeln von krampfhaften Zuckungen geschüttelt, und er fiel zurück auf den Tisch. »Noch mal!« befahl Ames, der bereits eine zweite Injektion vorbereitete. Als Mark wieder in Zuckungen verfiel, stieß Ames ihm die zweite Nadel in die Armvene und drückte den Kolben.

Mark fuhr fort, Widerstand zu leisten, und Ames verabreichte eine weitere Spritze. Dann erst ließen Marks Anstrengungen nach. Als die Beruhigungsmittel wirkten, stellte er sein vergebliches Bemühen ein; nur seine Zähne mahlten, und in seinen Augen glomm dumpfe Wut. Endlich stieß er ein Seufzen aus, und die Augen fielen ihm zu.

Sekundenlang herrschte Stille im Raum.

»Wie konnte das geschehen?« fragte Phil Collins schließlich. »Wird er wieder?«

Ames, den Blick noch auf Mark fixiert, ignorierte die erste Frage. »Ich weiß nicht«, sagte er. »Bei ihm geht es schneller als bei den anderen. Wir versuchen Mittel und Wege zu finden, die Entwicklung unter Kontrolle zu bringen, aber ...«

Collins starrte ihn an. »Die anderen?« sagte er. »Sie meinen, es gibt mehr wie ihn?«

Ames wandte den Kopf und bedachte den Trainer mit einem geringschätzigen Blick. »Was zum Teufel glauben Sie, ist mit den anderen geschehen?«

Collins war sprachlos. Er hatte gewußt, daß es Probleme gegeben hatte, daß einige der Jungen schlecht auf den Druck

des Sportprogramms reagiert und psychische Probleme hatten.

Probleme, die jedoch, wie man ihm versichert hatte, gelöst worden seien.

Natürlich hatte er auch glauben wollen, daß die Probleme zu lösen seien, denn ihm gefiel, was Ames – und Tarrentech – für seine Mannschaft getan hatten. Und Ames hatte ihm ebenso wie die Verantwortlichen von Tarrentech stets versichert, daß die Probleme unbedeutend seien. Es handle sich lediglich darum, die Behandlung abubrechen und den Jungen Zeit zur Erholung zu geben.

Und natürlich hatte er nie gefragt, was diese Behandlung war. Oder was aus den Jungen wurde, nachdem sie Silverdale verließen.

Er hatte es nicht wissen wollen.

Es war einfacher gewesen anzunehmen, daß die Jungen gesund und wohlauf waren und mit ihren Familien irgendwo in anderen Teilen des Landes lebten.

Nun aber, als er Mark Tanner ins Gesicht starrte, mußte er sich dem stellen, was er in seinem Innersten die ganze Zeit gewußt hatte.

»Sie sind noch hier, nicht wahr?« fragte er mit hohler Stimme, als er wieder das bestialische Heulen durch die Korridore hallen hörte.

Ames nickte. »Selbstverständlich sind sie hier«, sagte er.

»Aber Sie sagten mir, es sei alles in Ordnung mit ihnen«, protestierte Collins. Er griff nach Strohhalmen, versuchte zu rechtfertigen, worauf er sich eingelassen hatte. »Sie erzählten mir, Sie hätten die Behandlungen einfach abgebrochen! Sie erzählten mir, die Jungen würden bald wieder gesund und munter sein!«

»Und Sie glaubten es«, entgegnete Ames mit kühler Härte. »Sie glaubten es, weil Sie es glauben wollten. Sie wollten an Zauberei glauben, an ein kostenloses Wunder, aber so etwas gibt es nicht! Es gibt nur Wissenschaft, und geduldiges

Experimentieren, und viele Fehlschläge, bevor man zum Erfolg findet. Und immer ist ein Preis zu zahlen, Collins.« Ein kaltes Lächeln zupfte an seinen Mundwinkeln, als er mit etwas gedämpfter Stimme fortfuhr: »Glauben Sie wirklich, das Leben von ein paar Jungen sei ein zu hoher Preis für alles, was Tarrentech und ich dieser Stadt gegeben haben?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, kehrte er Collins den Rücken und gab Anweisungen, was mit Mark Tanner zu geschehen habe.

SHARON KONNTE VORAUSS DAS GELÄNDE des Rocky Mountain High sehen. Das langgestreckte Gebäude inmitten der Rasenflächen und Spielfelder hob sich deutlich vom Hintergrund des Waldrandes ab, und Sharon fragte sich im Näherkommen, wie sie jemals hatte denken können, daß es freundlich und einladend aussehe. Jetzt, da sie sicher war, daß hinter seinen rustikal aussehenden Wänden Schlimmes geschah, hatte es ein abschreckendes Aussehen angenommen, das ihr fröstelnde Schauer über den Rücken jagte.

Sie verlangsamte und bog in die Seitenstraße ein, die geradlinig und etwas ansteigend zum Gelände des Sportzentrums führte. Das unheimliche Gefühl, beobachtet zu werden, schrieb sie ihren überreizten Nerven zu; gleichwohl spähte sie gegen ihren eigenen Willen umher, suchte jeden Baum, jeden Strauch nach Anzeichen eines raffinierten Sicherheitssystems ab. Doch wenn ein System von Kameras und Alarmanlagen das Gelände bewachte, war es sicherlich so angelegt, daß es Fremden völlig unsichtbar blieb.

Als sie sich dem Tor näherte, mußte sie einem starken Impuls widerstehen, umzudrehen und in die Stadt zurückzufahren. Aber was konnte sie dort tun? Sie stellte sich die skeptischen Blicke und den Ausdruck vorsichtiger Ungläubigkeit in den Gesichtern der Beamten vor, wie sie versuchte, ihnen zu erzählen, sie sei sicher, daß ihr Sohn Opfer irgendwelcher medizinischer Experimente geworden sei. Bestenfalls würden sie sie als eine verdrehte, übernervöse Person betrachten; schlimmstenfalls würden sie sie für geistesgestört halten. Und so fuhr sie weiter, passierte das Tor und fuhr auf das Gebäude zu.

Im Rückspiegel sah sie die Torflügel langsam hinter ihr zuschwingen, und einen Augenblick drohte sie in Panik zu geraten. War sie nur hierhergekommen, um selbst eine

Gefangene zu werden?

Sie sagte sich, das sei lächerlich, die Situation könne nicht annähernd so ernst sein, wie sie es sich einbildete. Und doch, als sie Elaine Harris' Wagen abstellte, den Schlüssel im Zündschloß ließ und die Stufen zum breiten Eingang hinaufstieg, mußte sie wieder gegen den Drang ankämpfen, auf der Stelle kehrtzumachen und fortzulaufen.

Beinahe versuchsweise berührte sie die Tür und merkte erst, als sie sich öffnete, daß sie halb damit gerechnet hatte, sie verschlossen anzutreffen. Sie betrat die Eingangshalle und fand sie leer, und diese Leere schien ihre Sinne zu schärfen, ihre Nerven aufs äußerste anzuspannen.

Gefahr.

Sie spürte ringsumher Gefahr.

Dabei hatte sich in der Eingangshalle seit ihrem letzten Besuch nichts geändert.

Dieselben bequemen Sofas und Sessel waren in Gruppen auf dem polierten Hartholzboden angeordnet, und in dem gewaltigen Kamin brannte ein Feuer. Auf einem langen, von zwei Sofas eingefassten Kaffeetisch lagen ein paar Zeitschriften. Rocky Mountain High glich einem Wintersporthotel in der Vorsaison.

Niemand war zu sehen.

Sie ging weiter in den Speiseraum, und ihre Absätze klapperten laut auf dem harten Boden, dann bog sie nach links in den Korridor, der zu Martin Ames' Büro führte. Das Gefühl, daß sie beobachtet und jede ihrer Bewegungen genau überwacht wurde, wurde unabweisbar. Zweimal ertappte sie sich dabei, daß sie über die Schulter sah und erwartete, jemanden hinter sich zu sehen, der leise herankam, bereit, sie zu ergreifen.

Aber der Korridor blieb leer, und dann stand sie vor der verschlossenen Tür zu Ames' Büro. Sie zögerte einen Moment, dann drückte sie die Klinke, ohne anzuklopfen.

Sie stieß die Tür auf.

Marjorie Jackson blickte vom Telefon auf. Als sie Sharon erkannte, kam ein überraschter Ausdruck in ihre Augen. Sie hörte auf zu wählen und legte den Hörer wieder aus der Hand.

»Nun«, rief sie ein wenig zu munter aus, »dann kann ich den Versuch, Sie zu erreichen, ja aufgeben, nicht?«

Das war das letzte, was Sharon zu hören erwartet hatte. Verblüfft starrte sie Ames' Assistentin an. »Sie – Sie haben versucht, mich zu erreichen?«

Die andere machte ein mitfühlendes Gesicht. »Sie müssen bereits gehört haben, was mit Mark geschehen ist«, sagte sie.

Sharon faßte sich und nickte knapp. »Ich will ihn sehen«, sagte sie. »Und ich will wissen, warum er hierhergebracht wurde.«

Das Lächeln verblaßte auf Marjorie Jacksons Lippen, und sie fürchte sorgenvoll die Stirn. »Ach du liebe Zeit«, sagte sie. »Ich – ich bin nicht sicher, daß Sie Mark jetzt sehen können. Ich glaube, Dr. Ames hat ihn gerade in Behandlung. Ich werde mich erkundigen ...« Sie griff wieder zum Telefon, aber Sharon hob abwehrend die Hand.

»Was für eine Behandlung?« verlangte sie zu wissen. »Niemand hier hat das Recht, meinen Sohn ohne meine Erlaubnis zu behandeln. Die Schule hatte kein Recht, ihn hierherzuschicken, und Sie haben kein Recht, ihn zu behandeln.«

Marjorie Jackson schien vor dem kalten Zorn in Sharons Stimme zu erschrecken. »Mrs. Tanner – ich weiß nicht, was ich sagen soll. Vielleicht ist ein Fehler passiert.«

»Der einzige Fehler war«, sagte Sharon mit zornigem Nachdruck, »daß mein Mann einwilligte, unseren Jungen dem auszuliefern, was hier vorgeht, was immer es ist.«

»Aber er ist krank, Mrs. Tanner«, fing Ames' Assistentin wieder an. Sie leckte sich nervös die Lippen. »Wir versuchen bloß, ihm zu helfen.«

»Glauben Sie das wirklich?« fuhr Sharon auf. Sie funkelte

die Frau an. »Nun, dann will ich Ihnen sagen, daß Mark vollkommen gesund und normal war, bis er hier in Behandlung genommen wurde. Also, wo ist er?« fragte sie mit erhobener Stimme, beugte sich über den Schreibtisch der Assistentin und stützte sich mit beiden Händen darauf. »Ich will meinen Sohn sehen«, wiederholte sie. »Und zwar sofort! Haben Sie mich verstanden?«

Marjorie Jacksons Verhalten änderte sich. Ihr mitfühlender Ausdruck gerann zu kühler Amtlichkeit. Sie stand auf. »Ich verstehe, daß Sie aufgeregt sind«, sagte sie in strengem Ton. »Und Sie haben ein Recht, es zu sein. Wenn mein Sohn krank wäre, würde ich auch aufgeregt sein. Aber Sie haben nicht das Recht, hier hereinzustürmen und Forderungen zu stellen, denen nachzukommen unmöglich ist. Wir versuchen Ihrem Sohn zu helfen – auf Bitten Ihres Mannes –, und wenn Sie sich beruhigen wollen, wird Dr. Ames sicherlich in der Lage sein, alles zu Ihrer Zufriedenheit zu erklären. Aber er kann sich nicht gleichzeitig um Sie und um Mark kümmern. Also schlage ich vor, daß Sie sich jetzt entscheiden, was Ihnen wichtiger ist – die Beantwortung Ihrer Fragen oder die Behandlung Ihres Sohnes?«

Sharon richtete sich auf und trat einen Schritt zurück. Der Tonfall und die Worte der anderen hatten den Panzer ihrer Empörung durchstoßen. Plötzlich fühlte sie sich unsicher. Wie, wenn sie sich irrte?

Als sie dastand, die Sekretärin anstarrte und versuchte, die Aufrichtigkeit ihrer Worte zu beurteilen, wurde die eingetretene Stille von einem entfernten Schrei unterbrochen.

Sharon versteifte sich.

Und dann kam er wieder, diesmal lauter.

Wie ein wildes Tier, das in die Nacht heulte.

Sharon erinnerte sich an Kellys Alptraum und die Schreie, die sie aus der Ferne durch die Dunkelheit und Stille des frühen Morgens gehört hatte, als sie das Fenster ihrer Tochter geöffnet

hatte.

Das Geräusch eines in die Nacht heulenden Tieres.

Sie wandte sich wortlos um und schritt zur Tür; ihre Entscheidung war gefallen. Sie wußte, daß Mark hier war und daß sie ihn finden mußte. Das Geräusch, das sie eben vernommen hatte, war nicht aus der Kehle eines Tieres gekommen.

Es war aus dem Mund eines Menschen gekommen.

Oder zumindest aus dem Munde dessen, was einmal ein Mensch gewesen war.

Als sie in den Korridor hinaustrat, erschienen zu beiden Seiten zwei weißgekleidete Wärter und ergriffen sie bei den Armen.

»Nein!« Sie versuchte, sich loszureißen, hatte aber keine Chance. Beide waren bei weitem größer und kräftiger als sie, und ihre Hände umschlossen das Fleisch ihrer Arme wie Eisenbänder.

Mein Gott, es *ist* ein Gefängnis, dachte sie, als einer der Wärter sie knobelte und beide sie im Laufschrift durch den Korridor stießen. Es war ein Gefängnis, und nun war sie eine Gefangene.

Jetzt wußte sie, daß es ein Fehler gewesen war hierherzukommen.

Aber sie wußte auch, daß es zu spät war.

Blake Tanner starrte auf den Bildschirm seines Datenanschlusses, aber sein Verstand wollte die Zahlenkolonnen nicht aufnehmen, die den Bildschirm bedeckten. Endlich lehnte er sich zurück, reckte die Arme, stand auf und ging zum Fenster. Er blickte hinaus zu den Bergen, die sich im Norden und Osten erhoben und deren gezackte, abweisende Gipfel jetzt mit Schnee bedeckt waren. In ein paar Wochen würde die Skisaison beginnen. Es war Jahre her, daß er sich die Zeit genommen hatte, in Kalifornien Ski zu laufen, und er freute sich darauf. Er hatte sich vorgenommen, am nächsten

Wochenende mit Mark einkaufen zu gehen und ihn für die Wintersportsaison auszurüsten.

Mark.

Sein Sohn war ihm den ganzen Morgen nicht aus dem Kopf gegangen. In der Nacht hatte er ruhelos auf dem Wohnzimmer-sofa gelegen, den Kopf unbequem auf dem harten Kissen, das nur als Armstütze gedacht war, und wenig Schlaf gefunden. Aber nicht nur die Unbequemlichkeit des Nachtlagers hatte ihn wachgehalten, denn trotz der Haltung, die er Sharon gegenüber eingenommen hatte, begann er sich auch Sorgen um seinen Sohn zu machen.

An diesem Morgen hatte er sich wieder das Material vorgenommen, das ihn am Morgen nach Marks Zusammenstoß mit Jeff LaConner auf seinem Schreibtisch erwartet hatte, als Jerry Harris ihm empfohlen hatte, seinen Sohn in Martin Ames' Obhut zu geben. Und alles Datenmaterial, das er wieder durchgesehen hatte, nahm sich nach wie vor völlig harmlos aus.

Es gab da eine Menge Theorie und Spekulationen über die Beziehungen zwischen Vitaminen und der Hormonproduktion im menschlichen Körper, und noch mehr Datenmaterial – von dem Blake nicht alles verstanden hatte –, das die faktische Grundlage der Theorie zu beweisen suchte. Alles schien völlig harmlos, an diesem Morgen ebenso wie bei seiner ersten Durchsicht.

Allzu harmlos?

Er versuchte die Frage zurückzuweisen, merkte jedoch, daß er es nicht konnte. Denn wenn die Verbindungen, die Mark verabreicht wurden, tatsächlich so harmlos waren, wie das Datenmaterial sie darstellte, wie konnten dann die Veränderungen in Mark so rasch stattgefunden haben und so radikal gewesen sein?

Noch war es lediglich eine Frage der physiologischen Veränderungen – wenn es sich nur darum gehandelt hätte, wäre

Blake vielleicht imstande gewesen, sie in gutem Glauben zu akzeptieren. Aber die Persönlichkeitsveränderungen?

Diese erschienen Blake nicht annähernd so geheuer, trotz der Versicherungen, die er Sharon wieder und wieder gemacht hatte, daß ihr Sohn nur die normalen Stimmungsschwankungen und Unbeständigkeiten des Heranwachsenden durchmache. Tatsächlich hatte er sich in der Schlaflosigkeit der vergangenen Nacht die Frage vorgelegt, wen er wirklich hatte überzeugen wollen: seine Frau oder sich selbst?

Heute früh hatte er, die Augenlider schwer vom Mangel an Schlaf, den Jungen beobachtet, als er seinen Orangensaft getrunken und einen Teller Getreideflocken gegessen hatte, bevor er zur Schule gegangen war, aber er war noch immer nicht überzeugt, daß er tatsächlich etwas gesehen hatte.

Vielleicht hatte er sich nach dem Streit mit Sharon nur eingebildet, daß Marks Züge vergrößert aussahen, die Augen eingesunken. Einen Augenblick hatte er auch gedacht, daß Marks Finger seltsam übergroß aussahen, dies dann aber als lächerlich zurückgewiesen.

Und doch ...

Die Gegensprechanlage summte und riß ihn aus seinen Gedanken. Er wandte sich vom Fenster, kehrte an den Schreibtisch zurück und drückte eine Taste unter dem blinkenden Licht. »Tanner.«

»Jerry hier, Blake. Kannst du zu mir herüberkommen?«

Obwohl die Worte harmlos genug klangen, war etwas in Jerry Harris' Stimme, das Blake ein Stirnrunzeln ins Gesicht brachte. »Probleme?« fragte er.

Nach einem Augenblick leerer Stille knisterte der Lautsprecher wieder. »Das könnte man sagen«, antwortete Harris. »Komm einfach rüber, ja?«

Blake ließ die Taste los und sah das Licht ausgehen. Ohne den Datenanschluß abzuschalten, ging er zur Korridortür, überlegte es sich dann anders und steuerte stattdessen sein

Vorzimmer an. Meg Chandler blickte zu ihm auf. »Soll ich Ihre Anrufe notieren oder durchstellen?«

»Notieren«, sagte er. Dann: »Gibt es heute morgen irgend etwas?«

Die junge Frau zuckte die Achseln. »Nicht, daß ich wüßte. Warum?«

Nun war es Blake, der die Achseln zuckte. »Wer weiß? Harris rief mich eben an, und er klingt irgendwie ...« Er zögerte, suchte nach dem rechten Wort. »Ich weiß nicht – irgendwie komisch.«

»Mich dürfen Sie nicht fragen«, erwiderte Meg. »Zu wissen, was in Jerry Harris' Kopf vorgeht, steht bestimmt nicht in meiner Stellenbeschreibung.«

»Dann erinnern Sie mich, daß ich Ihre Stellenbeschreibung revidiere«, bemerkte Blake mit düsterer Miene und ging hinaus.

Jerry Harris' Sekretärin winkte ihn gleich ins innere Büro durch, und als er eintrat, machte Harris eine auffordernde Handbewegung zum Sessel. Rasch beendete er das Telefongespräch, das er geführt hatte, und als er Blake ins Gesicht sah, waren seine Augen ernst.

»Ich fürchte, wir haben wirklich ein Problem«, sagte er.

Blake sah den Ausdruck seiner Augen und war plötzlich sicher, daß das Problem seinen Sohn betraf. »Es ist Mark, nicht?« fragte er, bemüht, ruhig zu erscheinen.

Harris nickte. »Heute früh wurde er in der Schule krank«, sagte er. »Er ist jetzt in der Sportmedizinischen Klinik, und Marty Ames kümmert sich um ihn.«

»Krank?« echote Blake. »Aber – heute morgen war er gesund und munter.« Er blickte auf seine Armbanduhr. Es war halb elf. »Gott, ich sah ihn noch vor drei Stunden! Was fehlt ihm?«

Harris holte tief Atem, dann stand er auf und kam um seinen Schreibtisch. Er lehnte sich dagegen und blickte auf Blake

herab. »Ich fürchte, mit seiner Behandlung ist etwas schiefgegangen«, begann er.

Blake fühlte, wie ihm eine plötzliche Kälte ans Herz griff. »Ich – ich weiß nicht, ob ich richtig verstehe«, sagte er.

Harris breitete die Hände in einer Geste der Hilflosigkeit aus. »Und ich weiß nicht, ob ich es dir genau erklären kann«, sagte er. »Wie ich dir sagte, leistet Ames experimentelle Arbeit und ...«

Aber Blake ließ ihn nicht ausreden. Er war aufgesprungen, und seine Augen funkelten zornig. »Augenblick, Jerry. Du sagtest mir, es sei völlig harmlos, was er macht.«

Harris schüttelte hartnäckig den Kopf. »Nein, das stimmt nicht. Ich sagte, es sei ein Element von Risiko damit verbunden. Geringfügig, ja, aber vorhanden.«

»Gut«, sagte Blake durch zusammengebissene Zähne. Er gewann die Fassung zurück. »Laß uns darüber nicht streiten. Was ist mit Mark, und warum wurdest du noch vor mir verständigt?«

Harris' Zunge fuhr über die Unterlippe. »Ich nehme an, daß Ames dachte, ich sollte derjenige sein, der es dir mitteilt.«

Blake sank in den Sessel zurück, das Gesicht aschfahl. Mit kaum hörbarer Stimme flüsterte er: »Er – er ist tot, nicht?«

Harris seufzte. »Noch nicht«, sagte er und sah die Spannung in Blake etwas nachlassen. »Aber ich werde dir nicht sagen, daß es nicht passieren kann. Tatsächlich«, fuhr er fort, »wirst du dich auf diese Möglichkeit vorbereiten müssen.«

Blake starrte zu ihm auf. »Nein ...«, hauchte er. »Du sagtest mir ...«

»Ich sagte dir, daß ein Element von Risiko mit der Behandlung verbunden sei«, erwiderte Harris in kaltem Ton. »Und du unterzeichnetest die Vollmacht, die Ames erlaubte, deinen Jungen zu behandeln. Niemand zwang dich dazu.«

Die Worte trafen Blake wie eine Serie von Schlägen. Also hatte Sharon von Anfang an recht gehabt, daß mit dem

Sportzentrum etwas nicht in Ordnung sei, und daß, was sie dort taten, nicht annähernd so harmlos sei, wie Harris behauptet hatte. »Ich muß mit Sharon sprechen«, sagte er.

Er wollte aufstehen, aber Harris hielt ihn mit einer Geste zurück. »Sie ist jetzt im Sportzentrum, Blake.«

Einen Augenblick fühlte er sich erleichtert. Wenigstens war sie dort, wenigstens wußte sie schon Bescheid. Dann wurde ihm klar, daß Jerry Harris in demselben eisigen Ton gesprochen hatte, den er kurz zuvor angeschlagen hatte. Bevor er etwas sagen konnte, sprach Harris weiter.

»Sie ist draußen und versucht Schwierigkeiten zu machen.« Er faßte Blake ins Auge. »Als wir über diese Sache sprachen, sagtest du mir, es werde von Sharons Seite keine Schwierigkeiten geben. Du versichertest mir, daß sie mit dem, was wir hier zu tun versuchen, einverstanden sein würde!«

Blake schwindelte. Was zum Teufel redete Harris da? War er nur um das Unternehmensprojekt besorgt? Und dann erkannte er mit schrecklicher Klarheit, daß genau dies der Fall war. Er war benutzt worden, manipuliert, bis er die Erlaubnis gegeben hatte, daß Tarrentech seinen eigenen Sohn als Meerschweinchen verwendete. Aber es war nicht möglich. Die anderen ...

Dann begriff er.

»Jeff LaConner«, stieß er hervor. »Bei ihm war es das gleiche, nicht?«

Harris begnügte sich mit einem kurzen Nicken. »Chuck kannte die Risiken, und er kannte die Entschädigung.« Als Blake ihn stumm anstarrte, wurde sein Ton umgänglicher. »Und dies braucht auch für dich nicht das Ende der Welt zu sein, Blake. Das Unternehmen ist bereit, für Mark zu sorgen. Wenn er überlebt, wird alles für ihn getan. Und für dich und Sharon und Kelly kann das Leben weitergehen. Du wirst natürlich versetzt, und es wird eine Beförderung geben, verbunden mit einer angemessenen Gehaltserhöhung.« Er

zögerte, suchte nach dem rechten Wort. »Nun, sagen wir, daß deine Gehaltserhöhung natürlich keine Entschädigung für ...« Wieder zögerte er, dann sprach er weiter. »... für deinen Verlust sein kann; aber du wirst finden, daß sie erstaunlich großzügig ist. Und natürlich wird es Optionen zum Erwerb von Unternehmensaktien geben.«

Blake sah Jerry Harris an, kaum fähig, ihn wiederzuerkennen. War dies wirklich der Mann, den er seit mehr als zehn Jahren kannte und für einen Freund gehalten hatte? Dachte er wirklich, daß irgendeine Geldsumme, irgendeine Stellung jemals das Schuldgefühl und den Verlust würde aufwiegen können, die für den Rest seines Lebens auf ihm lasten würden? Es war unmöglich – unglaublich! Und dann merkte er, daß Harris noch immer sprach.

»... wir werden uns natürlich auch um Sharon kümmern, falls es dir nicht gelingt, sie der Vernunft zugänglich zu machen. Ich hatte gehofft, es würde nicht dazu kommen, aber ...«

Um Sharon kümmern.

Sie töten.

Das war es, was die Worte ausdrückten. Die wahren Bedeutungen drangen jetzt zu ihm durch; all die wahren Bedeutungen der Beschönigungen, die er in den vergangenen Wochen von Jerry Harris gehört hatte.

»Neue Verbindung ...«

Das bedeutete experimentelle Medizin. Hormone? Drogen? *Vitamine!* Wie konnte er so einfältig gewesen sein!

»Wir können Mark helfen ...«

Das war einfach: Wir können deinen Sohn in jemand anderen verwandeln. Wir können ihn zu dem machen, der er nach deinem Willen sein soll.

»Natürlich gibt es immer ein geringfügiges Risiko.«

Dein Sohn könnte sterben.

»Wir werden uns um ihn kümmern.«

Sie hatten sich auch um Ricardo Ramirez gekümmert, aber das hatte den Jungen nicht am Leben erhalten. Und Harris hatte ihm bereits gesagt, daß Mark sterben würde.

»Wir werden uns um Sharon kümmern.«

Wir werden sie töten. Wenn du sie nicht bewegen kannst, auf die Vernunft zu hören, wenn du sie nicht überzeugen kannst, daß sie den Mund zu halten und mit einem Direktorenposten für dich und einer Menge Geld glücklich zu sein hat, dann werden wir sie töten.

Plötzlich brach alles über Blake herein, und eine kalte Wut, die durch das Wissen, daß er für das Geschehene zu einem guten Teil verantwortlich war, nur noch verstärkt wurde, durchströmte ihn. Er sprang auf und baute sich vor Harris auf.

»Für wen hältst du mich? Glaubst du wirklich, ich würde meinen Sohn für eine Gehaltserhöhung und eine Beförderung preisgeben? Glaubst du wirklich, ich würde einfach dastehen und zulassen, daß du meine Frau und meinen Sohn tötest? Ich dachte, ich würde dich kennen, Harris, aber ich kenne dich überhaupt nicht!«

Er stieß Harris beiseite, daß der Mann hart gegen den Schreibtisch geworfen wurde, dann riß er die Tür auf.

Im Vorzimmer erwarteten ihn zwei uniformierte Sicherheitsbeamte. Sie hatten die Pistolen gezogen und zielten auf ihn.

»Ich fürchte, wir werden nicht in der Lage sein, Sie irgendwohin gehen zu lassen, Mr. Tanner«, sagte einer von ihnen.

Langsam erwachte Marks Bewußtsein aus den schwarzen Tiefen der Bewußtlosigkeit. Minutenlang war die Desorientierung vollkommen, dann begannen sich Erinnerungsbruchstücke einzustellen.

Die schrecklichen Kopfschmerzen, die ihn während der ersten Unterrichtsstunde befallen hatten.

Der Besuch bei der Schulkrankenschwester, begleitet von

Linda Harris, die ihn gestützt hatte, als er unter den Schmerzwellen getaumelt war.

Der Wutanfall im Krankenzimmer. Dann die schreckliche Beengung durch die schwere Hülle, in welche die drei Wärter ihn gesteckt hatten.

Er wußte, wo er jetzt war – sie hatten ihn zur Sportmedizinischen Klinik gebracht.

Er öffnete die Augen einen Spalt, und eine Sekunde lang war er überzeugt, daß er träumen müsse, denn er sah sich überall von dickem Maschendraht umgeben, der an einem Rahmenwerk von Metallrohren und Kanteisen befestigt war.

Er war in einem Käfig.

Nun öffnete er die Augen weit, richtete sich auf und stellte die Füße auf den Betonboden des kleinen Raumes. Er saß auf einer nackten Eisenpritsche ohne Matratze oder Bettzeug, und seine Muskeln waren steif von der Kälte des Metalls. Er trug noch immer die Kleider, die er am Morgen angezogen hatte, aber seine Jeans fühlten sich eng an, und das Hemd, von dem ein Arm fast ganz abgerissen war, hatte die meisten seiner Knöpfe eingebüßt.

Sein linker Oberarm schmerzte. Er rieb ihn geistesabwesend, bevor er die doppelte Einstichstelle bemerkte, wo die zwei Nadeln angesetzt worden waren, und den oberflächlichen Einschnitt, wo man die abgebrochene Nadel entfernt hatte.

Seine Schuhe drückten, und er bückte sich, öffnete die Schnürsenkel, stieß sie von den Füßen und bewegte die Zehen.

Dann hörte er ein Geräusch.

Er blickte umher und sah zum ersten Mal den Rest des großen Raumes, in dem er gefangengehalten wurde. Dort gab es mehr Käfige, die eine ganze Wand einnahmen, und aus dem übernächsten Käfig starrte eine seltsame Kreatur zu ihm her. Ihre Lippen, straff über enorme Zähne gespannt, bewegten sich krampfhaft, und aus der Kehle blubberte unheilvoll ein würgendes Geräusch.

Mark runzelte die Brauen. Die Kreatur gemahte an einen Menschenaffen, aber er kannte keinen Menschenaffen, der diesem glich. Dann, als die aus seiner Kehle dringenden Geräusche Form anzunehmen begannen, fröstelte ihn.

»Maaaarg ...«, röchelte die Kreatur. Dann wieder, diesmal etwas deutlicher: »Maaarkhh!«

Mark erschrak bis ins Innerste. Es war nicht möglich, und doch, als er die Gestalt anblickte, diese aufstand und sich zu ihrer vollen Höhe von mehr als zwei Metern erhob, sah er, daß seine schreckliche Vermutung zutraf. Er starrte an, was einmal Jeff LaConner gewesen war.

Entsetzen würgte seine Kehle, aber sein Verstand, durch den Schreck des Wiedererkennens in Tätigkeit gesetzt, arbeitete jetzt fieberhaft, und er erinnerte sich anderer Dinge.

Der Wutausbrüche.

Wie Jeff sie gehabt hatte, bevor man ihn fortgebracht hatte.

Der seltsamen Veränderungen, die er erst gestern abend in seinem eigenen Gesicht gesehen hatte.

Er hob die Hände zum Gesicht und befühlte seine Züge mit den Fingern. Sie fühlten sich verändert an. Seine Brauen sprangen vor, und auch seine Nase schien sich verändert zu haben. Und sein Unterkiefer ...

Er führte die Zunge über die plötzlich unvertrauten Konturen seiner Zähne. Sie fühlten sich groß an – zu groß für seinen Mund.

Dann sah er auf seine Hände.

Seine Finger, dick und groß, entwachsen knollig vergrößerten Knöcheln, und wo seine Haut bisher glatt gewesen war, entsprossen jetzt Haarbüschel seinen Handrücken.

Die Fingernägel, dicker als sie immer gewesen waren, bogen sich abwärts.

Wieder kam Panik in ihm auf, und er blickte wild umher, suchte nach einer Fluchtmöglichkeit.

Da sah er, was einst Randy Stevens gewesen war, in einem

Winkel eines der Käfige kauern. Aller Menschenähnlichkeit beraubt und wie besessen an einem Finger kauend, während sein zielloser Blick unaufhörlich durch den Raum wanderte.

Dann blickte Mark auf und sah den an der Decke befestigten Fernsehmonitor außerhalb seines Käfigs. Sofort erkannte er die Gestalt auf dem Bildschirm, und ein Wutgebrüll verließ seine Kehle, bevor er es zurückhalten konnte.

Die Gestalt auf dem Bildschirm war die seiner Mutter. Sie saß auf einem geraden Stuhl, und auf ihrem Antlitz lag ein Ausdruck tiefsten Entsetzens.

Als Mark das Bild anstarrte, stieß seine Kehle wieder das heulende Wutgebrüll aus, bevor er es unterdrücken konnte. Es widerhallte von den Wänden und ging in ein schrilles Kreischen über.

Die Tür am Ende des langen, schmalen Raumes flog auf, und drei Männer eilten herein. Einer spulte einen Feuerwehrschauch von der Rolle, ein anderer hatte einen elektrischen Viehtreiberstock in der Hand. Der Dritte wartete nervös bei der Tür, bereit, das Wasser aufzudrehen, sobald der Schlauch ausgerollt wäre.

Der Mann mit dem Viehtreiberstock stieß ihn durch den Maschendraht des Käfigs, doch ehe er auf den Knopf drücken konnte, griff Mark zu, entriß ihn seinen Händen in den Käfig und zerschlug ihn an der Kante seiner Pritsche.

»Vorwärts, Wasser marsch!« hörte er den Wärter rufen. Als der Schlauch sich vom Wasserdruck des Feuerlöschsystems blähte, warf Mark sich gegen die Käfigtür.

Der Maschendraht wurde ausgebeult, hielt jedoch.

Dann spritzte das Wasser aus dem Endstück des Schlauches, und als der Wärter sich mühte, den Strahl unter Kontrolle zu bringen und auf ihn zu richten, packte Mark den Maschendraht mit beiden Armen und begann ihn zu schütteln, indem er sein ganzes Gewicht vor und zurück warf. Er fühlte ein leichtes Nachgeben und verdoppelte seine Anstrengungen. Endlich, als

ihn die volle Kraft des Wasserstrahls traf, gab der Maschendraht nach, und der ganze Teil, der die Käfigtür abdeckte, löste sich vom Rahmen. Mit Wutgebrüll sprang Mark durch die Öffnung und streckte die Hände nach dem nächsten Wärter aus. Der Schrei des Mannes brach ab, als Mark ihn in die Höhe hob und auf den Boden schmetterte. Der Schädel des Wärters zerbrach auf dem Beton, und sofort begann sich eine Blutlache unter ihm zu bilden.

Der Wasserstrahl traf Mark voll gegen die Brust, und er taumelte unter dem Druck zurück. Dann, als hätte Marks Tat ihn angespornt, warf Jeff LaConner sich gegen die Tür seines Käfigs, und die Gewalt seines größeren Gewichts reichte aus, um den Maschendraht von dem Rohrrahmen der Tür zu reißen. Der Wärter mit dem Schlauch rief eine Warnung, und der Wasserstrahl ließ einen Augenblick von Mark ab, der sich sofort auf den Mann warf, den rechten Arm um seinen Hals schlang und mit einem Ruck zurückriß. Es gab ein scharfes, knackendes Geräusch, und der Mann erschlaffte in Marks Umklammerung. Der dritte Wärter stand starr vor Schrecken, und als er einen Augenblick später seine Gefahr erkannte und sich durch die Tür retten wollte, war Jeff LaConner schon an Mark vorbeigesprungen, stieß den Flüchtenden zu Boden, packte ihn mit beiden Händen um den Hals, hob ihn vom Boden auf, schüttelte ihn wie eine Puppe und schleuderte ihn mit einer Körperdrehung gegen die Wandfliesen. Dann verschwand Jeff, ohne sich weiter um sein Opfer zu kümmern, durch die Tür aus dem Käfigraum.

Mark verhielt unschlüssig. Sein Instinkt drängte ihn, Jeff zu folgen und zu entkommen, solange er konnte. Aber dann ging sein Blick zu Randy Stevens, und auf einmal kam Klarheit in sein Denken. Er bückte sich und riß dem Toten zu seinen Füßen den Schlüsselring vom Gürtel. Dann stieß er einen Schlüssel nach dem anderen in das Schloß des Käfigs, bis einer paßte und die Tür aufging. Er ließ die Schlüssel, wo sie waren,

und lief Jeff LaConner nach.

Randy Stevens starrte eine Weile stumpf die offene Tür an, dann schlurfte er vorwärts und stieg schwerfällig über die Schwelle. Er verweilte beim Leichnam des ersten Wärters und stieß ihn versuchsweise mit dem Finger an, dann bewegte er sich weiter zu dem Mann, den Jeff LaConner gegen die Wand geschlagen hatte.

Dieser lag mit gebrochenem Rückgrat am Boden, von der Mitte abwärts bewegungsunfähig. Er stöhnte leise, und seine Finger scharrten krampfhaft am Boden, als er versuchte, sich zur Tür zu ziehen.

Randy betrachtete ihn eine Weile, dann stieß er ihn mit einem Finger an.

Der Mann reagierte mit einem qualvollen Schrei, und Randy wiederholte den Stoß mit einem hirnlosen Glucksen; und als auch dieser Stoß einen Aufschrei zur Folge hatte, begann Randy zu kichern und beschleunigte das Tempo seines unbekümmerten Folterspieles.

Erst als der Mann verstummte, weil eine barmherzige Ohnmacht ihn vorübergehend von seinen Schmerzen erlöste, verlor Randy das Interesse an seinem Spiel.

Er richtete sich unbeholfen auf und schlurfte langsam zur Tür hinaus.

Sein Kopf bewegte sich wiegend von einer Seite zur anderen, als er umherblickte, dann tappte er ziellos weiter den Korridor entlang, schnobernd und grunzend wie ein Trüffelschwein, als versuchte er der Witterung von Jeff LaConner und Mark Tanner zu folgen.

Aber Randy hatte schon vor Monaten jede Fähigkeit verloren, den Erscheinungen seiner Umgebung Namen zuzuordnen.

In Randy war die Umwandlung vom Menschen zum Tier längst abgeschlossen.

Nun war es nach der Art der Kreatur, die er geworden war, an der Zeit, daß er sein Territorium erweiterte.

MARTIN AMES STARRTE ANGESTRENGT auf den geteilten Bildschirm eines Monitors mit hohem Auflösungsvermögen und verglich die genetische Struktur einer Probe von Charlotte LaConnors Hirnanhangdrüse mit der ihres Sohnes. Irgendwo, des war er gewiß, gab es einen winzigen Unterschied, und wenn er diesen irgendwo in der DNS der Zellen verborgenen Unterschied finden konnte, bestand auch Hoffnung, einen Hinweis auf das Geheimnis von Jeffs unkontrollierbarem Wachstum zu finden. Er blickte irritiert auf, als das Alarmsignal schrillte und seine Konzentration störte. Erprobungen des Sicherheitssystems waren für diesen Vormittag nicht vorgesehen, und Störungen seiner Arbeit duldete er nicht. Er griff zum Telefon, eine Erklärung zu verlangen, als sein Blick auf einen der Monitore an der Wand fiel.

Er übertrug ein Bild aus dem Käfigraum. Ames' Augen weiteten sich vor Schreck. Die Tür eines der Käfige stand offen, und zwei andere waren gänzlich herausgerissen, das schwere Maschendrahtgewebe wie morsche Sackleinwand beiseite gefegt.

Einer der Wärter lag rücklings in einer Blutlache, ein anderer schlaff und anscheinend leblos ein paar Schritte weiter. Der dritte, dessen Finger sich krampfhaft in den Boden krallten, starrte zur Kamera auf, das Gesicht eine schmerzverzerrte Grimasse. Von den Insassen der Käfige war nichts zu sehen.

Laut fluchend drückte Ames die Telefonknöpfe und hörte einen Augenblick Marjorie Jacksons aufgeregte Stimme: »Sie sind frei, Dr. Ames.«

»Das weiß ich, verdammt«, versetzte Ames. »Glauben Sie, ich kann nicht sehen? Wo sind sie?«

»Ich – ich weiß nicht«, stammelte sie. »Vermutlich noch unten, aber ich kann sie auf den Monitoren nicht finden.«

Ames fluchte wieder. Er hätte die Kameras überall

anbringen sollen, so daß nicht ein Quadratmeter des Gebäudes unbeaufsichtigt wäre. Aber die Käfige galten als ausbruchssicher; der Maschendraht war stark genug, praktisch alles zurückzuhalten.

»Ich komme gleich«, sagte er. »Rufen Sie Harris an und sagen Sie ihm, was geschehen ist. Wir werden Hilfe brauchen!«

Er warf den Hörer auf den Apparat und lief zur Tür des Laboratoriums. Es lag im Erdgeschoß und hatte zwei verschlossene Türen zu dem Treppenhaus, das zum Sicherheitsbereich im Keller führte. Mit etwas Glück waren die Ausbrecher im Untergeschoß gefangen. Trotzdem lauschte er einen Augenblick an der Tür, bevor er sie einen Spalt öffnete und wieder horchte. Aber das Schrillen der Alarmklingeln übertönte alles, was sonst noch zu hören gewesen wäre, und schließlich öffnete er die Tür und lief hinaus in den Korridor. Nach einem schnellen Blick in beide Richtungen eilte er zu seinem Büro. Augenblicke später traf er Marjorie Jackson hinter ihrem Schreibtisch an. Sie war bleich und sprach aufgeregt ins Telefon. Als Ames hereinkam und die Tür hinter sich zuspernte, beendete sie ihren Anruf, und ihre Hände zitterten so stark, daß der Hörer auf die Schreibtischplatte fiel, als sie auflegen wollte.

»Mr. Harris sagt, es seien Leute unterwegs hierher«, sagte sie. »Sie bringen Mr. Tanner herüber, und ...«

»Was ist passiert?« schnitt er ihr das Wort ab. »Wie sind sie freigekommen?«

Marjorie Jackson schüttelte hilflos den Kopf. »K-keine Ahnung. Ich kam gerade ins Büro, als ich einen Schrei hörte, aber auf dem Monitor waren sie nicht mehr zu sehen.« Beinahe gegen ihren Willen blickte sie zum Bildschirm auf, wo noch immer die schaurige Szene des Käfigraumes zu sehen war, und sie keuchte, als der Wärter, dessen Rückgrat gebrochen war, einen weiteren matten Versuch machte, sich zur Tür zu ziehen.

»Mein Gott, George lebt noch«, stieß sie hervor. »Wir müssen ihm helfen!« Sie wollte zur Tür, aber Marty Ames faßte sie beim Arm und hielt sie zurück.

»Haben Sie den Verstand verloren?« fragte er. »Die drei sind noch da unten!«

Sie sah ihn angsterfüllt an. »Aber wir müssen etwas *tun*.«

Ames beobachtete mit grimmiger Miene den Bildschirm, dann schaltete er auf die anderen, über das Gebäude verstreuten Kameras um. »Solange wir keine Hilfe bekommen, können wir nichts für ihn tun.«

Plötzlich erschien Bewegung auf dem Bildschirm, und dann sahen sie Jeff LaConner, wie er sich langsam, verstohlen hierhin und dorthin blickend, durch den Korridor zur Treppe bewegte.

»Hoffentlich ist die Tür zugesperrt«, murmelte Ames, als Jeffs riesenhafte Gestalt den Bildschirm füllte. Er schaltete weiter, und die Kamera zeigte Jeff aus einem anderen Winkel, als er sich der Treppenhaustür näherte. Als fühlte er sich vom Auge der Kamera beobachtet, wandte Jeff den Kopf und blickte unverwandt in die Linse.

Einen Augenblick geschah nichts, dann bleckte Jeff die Zähne, und obwohl weder Ames noch Marjorie Jackson es hören konnten, erschauerten beide unfreiwillig bei dem Wutgebrüll, das geradezu sichtbar aus dem aufgerissenen Rachen der Kreatur kam, zu der Jeff geworden war. Dann kam Jeffs mächtige Hand hoch, und die Kamera wurde von ihrer Masse blockiert.

Der Bildschirm erlosch, und Ames und seine Sekretärin wußten, daß Jeff die Kamera aus ihrer Halterung gerissen hatte.

Jeff starrte stumm auf die Fernsehkamera, zerbrach sie zwischen den Händen und ließ sie dann zu Boden fallen.

Darauf wandte er sich der geschlossenen Tür zu. Seine knorrigen Finger schlossen sich um die Klinke, drückten sie

nieder, und als er die Tür verschlossen fand, blubberte ein tiefes Grollen in seiner Kehle. Dann umfaßte er die Klinke fester und riß daran. Wie die Kamera, die an einem Metallträger befestigt gewesen war, widerstand die Klinke zuerst seinem Zugriff, dann riß sie ab. Jeff warf sie gegen die Wand, dann stocherte er in dem Mechanismus des Türschlosses, und nach ein paar Sekunden fiel es auf der anderen Seite herunter.

Der Drücker kam frei.

Er zog die Tür mit einem Schwung auf und ließ sie los. Das Krachen der zurückschlagenden Metalltür gegen die gekachelte Wand des Korridors hallte laut durch Gang und Treppenhaus. Jeff stand ein paar schnaufende Atemzüge still und sah die Treppe an, dann stieg er hinauf. Er erreichte das Erdgeschoß und den teppichbelegten Korridor, der an den verschiedenen Büros vorbei zum Speisesaal führte.

Erneuerte Wut sprühte in seinen Augen, als er die Tür in der Mitte des Korridors sah, die zu Dr. Ames' Büro führte.

Er konnte sich sehr gut an Dr. Ames erinnern.

Andere Dinge mochten sich in seinem Sinn umnebelt haben, als sein Gehirn angefangen hatte, gegen die Beengung seines Schädels zu drängen, aber ein Bild von Dr. Ames brannte noch immer hell in seinem Gedächtnis.

Ames war es, der ihm dies angetan hatte.

Ames, der vorgegeben hatte, sein Freund zu sein, ihn zu mögen.

Ames, der ihn in die von Schmerzen gequälte Kreatur verwandelt hatte, die er nun geworden war.

Alles war Ames' Schuld, und als Jeff nun schwankend den Korridor entlangschlurfte, konnte er den Mann riechen, und die Witterung gab der Wut in ihm neue Nahrung.

Er drängte durch die Tür ins äußere Büro. Grunzend, mit kurzen, rasselnden Atemzügen, starrte er umher.

Als er sah, daß das Büro leer war, packte er Marjorie Jacksons Schreibtisch, hob ihn vom Boden und schleuderte ihn

gegen die Wand. Der Putz zerbrach unter dem Aufprall des schweren Walnußmöbels, der sogar die Stakhölzer hinter dem Putz brechen ließ.

Dann tappte er, ein Glimmen in den Augen unter den wulstigen Brauen, auf die geschlossene Tür zum inneren Büro zu.

»Zurück«, sagte Marty Ames, als ein Krachen und Poltern im Vorzimmer bestätigte, daß die Ausbrecher nicht mehr auf das Kellergeschoß beschränkt waren. Marjorie Jackson kauerte an der Wand, und auf Ames' Anweisung zog sie sich hinter den Schreibtisch zurück.

Ames zog die unterste Schublade seines Schreibtisches auf und entnahm ihr die Pistole, die er dort verwahrte, seit er zuerst erkannt hatte, daß einige der Jungen gefährlich werden könnten. Doch hatte er nie das Gefühl gehabt, die Waffe gebrauchen zu müssen, und nach dem ersten Jahr hatte er sogar die Schießübungen eingestellt, mit denen er nach dem Erwerb der Pistole begonnen hatte. Jetzt fummelte er mit fliegenden Fingern an der Sicherung, zog das Magazin heraus, um zu sehen, ob Patronen darin waren, und hoffte, daß die Waffe noch funktionierte.

Er hatte das Magazin kaum zwischen die Griffschalen gestoßen, als ein splitterndes Krachen ertönte und die Tür zu seinem Büro, eine einzige Platte aus massivem Walnußholz, aus den Scharnieren gerissen wurde und in zwei großen Stücken in den Raum fiel.

In der Türöffnung erschien Jeff LaConner. Sein verunstalteter Körper war vornübergebeugt, so daß die Fingerspitzen beinahe den Boden berührten, sein massiger Kiefer hing schlaff herab, und Speichel troff ihm von der Unterlippe.

Marjorie Jackson schrie laut auf, als sie die kaum noch menschliche Gestalt vor sich sah, aber ihr Schrei ging rasch in Jeffs Wutgebrüll unter.

Er sprang in den Raum und stürzte sich auf Marty Ames. Dieser hob die Pistole und drückte ab, feuerte aus drei Metern Distanz auf Jeffs Brust.

Jeff kam wankend zum Stillstand und sah erstaunt an sich herab, wo schäumendes Blut aus dem Loch in seiner Brust quoll. Dann faßte er wieder Ames ins Auge und warf sich mit einem unartikulierten Schrei auf ihn.

Ames feuerte wieder, dann noch einmal, aber vor dem vierten Schuß hatte die Waffe Ladehemmung. Er ließ sie fallen und sprang seitwärts davon, als Jeff, vom Schwung seines Angriffs getragen, vornüberschoß und schwer auf den Boden schlug.

Einen Augenblick lang war Ames überzeugt, Jeff werde sich wieder aufrappeln und seinen Angriff erneuern, aber als Jeff sich nicht bewegte, ging Ames vorsichtig näher und wälzte den Körper mit dem Fuß auf den Rücken.

Eines von Jeffs Augen war ausgeschossen, und Blut sickerte träge aus der knorpeligen Masse der leeren Höhle. Ames starrte den Toten sekundenlang an, dann faßte er Marjorie Jackson bei der Hand und zog sie aus dem Raum.

Draußen näherte sich einer der Firmenwagen von Tarrentech und bog in die Zufahrt zum Haupttor ein.

Randy Stevens bewegte sich schwerfällig durch das Labyrinth der Korridore. Sein Gehirn hatte längst aufgehört, vernunftgemäß zu arbeiten, und er bewegte sich ziellos durch das Gebäude, von Gerüchen ebenso gesteuert wie von seinem Gesichtssinn. Er bog um eine Ecke und sah eine offene Tür voraus; er ging hindurch und erstieg die Treppe, zog sein Gewicht unbeholfen höher, indem er mit den deformierten Fingern das Geländer umfaßte und sich weiterzog. Endlich erreichte er das obere Ende und wankte hinaus in die Eingangshalle.

Dort zögerte er, wiegte den Kopf hin und her und

schnüffelte. Dann fing er eine Witterung ein, die trübe Erinnerungen tief in seinem Gehirn wachrief.

Unbestimmte Bilder schwammen in sein Bewußtsein, Bilder von Bäumen und Sträuchern, dem Fluß und dem Himmel darüber.

Durstig sog er die Gerüche der frischen Luft ein und wandte sich zu der Tür rechts von ihm, unter der eine helle Linie Sonnenlicht hervorschien. Er fummelte mit dem Türgriff, dann warf er sein Gewicht dagegen, und sie platzte auf.

Er stand still, blinzelte ins grelle Sonnenlicht und atmete tief die erste frische Luft, die seine Lungen in mehr als einem Jahr gekostet hatten.

In der Ferne konnte er die Konturen der Berge ausmachen, die sich zum Himmel erhoben, und ein tiefsitzender Instinkt sagte ihm, daß er dort, in den Bergen, Sicherheit finden könne. Er bewegte sich in ihre Richtung, schwerfällig auf verkrümmten, des Gehens entwöhnten Beinen, die Fingerknöchel am Boden, wo sie ihn stützen und seine Fortbewegung erleichtern konnten.

Da wurde er auf eine Bewegung aufmerksam. Er hielt inne und starrte stumpfsinnig den Wagen an, der um die Ecke des Gebäudes kam.

Blake Tanner saß zwischen zwei Sicherheitsbeauftragten auf der Rückbank des Wagens. Vorn, auf dem Beifahrersitz, saß ein dritter Wächter halb herumgedreht, den Rücken an der Tür, und behielt Blake im Auge. In den ersten paar Minuten, nachdem die Bewaffneten ihn vor der Tür von Jerry Harris' Büro festgenommen hatten, war er vor Angst und Schreck unfähig gewesen, einen klaren Gedanken zu fassen; doch als die Wachmänner ihn in die Tiefgarage getrieben und in den Firmenwagen gestoßen hatten, waren seine Denkprozesse wieder in Gang gekommen. Er saß zusammengesunken auf der Rückbank, die Augen halb geschlossen, und versuchte den

Wächtern den Eindruck zu vermitteln, er befände sich in einem Schock. Dann aber, als der Wagen das Unternehmensgelände verließ und die Straße zur Stadt nahm, ohne von der vorgeschriebenen Geschwindigkeitsbegrenzung abzuweichen, um dann die Straße talauf zum Sportzentrum zu nehmen, begann Blake die Hoffnungslosigkeit seiner Lage zu begreifen.

Dies war nicht wie in den Robert-Ludlum-Büchern, die ihm immer so gut gefallen hatten, in denen ein höflicher und zurückhaltender Englischprofessor es stets fertigbrachte, um Mitternacht in einer dunklen Zufahrt fünf durchtrainierte Meisterspione zu überwältigen und unverletzt aus dem wildesten Kreuzfeuer hervorzugehen, in dessen Verlauf zum Überfluß auch noch ein oder zwei Messer nach ihm geworfen wurden.

Dies war die Wirklichkeit. Und wenn er auch gut in Form und überzeugt war, daß er mit jedem der Wachmänner einzeln im Kampf Mann gegen Mann bestehen würde, war doch keinen Augenblick daran zu denken, daß er allen dreien auch nur eine Minute würde widerstehen können. Er gab sich auch nicht der Täuschung hin, daß sie zögern würden, ihn zu erschießen, wenn er sie bedrängte. Er durfte mit keiner der zweckdienlichen Verzögerungen rechnen, die James Bond immer zustatten kamen, während der Bösewicht mit ihm spielte, bis er Bond eine Gelegenheit gab, die er stets zu ergreifen wußte.

Nein, diese Männer hatten die Absicht, ihn zu töten. Zwar würden sie es vorziehen, damit zu warten, bis sie ihn in der Abgeschiedenheit von Ames' eingezäuntem Gelände hätten, doch würde der Wachmann auf dem Beifahrersitz keinen Augenblick zögern, die großkalibrige Pistole in seiner Hand auf ihn abzufeuern, wenn er auch nur eine einzige falsche Bewegung machte.

Von den Wächtern neben ihm drohte weniger Gefahr; zu groß war das Risiko, daß die Kugel ihn durchschlagen und den

Wärter auf der anderen Seite verletzen würde.

Aber wenn eine Kugel durch die Sitzlehne hinter ihm ginge, würde es niemanden kümmern.

Der Wagen verlangsamte seine Geschwindigkeit, als er auf das Tor zurollte, aber der Fahrer sprach ein paar Worte ins Funkgerät, und die Torflügel schwangen auf, um sich nach der Durchfahrt des Wagens augenblicklich wieder zu schließen. Der Wagen beschleunigte und bog nach links, um die Rückseite des Gebäudes zu erreichen.

Wenn er überhaupt eine Chance hatte, dann würde es in dem Augenblick sein, wenn der Wagen zum Stillstand käme und einer der Wachmänner neben ihm ausstieg. Es sei denn, es gab eine Tiefgarage im Gebäude, wie bei Tarrentech.

»Gott!« stieß der Fahrer plötzlich hervor, und der Mann neben ihm schrak zusammen. Dann gab er dem Fahrer einen finsternen Blick.

»Verdammt noch mal«, fing er an, aber der Fahrer beachtete ihn nicht, trat auf die Bremse und wies nach vorn.

»Was geht da vor?« fragte er. »Was zum Henker ist das?«

Blake richtete sich auf und spähte zwischen den Männern auf den Vordersitzen durch.

Zwanzig Schritte voraus stand ein Wesen, wie Blake es noch nie gesehen hatte, in der Zufahrt und starrte den Wagen an, als sei es nicht sicher, was es vor sich hatte.

Es sah wie ein seltsames Relikt der Evolution aus, eine merkwürdige Nebenentwicklung, die weder Mensch noch Affe war. Es kauerte auf den Keulen, bewegte den Kopf hin und her, als hätte es Schwierigkeiten, seinen Blick auf das Fahrzeug zu konzentrieren.

Der Wagen kam zum Stillstand, und einen Augenblick, als alle fünf Insassen das seltsame Wesen, das halb Mensch und halb Tier war, anstarrten, herrschte Totenstille. Als der Fahrer etwas sagen wollte, hörten sie einen Ruf vom Gebäude, und Sekunden später sprang Marty Ames aus einem Seiteneingang,

gefolgt von Marjorie Jackson. Die Kreatur auf der Zufahrt erhob sich von den Keulen, schwang herum und gewährte Ames. Plötzlich erhob sie sich zu ihrer vollen Größe, und ein Wutgeheul brach aus ihrer Kehle.

»Mein Gott«, murmelte der Fahrer. »Die Bestie geht auf Ames los!«

Er legte die Handbremse ein, dann löste er mit einer Hand den Sicherheitsgurt und war im Nu aus dem Wagen, die Pistole schon aus dem Halfter und in der Hand. Er ging auf ein Knie nieder, ergriff die Pistole beidhändig, stützte sie auf die Kühlerhaube und drückte ab.

Die Kreatur zögerte, als das Geschoß ihren Oberschenkel durchschlug, und stieß ein weiteres Brüllen aus. Einen Moment lang schien sie sich nicht entscheiden zu können, in welche Richtung sie sich wenden sollte, dann lief sie neuerlich auf Ames zu.

»Schießen Sie!« rief Ames. »So schießen Sie schon, um Himmels willen!«

Marjorie Jackson war in die andere Richtung gelaufen und floh hinter das Gebäude. Ames stand jetzt allein mit dem Rücken zur Hauswand. Als er Randy Stevens angreifen sah, erkannte er in Randys Augen die gleiche rasende Wut, die er vor Minuten in Jeff LaConnors Augen gesehen hatte. Er wollte fortlaufen, wollte kehrtmachen und wieder ins Haus fliehen, aber seine Beine versagten ihm den Dienst, und er stand in Panik erstarrt.

Ein zweiter Schuß krachte, und Randy zögerte wieder, wankte nach links. Er fiel zu Boden, und sein Kopf schwang herum, als hielt er nach einem ungesesehenen Angreifer Ausschau, der mit einer unsichtbaren Waffe nach ihm stieß.

Alle Wachmänner waren jetzt aus dem Wagen gesprungen, und Blake sah seine Gelegenheit. Er krabbelte auf der dem Haus abgewandten Seite aus dem Wagenfond und rannte davon.

Es war nicht viel, aber es war eine Chance. Gelang es ihm, den Zaun zu überklettern, solange die Wachmänner noch mit dem alptraumhaften Geschöpf beschäftigt waren, konnte er vielleicht entkommen.

Zwei weitere Schüsse knallten, aber Blake ignorierte sie, konzentrierte sich auf den Zaun und rannte, was er konnte. Er war nur noch dreißig Schritte entfernt, dann zwanzig.

Wieder krachte es hinter ihm, und diesmal sah er rechts voraus einen Einschlag, der Staub und Gras aufspritzen ließ. Einer der Wachmänner feuerte jetzt auf ihn, und er wich nach links aus, dann wieder nach rechts. Als er noch fünf Schritte vom Zaun entfernt war, traf eine weitere Kugel die Erde vor ihm, und er wechselte noch einmal die Richtung.

Dann war er am Zaun und sprang, so hoch er konnte, und seine Finger umschlossen den dicken Maschendraht nur ein kleines Stück unter dem oberen Rand.

Die zweitausend Volt, mit denen der Zaun geladen war, brannten durch seinen Körper, verkrampften seine Muskeln, rösteten in einem Augenblick sein Gehirn. Seine von der Gewalt des Stromschlages an Ort und Stelle erstarrten Finger blieben in den Zaun gekrallt und hielten seinen Leichnam fast einen Meter über dem Boden fest.

Eine dritte Kugel durchbohrte Randy Stevens und vergrub sich in seiner linken Lunge, und es war wie ein sengend heißer Stich durch seine Brust. Er wandte sich von Ames weg, nur noch auf Flucht bedacht.

Sein Blick fand wieder die Berge, und er setzte sich in einen ungleichmäßigen Trab. Sein rechtes Bein war verkrüppelt, und jedes Aufsetzen sandte stechende Schmerzen durch den Oberschenkel, aber er ignorierte sie, denn er hatte die Berge vor sich, und die Zuflucht, die er dort spürte.

Eine weitere Kugel traf seinen Körper, dann noch eine, und schließlich fiel er vornüber, zog sich aber noch weiter, obwohl sein linker Arm jetzt so kraftlos war wie sein rechtes Bein.

Aber er wollte und konnte nicht aufgeben, denn ein tiefer Überlebensinstinkt trieb ihn vorwärts. Er war dem Zaun jetzt nahe, und als ein weiteres Geschloß seinen Körper durchbohrte, streckte er die Hand danach aus.

Die fünfte Kugel traf ihn in den Kopf und zerriß ihm das Gehirn, gerade als seine Finger den Zaun berührten und sein Körper unter dem jähen Stromstoß zusammenzuckte.

Die Berge waren noch weit entfernt, aber es machte nichts aus, denn nach einem Jahr, das er eingesperrt in einem Käfig im Keller des Sportzentrums zugebracht hatte, hatte Randy Stevens endlich eine letzte Zuflucht gefunden.

Mark hatte den Keller sorgfältig durchsucht und schließlich einen Raum gefunden, der zur Überwachung des Sicherheitssystems diente. Durch die geschlossene Tür hörte er Randy Stevens im Korridor schlurfen, achtete aber nicht auf die Geräusche. Mit aller Konzentration, derer er fähig war, probierte er die Schalter und Knöpfe am Steuerpult, bis einer der Monitore plötzlich das Bild seiner Mutter zeigte. Er sah auf das Etikett am Schalter – BEHANDLUNGSRaum B –, dann sah er noch einmal das Bild an. Seine Mutter blickte in die Kamera. Sofort stieg in Mark der schon vertraute Zorn auf. Er wandte sich vom Monitor ab und eilte hinaus.

Am Fuß der Treppe angelangt, hörte er von draußen Schüsse. Er lief die Treppe hinauf, hielt inne, als er die offene Tür ins Freie sah. Sein Instinkt drängte ihn, aus dem Gebäude zu fliehen, solange er konnte, doch gelang es ihm, den Drang zu überwinden. Statt dessen schloß er die Tür und schob den Riegel vor, dann kehrte er um und lief durch den Korridor zum Speiseraum und den Übungseinrichtungen jenseits davon.

Als er Ames' Büro passierte, warf er einen Blick hinein. Das Vorzimmer sah aus, als hätte dort ein Kampf getobt, und durch die offene Tür zu Ames' innerem Büro sah er Jeff LaConner in einer Blutlache am Boden. Er erstarrte sekundenlang, dann

eilte er weiter. Wenig später stand er vor der Tür mit der Metallplakette: BEHANDLUNGSRaum B. Die Tür war verschlossen. Er nahm einen Anlauf, warf sich gegen sie, und die Tür brach aus dem Schloß. Er taumelte in den Raum, kam zum Stillstand und starrte.

Seine Mutter lag festgeschnallt auf dem Metalltisch, aber sie hob den Kopf, als die Tür aufbrach, und ihr Blick fand Mark, bevor er sie bewußt wahrnehmen konnte.

Die Verformung seines Gesichts hatte sich verschlimmert, die Brauen sprangen jetzt wulstig vor, so daß die Augen selbst in den Tiefen ihrer Höhlen fast zu verschwinden schienen. Sein Unterkiefer schien viel zu massig für sein Gesicht und hing ein wenig nach unten. Sein Blick fand ihre Augen, und ein Winseln entwich seinen Lippen. Sharon unterdrückte einen Schrei. »Mark, hilf mir!« keuchte sie. Wie um zu verdeutlichen, was sie wollte, zerrte sie an den schweren Nylongurten, die sie niederhielten.

Mark starrte ihr ins Gesicht, und die gewohnte wütende Aufwallung stellte sich wieder ein. Aber sie hatte ihm nichts getan – er hatte keine Ursache, wütend auf sie zu sein.

Und dann lieferte ihm sein Unterbewußtsein eine vage Erinnerung.

Eine Erinnerung, auf der Rudermaschine zu sitzen und wachsenden Zorn auf die Konkurrenten zu verspüren. Es war Teil der Behandlung, das wußte er jetzt. Sie hatten ihm etwas wie eine Droge gegeben, die Zorn erregte und zusätzliche Energien in seinem Körper erschlossen.

Eine Droge, die ihn mit der zornigen Entschlossenheit zu gewinnen erfüllte.

Aber gestern – konnte es wirklich erst gestern gewesen sein? – hatte es auch andere Bilder gegeben. Er erinnerte sich des Flackerns im Bild, und wie sein Zorn sich auf seine Mutter verlagert hatte.

Das hatten sie bezweckt, und es hatte gewirkt.

Der Anblick seiner Mutter löste den irrationalen Zorn aus, nichts weiter.

»Schau mich nicht an!« rief er. »Schau mich einfach nicht an!«

Sharon wußte nicht, was sie von der Aufforderung halten sollte, aber etwas sagte ihr, Mark ohne Fragen zu gehorchen. Sie ließ den Kopf auf den Tisch zurücksinken und richtete den Blick zur Decke. In der Ferne, gedämpft durch die Wände und Decken, hörte sie das Feuer von Schußwaffen.

»Was ist los?« fragte sie in ängstlichem Flüsterton, als sie Marks Finger an den Gurten arbeiten fühlte. »Was tun sie?«

»Sie bringen uns um«, antwortete Mark.

Er löste den letzten Gurt, wandte sich ab, als Sharon sich aufrichtete und ihre Knöchel und Handgelenke massierte.

»Sie wollen, daß ich dich umbringe«, sagte Mark. »Das war es, was gestern abend passierte, Ich hatte nichts gegen dich, Mama. Sie – sie haben etwas mit mir gemacht. Wenn ich dich ansehe, werde ich verrückt!«

Sharon fühlte eine Beengung in der Kehle und unterdrückte mit aller Willenskraft ein Schluchzen. Noch nicht – nicht jetzt. Jetzt kam es nur auf eins an: sich selbst und ihren Sohn aus dieser Lage zu retten.

»Wo sind wir?« fragte sie. Sie schwang die Beine vom Tisch und verlagerte ihr Gewicht darauf. Die Knie drohten unter ihr einzuknicken, aber sie ließ es nicht geschehen.

»Bei – bei den Übungsräumen«, stammelte Mark. »Hinter dem Speisesaal.«

»Komm mit«, sagte Sharon. Sie wollte ihn ansehen, erinnerte sich jedoch rechtzeitig seiner Worte. »Geh einfach hinter mir. Ich werde mich nicht umdrehen, es sei denn, du sagst, daß ich es soll.« Ohne auf seine Antwort zu warten, lief sie zur Tür hinaus und durch die Übungsräume zum Speisesaal.

Das Herz schlug ihr im Halse, und sie war überzeugt, daß jeden Augenblick die Wärter erscheinen und ihr den Weg

versperren mußten, aber als sie in den Speisesaal lief, fand sie ihn leer.

Gefolgt von Mark, eilte sie durch die Eingangshalle und zur Eingangstür. Ihre einzige Hoffnung war, daß Elaines Wagen noch vor dem Gebäude parkte.

Sie erreichte den Eingang und spähte ängstlich durch das dicke Glas. Der Wagen stand noch, wo sie ihn zurückgelassen hatte. Draußen herrschte jetzt eine seltsame Stille. Sie holte tief Atem, bevor sie die Tür aufstieß.

»Auf den Rücksitz«, rief sie Mark über die Schulter zu. »Steig ein und bleib unten.«

Sie riß die Tür auf der Fahrerseite auf und sprang in den Wagen, fummelte nach dem Zündschlüssel, bevor sie die Tür hinter sich schloß. Sie hörte Mark die hintere Tür zuschlagen, drehte den Schlüssel im Zündschloß und stieß eine stumme Verwünschung aus, als der Anlasser durchdrehte, ohne den Motor zu starten. Dann sprang der Motor endlich an, sie löste die Handbremse, trat das Kupplungspedal und stieß den Gang hinein.

Dann trat sie das Gaspedal durch, und die Reifen kreischten, als der Wagen vorwärtsschoß, in enger Kurve schleudernd wendete und über die Rasenflächen direkt auf das Tor zuhielt. Erst fünfzig Meter vor dem Zaun erreichte sie wieder die Zufahrt.

Sie warf einen Blick in den Rückspiegel und sah Martin Ames, mit wild fuchtelnden Armen bemüht, die Aufmerksamkeit der Wachmänner zu wecken. Aber sie standen alle um eine nahezu formlose Masse, die abseits am Boden beim Zaun lag, und als sie aufblickten, hatte Sharon das Tor fast erreicht.

Der Wagen traf das Tor mit einer Geschwindigkeit von sechzig Stundenkilometern, und erst im letzten Augenblick, als sie sicher war, daß der Wagen keinen der Pfeiler zu beiden Seiten treffen würde, zog sie den Kopf ein, um sich vor den Trümmern der platzenden Windschutzscheibe zu schützen.

Der Wagen prallte auf das Tor, verlor etwas von seiner Geschwindigkeit, dann gaben die Torflügel nach, und der Wagen beschleunigte wieder.

Die Windschutzscheibe hatte gehalten, und Sharon blickte wieder auf. Ihr Fuß trat das Gaspedal noch immer durch, und die Tachometernadel kletterte jetzt rapide.

Sie bremste vor der Einmündung in die Hauptstraße, dann bog sie nach rechts, zu den Bergen, und trat das Gaspedal wieder durch.

Der Wagen raste fort von Silverdale in die Ausläufer der hohen Felsenberge. Mark lag zusammengekauert auf dem Rücksitz.

DICK KENNALLY STARRTE ZUM PANORAMAFENSTER des Speisesaales im Sportzentrum hinaus zu den Bergen, die sich im Osten majestätisch aus dem Vorgebirge bewaldeter Höhen erhoben. Im Raum hinter ihm herrschte Stille, und er fühlte die Blicke der drei anderen auf sich, die ihn beobachteten und warteten, daß er etwas sagte.

Sein Blick verließ die Berge und überflog die Rasenflächen und Spielfelder innerhalb des Zaunes, der den Gesamtkomplex umgab. Alles sah heiter und friedlich aus, und keine Spur deutete auf das Gemetzel hin, das er bei seiner Ankunft vor zwei Stunden gesehen hatte. Der Anblick, der ihn hier begrüßt hatte, war geeignet gewesen, selbst dem abgebrühtesten Polizisten den Atem zu verschlagen: Blake Tanners Leichnam, noch im elektrifizierten Zaun hängend, die verbrannten Finger in die Drähte gekrallt, dunkel versickerndes Blut im Gras unter seinen Füßen.

Hundert Schritte weiter den Zaun entlang ein weiterer Toter, am Boden zusammengesunken, von Kugeln durchlöchert. Ames hatte ihm gesagt, daß die sterblichen Überreste einmal Randy Stevens gewesen seien, und Kennally, mit Übelkeit kämpfend, hatte die Erklärung als unmöglich zurückgewiesen. Was immer diese von Kugeln zerfetzte Kreatur war, sicherlich war sie niemals ein Mensch gewesen.

Aber dann hatte er Jeff LaConner gesehen, und allmählich war ihm die volle Wahrheit dessen, was in der Sportmedizinischen Klinik vor sich gegangen war, klargeworden.

Fast eine Stunde lang hatte er seine Gefühle im Zaum gehalten und sich der technischen Seite der Angelegenheit angenommen. Aufnahmen waren gemacht worden, die – davon war er jetzt überzeugt – vernichtet würden, und die Toten waren in einen Raum im Keller geschafft worden – einem Keller, von dessen Vorhandensein er bis dahin nichts gewußt

hatte, mit Isolierraum und Käfigen, nackten weißgekachelten Wänden und Eisenpritschen. Die vier Wachmänner von Tarrentech hatten die Arbeit getan, denn Kennally war trotz seines anfänglichen Schocks klug genug gewesen, seine eigenen Männer nicht herbeizurufen. Zufahrt und Rasenflächen waren mit Gartenschläuchen abgespritzt worden, sogar der Zaun hatte eine Wäsche bekommen, so daß keine Spuren des Geschehens blieben.

Und er zweifelte nicht daran, daß in Ames' Büro genauso gründlich vorgegangen wurde. Bis morgen früh würden die Räume frisch verputzt und gestrichen, Teppich und Tür ersetzt sein, und Marjorie Jacksons Schreibtisch würde wieder im Vorzimmer stehen, während Marjorie über die Ungestörtheit ihres Brotgebers wachen würde, als wäre nichts geschehen.

Auf der Straße, die in die Berge hinaufführte, hatten Sicherheitsbeauftragte von Tarrentech eine Straßensperre errichtet. Sie war eine Meile entfernt und hinter einer Kurve unsichtbar für jeden, der aus der Stadt kam, aber es war unwahrscheinlich, daß jemand heute in diese Richtung fahren würde. Die Straße führte nur zu einem sieben Meilen entfernten Skigebiet, und da die Liftanlagen noch nicht in Betrieb waren und ausreichende Schneefälle bisher ausgeblieben waren, gab es vorläufig keinen Anlaß, dort hinaufzufahren.

Aber wenn Sharon Tanner wieder herunterkäme, würde die Straßensperre ihr die Durchfahrt verwehren. Nicht, daß sie herunterkommen würde – nein, er und ein Trupp Tarrentech-Leute würden ihr nachgehen und sie und ihren Sohn zur Strecke bringen müssen.

Zur Strecke bringen wie wilde Tiere.

Und dann würde es vorbei sein.

Jerry Harris hatte es ihm bereits erklärt. Es würde wieder einen Unfall geben, doch sollte er sich diesmal weit von Silverdale ereignen. Es gab viele Zeugen dessen, was am Morgen in der Schule geschehen war – die Hälfte der Schüler

hatte gesehen, wie Mark in einer Zwangsjacke fortgebracht worden war.

Die Geschichte war einfach. Seine Eltern hatten beschlossen, ihn in die staatliche Heilanstalt in Canon City zu bringen, doch auf der Fahrt durch die Berge war es zu einem Unfall gekommen. Blake mußte auf der kurvenreichen Gebirgsstraße irgendwie die Herrschaft über den Wagen verloren haben – vielleicht war es sogar Marks Schuld, vielleicht war der Junge plötzlich von einem der unberechenbaren Wutanfälle geschüttelt worden, die ihn seit gestern befallen hatten, und hatte seinen Vater angegriffen. Der entscheidende Punkt aber war, daß der Wagen von der Straße abgekommen und einen Steilhang hinab in eine Schlucht gestürzt war, wo er in Flammen aufgegangen war.

Es würde sogar Leichen geben, vielleicht bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, aber immerhin Leichen, die hier in Silverdale beerdigt werden konnten. Man würde Grabreden halten und Tränen vergießen.

Und dann würde das Leben weitergehen wie bisher.

Wenn Dick Kennally sich bereit erklärte, den Plan zu unterstützen.

Harris hatte ihm die Alternative dargelegt, und noch jetzt, als er in den friedlichen Herbstnachmittag hinausblickte, machte sie Kennally frösteln!

Wenn ans Licht käme, was in Silverdale geschehen war, wäre die ganze Stadt ruiniert. Denn nahezu alle waren auf die eine oder die andere Weise mit dem Tarrentech-Projekt verbunden, das in der Sportmedizinischen Klinik seinen Schwerpunkt hatte. Vielleicht nicht aktiv verbunden, vielleicht nicht einmal bewußt damit verbunden, aber gleichwohl schuldig. Und einige – Dick Kennally wußte, daß er dazu gehörte – waren aktiv beteiligt gewesen. Er selbst hatte Jeff LaConner in jener Nacht vor einigen Wochen zu Marty Ames gebracht; und er hatte sich im Laufe der Jahre mehr und mehr

dazu herbeigelassen, seine Anweisungen unmittelbar von Jerry Harris entgegenzunehmen.

Er selbst hatte einen Polizeibericht über Andrew Mac-Callums Tod verfaßt, der keinen Zweifel daran ließ, daß es sich um einen Unfalltod gehandelt hatte.

Auch Phil Collins war aktiv beteiligt gewesen, hatte ständig mit Ames und Harris zusammengearbeitet, hatte getan, was von ihm verlangt worden war, um Versuchspersonen für das Programm bereitzustellen. Vielleicht wußte er nicht genau, was vorging, aber sicherlich mußte er zu der Erkenntnis gelangt sein, daß das, was Ames produzierte, nicht von körperlichem Training und Vitamingaben allein kommen konnte. Also war auch Collins unmittelbar schuldig.

Kennally versuchte gar nicht erst zu zählen, wie viele Leute im Laufe der Jahre mit dem Programm zu tun gehabt hatten und wie viele Jungen, die in der Mannschaft von Silverdale gespielt hatten, durch Martin Ames' biologische Alchimie körperlich verändert worden waren.

Sicherlich waren es Dutzende.

Und die ganze Stadt hatte in glückseliger Unwissenheit mitgespielt, denn das Projekt hatte ihnen eine gesicherte Existenz geschaffen.

Jetzt kamen alljährlich sogar die Trainer der bedeutenderen Collegemannschaften nach Silverdale, um unter den übergroßen, robusten und kämpferischen Jungen aus Silverdale, die in der frischen Luft und dem gesunden Reizklima der Rocky Mountains aufgewachsen waren, Spieler anzuwerben.

Wenn herauskäme, daß sie hauptsächlich in Martin Ames' Laboratorium herangewachsen waren, würde Tarrentech natürlich zusammen mit Silverdale ruiniert sein.

Wie viele von ihnen würden im Gefängnis landen? Wie viele von ihnen würden überleben, wenn je ans Licht käme, daß sie im großen Stil mit lebenden Menschen experimentiert hatten?

Der Name Silverdale würde dann noch immer berühmt sein, aber Dick Kennally schauderte, wenn er daran dachte, was für ein Ruhm das sein würde.

Und keiner von ihnen würde jemals imstande sein, diese Vergangenheit abzuschütteln.

»Es gibt tatsächlich keine Wahl, nicht wahr?« hörte er Jerry Harris fragen.

Schließlich wandte er sich um und sah sie an. Jerry Harris und Marty Ames starrten ihn mit unbeugsamer Härte an. Sogar Marjorie Jackson, bleich, die Hände nervös im Schoß zusammengekrampft, beobachtete ihn erwartungsvoll.

Endlich kam er zu seiner unvermeidlichen Entscheidung.

»In Ordnung«, sagte er. »Aber was soll aus dem kleinen Mädchen werden? Kelly heißt sie, nicht wahr?«

Schlagartig löste sich die Spannung im Raum. Marjorie Jackson seufzte erleichtert, stand auf und ging zu einer großen Kaffeekanne, die auf einer Anrichte stand, füllte eine Tasse für sich und eine zweite für ihren Chef.

»Für sie wird natürlich gesorgt«, sagte Harris. »Weiß Gott, nichts davon war ihre Schuld.« Er blickte scharf zu Kennally hin. »Was ist mit Ihren Leuten?«

»Wir halten sie ganz heraus. Niemand außer Collins und mir sollte jemals wissen, was hier draußen geschah. Also werde ich einige Ihrer Leute für den Suchtrupp brauchen.«

Harris nickte. »Wie viele?«

Kennally zuckte die Achseln. »Nicht mehr als ein halbes Dutzend. Ich werde Mitzi für die Spurensuche verwenden, rechne aber nicht damit, daß die beiden weit kommen werden.« Sein Blick ging wieder zu den Bergen hinüber. »Ich wette, sie sitzen da oben im Wagen Ihrer Frau und warten auf uns.«

Nun, nachdem die Entscheidung endlich getroffen war, rieb er sich munter die Hände, begierig, die Aktion in Angriff zu nehmen. Je eher es vorüber wäre, desto früher konnte er anfangen zu vergessen, daß es je geschehen war.

Kelly Tanner war den ganzen Tag unruhig gewesen und auf ihrer Bank herumgerutscht, kaum imstande, dem Unterricht zu folgen. Sie wußte nicht, was fehlte, doch als der Tag sich hinzog und die Uhrzeiger sich überhaupt nicht zu bewegen schienen, wurde sie zusehends unruhiger, bis ihr schließlich war, als müsse sie aus der Haut fahren. Aber endlich läutete es zum Ende der letzten Stunde, und sie rutschte aus ihrer Bank und lief zur Tür, um als erste draußen zu sein. Erica Mason, die Kelly bereits zu ihrer besten Freundin erkoren hatte, holte sie im Gang ein.

»Willst du mit zu mir kommen?« fragte sie. »Meine Mama sagte, wir könnten heute nachmittag Kekse backen, wenn wir wollen.«

»Ich glaube, ich sollte lieber nach Haus gehen.«

Erikas Miene verzog sich enttäuscht, hellte sich aber sogleich wieder auf. »Vielleicht komme ich dann mit dir«, erbot sie sich. »Vielleicht läßt deine Mama uns Kekse backen.«

Aber Kelly schüttelte den Kopf.

Irgend etwas war zu Hause nicht in Ordnung, aber sie wußte nicht genau, was es war. Sie wußte nur, daß etwas mit Mark nicht stimmte und daß ihre Eltern gestern den ganzen Abend darüber gestritten hatten. Und dann war ihre Mutter nicht mal zum Frühstück heruntergekommen, was nur passierte, wenn sie krank war.

Aber ihr Vater hatte nicht gesagt, daß ihre Mutter krank sei – tatsächlich hatte er kaum etwas gesagt. Aber er hatte immer wieder Mark angesehen, und Mark war früher als sonst zur Schule gegangen, und auch er hatte kaum ein Wort gesagt.

Und den ganzen Tag hatte sie ein Gefühl gehabt, wie sie es manchmal hatte; sie konnte es nicht klar bestimmen – es war bloß ein komisches Gefühl im Magen, und der Gedanke, daß etwas geschehen würde.

Und wann immer sie dieses Gefühl hatte, hatte sie einen ihrer unruhigen Tage. Aber noch keiner war so schlimm

gewesen wie der heutige. »Ich muß bloß nach Haus«, murmelte sie. »Es gibt was für mich zu tun.« Sie ließ Erika im Gang stehen und lief hinaus auf den Schulhof. Unterwegs machte sie halt, um ihre Jacke anzuziehen, dann hängte sie die Schultasche über die Schulter und machte sich auf den Heimweg.

Fünftehn Minuten später bog sie in den Telluride Drive und sah ihr Haus auf der anderen Seite, einen halben Block entfernt.

Sie blieb stehen und starrte es an.

Obwohl es genauso aussah wie sonst, war heute nachmittag etwas anders.

Schon von hier aus sah es irgendwie leer aus. Langsamer als zuvor ging sie weiter, und das seltsame Gefühl im Magen wurde mit jeder Sekunde schlimmer. Dann, als sie unmittelbar gegenüber war, blieb sie wieder stehen.

Auf einmal wünschte sie, sie wäre doch zu Erica gegangen oder hätte Erica mit sich kommen lassen. Als sie auf dem Gehsteig stand und zum Haus hinübersah, hatte sie so ein einsames Gefühl.

Aber das war dumm, sagte sie sich. Sie war kein Baby mehr und war schon oft nach Haus gekommen, ohne jemand angetroffen zu haben. Und immer gab es eine Notiz, mit einem Magneten am Kühlschrank festgehalten, die ihr sagte, wo ihre Mutter war und um welche Zeit sie zurück sein würde.

Aber früher war natürlich Chivas dagewesen, und seine Gesellschaft hatte ihr immer genügt.

Heute würde Chivas nicht da sein.

Tränen traten ihr in die Augen, und sie wischte sie mit dem Jackenärmel fort, bevor sie die Straße überquerte und in die Zufahrt bog.

Ihr Gefühl, daß das Haus leer sei, war jetzt noch stärker. Sie steckte die Hand in die Tasche, um ihren Türschlüssel herauszuholen, aber etwas sagte ihr, sie solle es so versuchen, und wirklich war die Haustür nicht zugesperrt.

Wenn die Haustür nicht zugesperrt war, bedeutete es gewöhnlich, daß ihre Mutter zu Haus war.

Aber heute ging von dem Haus trotzdem dieses komische Gefühl von Leere aus.

»Mama?« rief sie, als sie in die Diele trat, die Tür hinter sich offen lassend. »Ich bin's! Ist jemand da?«

Alles blieb still, und ihre unbestimmten Empfindungen von Sorge drangen verstärkt auf sie ein. Wieso war die Haustür nicht zugesperrt, wenn niemand daheim war?

Sie sagte sich, daß niemand in Silverdale die Haustür zuspernte, wußte jedoch, daß ihre Familie es immer tat.

Sie ging in die Küche und warf ihre Schultasche auf den Tisch, dann suchte sie den Kühlschrank nach einer Notiz ab.

Es gab keine.

Ihre erste Regung war, den Vater im Büro anzurufen und zu fragen, wo die Mutter sei, aber sie ließ es sein. Sie durfte ihren Vater nur in einem wirklichen Notfall anrufen, wenn das Haus brannte oder jemand krank war oder so etwas. Daß ihre Mutter keine Notiz für sie hinterlassen hatte, bedeutete nicht, daß etwas Schlimmes geschehen war.

Sie öffnete den Kühlschrank und sah den Inhalt durch, während sie überlegte, ob sie etwas essen wollte, dann schloß sie ihn wieder. Sie hatte überhaupt keinen Hunger.

Sie ging mit gespitzten Lippen zur Hintertür, stellte sich auf die Zehenspitzen und sah durch das Türfenster hinaus in den Garten.

Und jetzt sah sie zum ersten Mal, daß wirklich etwas nicht stimmte.

Die Tür zum Kaninchenstall stand weit offen, aber drinnen sah sie die Kaninchen alle auf einem Haufen.

Das war seltsam, denn wenn sie eine Gelegenheit hatten, versuchten sie immer, aus ihrem Gehege zu entkommen; oft schlüpfen sie zur Tür hinaus, wenn man sie gerade ein Stück geöffnet hatte.

Wieder mußte sie an Chivas denken, und ein Frösteln überlief sie.

Sie öffnete die Hintertür und ging wieder hinaus in den kalten Nachmittag. Sie zog den Reißverschluß der Jacke bis zum Kinn hoch, aber es half nicht, denn als sie zögernd zum Kaninchenstall ging, schien ihr ganzer Körper auf einmal vor Kälte zu zittern.

Kelly stand stumm und blickte durch Tränen auf die leblosen kleinen Körper, als ihre Schulter die Berührung einer Hand fühlte. Sie schrak zusammen und fuhr herum, erwartete, ihre Mutter zu sehen. Als sie Elaine Harris erkannte und ihren angespannten Ausdruck sah, wußte sie, daß ihr Gefühl sie nicht getrogen hatte; es war etwas Schreckliches geschehen.

»Ich fürchte, es gibt etwas, was ich dir sagen muß, Kelly«, sagte Elaine und führte das kleine Mädchen zurück zum Haus. Kelly ging stoisch neben ihr her, überzeugt, daß sie bereits wisse, was Mrs. Harris ihr sagen würde.

Stumm hörte sie zu, als Elaine Harris ihr mit stockender Stimme eröffnete, daß ihre Eltern und ihr Bruder tot seien. Kellys Augen sahen Elaine groß und unverwandt an.

»Es war ein furchtbarer Unfall«, schloß Elaine, nachdem sie wiederholt hatte, was ihr Mann ihr vor kurzer Zeit mitgeteilt hatte und woran zu zweifeln sie keinen Grund, hatte. Sie legte die Arme um Kelly und wollte sie an sich ziehen, aber der Körper des kleinen Mädchens blieb steif. »Wir wissen nicht genau, wie es dazu gekommen ist, und ich bin nicht sicher, daß wir es je erfahren werden. Aber deine Mama und dein Papa versuchten deinem Bruder zu helfen. Er – nun, er war krank, und sie wollten ihn ins Krankenhaus bringen.«

Endlich erschütterte ein Schluchzen den kleinen Körper, und Kelly sank gegen Elaine.

Elaine sagte einstweilen nichts, sondern hielt Kelly mit den Armen umfassen, und die Tränen schossen ihr in die Augen, als sie spürte, wie das Kind den Verlust annahm. »Es wird alles

gut werden«, versicherte sie Kelly. »Dein Onkel Jerry und ich werden dich bei uns aufnehmen, und du wirst dich nie um irgend etwas sorgen müssen.«

Sie hielt Kelly noch eine kleine Weile an sich gedrückt, dann machte sie sich behutsam los und führte das Mädchen aus dem Haus. »Laß uns jetzt gehen«, sagte sie in freundlichem Ton. »Wir fahren zu unserem Haus und kommen später zurück und holen deine Sachen. In Ordnung?«

Kelly nickte stumm und benommen, als Elaine sie zur Haustür hinausführte. Aber dann zögerte sie, zog an Elaines Hand, bis diese auch stehenblieb.

Kelly wandte sich um und blickte zurück zum Haus.

Sie wußte, daß sie ihre Familie nie wiedersehen würde.

Das Haus verschwamm vor ihren Augen, als Tränen ihre Augen überfluteten. Dann folgte sie Elaine zum Wagen.

Als sie plötzlich das Ende der Straße erreichte, wo nichts als ein großer Parkplatz am Fuß eines Skilifts war, verlor Sharon den Mut. Sie hätte die andere Richtung einschlagen und durch Silverdale talauswärts fahren sollen. Nun saßen sie in der Falle. Einen Augenblick war sie versucht umzukehren, aber Mark schien ihre Gedanken zu lesen.

»Wir können nicht zurück«, sagte er. »Sie werden eine Straßensperre errichten und uns abfangen.«

»Nun, hier können wir auch nicht bleiben«, erwiderte Sharon, aber Mark war schon ausgestiegen und spähte zu den Bergen auf.

»Da hinauf«, sagte er endlich. »Wir müssen über den Kamm und auf der anderen Seite hinunter.«

Er wühlte im Heckraum des Kombiwagens, doch der einzige halbwegs brauchbare Gegenstand, den er dort fand, war eine abgenutzte Decke, die aussah, als hätte sie in den vergangenen zehn Jahren nur dazu gedient, für Picknicks auf dem Boden ausgebreitet zu werden. Dünn und verbraucht,

behaftet mit Gräsern und Fichtennadeln, würde sie wenig Schutz gegen die Nachtkälte bieten, aber sie war besser als nichts. Mark rollte sie zusammen, steckte sie unter den Arm, und sie brachen auf.

Die ersten paar Kilometer blieb die Steigung mäßig, und sie kamen rasch voran, aber als das Gelände steiler wurde und sie stetig aufstiegen, begann Sharon zu ermüden.

Mark hingegen spürte, wie sein Körper rasch und positiv auf die Anstrengung reagierte. Seine Beine hatten bald ein rhythmisches Schrittmaß gefunden, das sie nahezu ermüdungsfrei bewältigten, und als er die steile Pfadspur hinaufstieg, geriet er zwar in Schweiß, fühlte aber keinerlei Erschöpfung. Die letzten Reste der Kopfschmerzen vergingen; er blieb in gleichmäßiger Bewegung und atmete tief durch. Als seine Mutter ihm schließlich zurief, daß sie rasten müsse, wandte er sich unbedacht nach ihr um.

Er sah ihr ins Gesicht, und der schon vertraute Zorn wallte in ihm auf, aber er kämpfte ihn nieder und sagte sich noch einmal, daß es nicht wirklicher Zorn sei, sondern nur etwas, womit Ames ihn präpariert hatte, ein Pawlowscher Reflex wie bei einem Hund, der beim Klang einer Glocke speichelte. Und als der Nachmittag sich hinzog, fand er, daß er fähig war, die zornigen Aufwallungen ganz zu beherrschen.

Die Wut war noch da und schwelte in ihm, aber er fürchtete nicht mehr, daß sie ihn überwältigen würde, daß er seine Mutter schlagen oder die Finger um ihren Hals schließen und zudrücken könnte.

Gegen Sonnenuntergang machte er die Verfolger aus. Er war nicht sicher, wie viele es waren, aber sie kamen rasch voran und erstiegen denselben Pfad, dem er und Sharon folgten, und eine Weile überlegte er, wie sie so sicher sein konnten, daß sie auf der richtigen Spur waren.

Dann erhaschte er einen flüchtigen Blick auf den Hund, einen großen Schäferhund, der an einer Leine geführt wurde

und vorwärts drängte, die Nase am Boden.

»O Gott«, seufzte Sharon, als er von seiner Beobachtung berichtete. »Was sollen wir tun?«

»Weitergehen«, erwiderte Mark grimmig. »Wir werden uns nicht hinsetzen und aufgeben.«

Und so stiegen sie weiter.

Es wurde allmählich dunkel, und mit der Nacht kam eine kalte Brise, die durch Mark und Bein ging. Sharon empfand sie zunächst als angenehm, weil sie den Schweiß trocknete, aber je höher sie kamen, desto schneidender wurde der Wind, und ihre dünne Jacke bot nicht viel Schutz. Mark hingegen, der sich mit scheinbar grenzenloser Energie bewegte, schien kaum unter der Kälte zu leiden. Und dann, als das letzte Licht schwand und Einzelheiten der Pfadspur kaum noch zu erkennen waren, strauchelte Sharon, und ein stechender Schmerz schoß ihr durch den Knöchel.

Sie stieß einen lauten Ruf aus und sank zu Boden, rieb sich vorsichtig den verstauchten Knöchel. »Mark?« rief sie ihm nach. »Mark!«

Er kam zurückgeeilt und kauerte neben ihr. Er befühlte ihren Knöchel mit seinen großen Fingern und versuchte ihn zu massieren. Sharon verzog das Gesicht, teils vor Schmerz, teils, weil sie unter der Berührung seiner rauen Haut an seine deformierten Hände denken mußte. Endlich stand sie auf, von Mark unterstützt, und verlagerte vorsichtig ihr Gewicht auf das schmerzende Fußgelenk.

Sie konnte gehen, hinkte aber stark.

Mark ging an ihre Seite, legte stützend den Arm um sie, und sie stiegen weiter.

Nach einer Stunde konnte Sharon nicht mehr.

Soviel im Sternenlicht zu erkennen war, wand sich der Steig durch das steile Blockfeld eines alten Bergsturzes. Mark ließ seine Mutter zurück und suchte die Umgebung ab. Schließlich fand er einen Block, der tief unterhöhlt und durch einen

zweiten, etwas kleineren Felsblock zusätzlich geschützt war. Zwischen beiden gab es genug Raum, daß sie windgeschützt sitzen konnten. Doch als er Sharon zu der Stelle führte, war ihm klar, daß die Blöcke sie nicht vor dem Hund schützen konnten, der ihrer Fährte folgte.

Und der Hund würde die Männer mit sich bringen.

»Wir können nicht entkommen, wie?« sagte Sharon, als sie ein paar Minuten gerastet hatte. Mark hatte ihr die Decke um die Schultern gelegt, und sie hatte das verletzte Bein vor sich ausgestreckt. Ihr war zum Heulen zumute, aber sie wollte dem Drang nicht nachgeben.

»Ich weiß nicht«, sagte Mark nach einer Weile. »Wenn mir nicht etwas einfällt, wie ich den Hund erledigen kann, sehe ich schwarz.«

Er sagte es so beiläufig, daß Sharon schauderte. Aber dann erinnerte sie sich des Blutbades, das sie im Umkreis des Sportzentrums gesehen hatte, und sie stählte sich gegen ihre Nervenschwäche. Mark war einmal imstande gewesen, einen Hund zu töten, und würde es wieder tun. Verglichen damit, was Ames getan hatte ...

»Aber wie?« fragte sie. »Wie könntest du es tun?«

»Ich kann nicht, es sei denn, sie ließen ihn von der Leine. Aber das werden sie nicht tun.«

Danach saßen sie stumm beisammen. Nach einer Weile hörten sie durch die Nachtstille das Bellen des Hundes. Zuerst war es nur ein schwaches Geräusch in der Ferne, aber es kam stetig näher.

Trotz ihrer wachsenden Angst fühlte Sharon sich am Ende ihrer Kräfte und unfähig, die Flucht fortzusetzen, selbst wenn der unförmig angeschwollene Knöchel es gestattet hätte. Mark saß neben ihr, anscheinend bereit, sich in sein Schicksal zu ergeben.

Das Hundegebell war nicht mehr fern, und sie konnten nun auch die Stimmen der Männer hören, die einander zuriefen,

und die huschenden Lichtkegel ihrer Lampen sehen, mit denen sie den Pfad ausleuchteten. Dann schien der Hund zu spüren, daß er seiner Beute nahe war, und stellte sein Gebell ein.

Einen Augenblick später dröhnte eine Männerstimme, verstärkt durch ein Megaphon, durch die Dunkelheit.

»Es ist alles in Ordnung, Mrs. Tanner. Wir sind von der Staatspolizei. Es ist alles vorbei. Sie können herunterkommen.«

War es wirklich möglich? Aber wie?

Gleich darauf meldete sich die Stimme wieder.

»Wir sind hier, Ihnen zu helfen, Mrs. Tanner. Ihr Mann rief uns heute nachmittag an, als sie ihn nicht ins Sportzentrum lassen wollten, um mit Ihnen zu sprechen. Es ist vorbei, Mrs. Tanner. Wir haben sie alle.«

Blake! Endlich hatte Blake ihr geglaubt und die Staatspolizei verständigt! Beinahe jubelnd vor Erleichterung rappelte sie sich auf, aber Mark hielt sie am Handgelenk zurück.

»Sie lügen, Mama«, flüsterte er. »Es ist bloß ein Trick!«

»Nein!« wimmerte Sharon. »Es ist alles gut – wir sind gerettet!« Sie konnte Marks Gesicht in der Dunkelheit nicht erkennen, aber seine Hand umfaßte ihr Gelenk fester. »Mark«, sagte sie, bemüht, Ruhe zu bewahren, »und wenn es nur ein Trick ist? Wir können nicht entkommen. Ich glaube nicht, daß ich mehr als ein paar Schritte weiterkomme. Also laß mich hinausgehen, Liebling, bitte. Wenn es keine Täuschung ist, sind wir gerettet. Und wenn es eine ist, nun ...« Sie stockte, dann fuhr sie fort: »Wenn es eine Täuschung ist, wirst du Zeit haben, allein zu entkommen. Wenn du mich nicht mitschleppen mußt, werden sie dich nicht einholen können.«

Sie hielt inne und spürte seine Unschlüssigkeit. »Bitte«, hauchte sie.

Langsam lockerte sich Marks Griff um ihr Handgelenk, aber dann zog er sie näher.

»Ich hab' dich lieb, Mama«, flüsterte er. »Ganz gleich, was geschieht, ich hab' dich lieb.«

Sie küßte ihn, und ihre Lippen streiften seinen verformten Mund, ihre Finger gingen über den derben Wulst seiner Augenbrauen hin. »Ich hab' dich auch lieb«, flüsterte sie. Dann hinkte sie, an den Fels gestützt, aus der Deckung und trat auf den Pfad.

»Ich – ich bin hier«, rief sie aus, und augenblicklich war die Nacht voller Lichter, die alle auf sie gerichtet waren. Sie tat einen humpelnden Schritt darauf zu.

Das Krachen von Schüssen zerriß die Nachtstille, und Sharon warf die Arme hoch und brach mit einer halben Drehung zusammen, tot, bevor sie am Boden aufschlug.

Kugeln prallten von den Blöcken und kreischten als Querschläger durch die Dunkelheit.

Die Schüsse waren noch nicht verhallt, da sprang Mark schon aus der Deckung hinter dem Block, schlüpfte durch einen schmalen Spalt zwischen zwei anderen und begann, sich weglos den Hang hinaufzuarbeiten, bald zwischen den Felsen, bald über sie hinweg.

»Er flieht!« hörte er eine Stimme rufen. »Laß den Hund los, verdammt!«

Wieder hörte er das hitzige Gebell hinter sich, als der Hund die Verfolgung aufnahm. Auch die Männer kamen, versuchten, ihn mit den Lichtkegeln ihrer starken Lampen zu fassen, und taten ihr möglichstes, mit ihm Schritt zu halten; aber sie waren nicht annähernd so schnell wie Mark oder der Hund, und innerhalb weniger Minuten hatte er einen sicheren Vorsprung herausgeholt.

Plötzlich ertönte wütendes Knurren hinter ihm, und Mark flog im selben Augenblick herum, als der große Schäferhund ihn ansprang.

Er fing ihn in der Luft auf, packte ihn bei der Kehle und hielt seine schnappenden Kiefer auf Distanz. Diesmal nahm er sich nicht die Zeit, das Tier zu erwürgen, denn diesmal wußte er genau, was er tat. Er mußte den Hund töten, bevor die

Männer auf Schußweite herankamen.

Er packte das Tier fester bei der Kehle, schwang es wie eine Keule über den Kopf und ließ den Körper mit aller Macht auf einen Felsblock niedersausen.

Es gab ein scharfes, knackendes Geräusch, als die Wirbelsäule des Hundes über dem Fels brach, und das Tier erschlaffte. Mark ließ es fallen, wandte sich um und sprang davon in die Sicherheit der Nacht.

Er wußte, daß die Männer ohne den Hund keine Chance hatten, ihm zu folgen, geschweige denn, ihn einzuholen.

Er atmete tief die Nachtluft, und seine Nase witterte Gerüche, die er nie zuvor erfahren hatte, all die feinen Gerüche, die der menschlichen Nase verborgen bleiben, die aber ein Tier durch die Nacht führen können.

Er brachte das Blockfeld hinter sich und erreichte einen grasigen Hang mit lockerem Kiefernbestand. Nun kam er noch schneller voran, und seine kräftigen Beine gingen wieder in den leichten Rhythmus über, den er, wenn es sein mußte, die ganze Nacht beibehalten konnte.

Er stieg weiter bergan, hinauf in die weiten Bereiche der Bergwälder und Wiesen, angelockt von dem ihm noch unbewußten feinen Duft wahrer Freiheit, den nur ein wildes Tier kennt ...

FAST ZWEI WOCHEN WAREN SEIT DER BEERDIGUNG ihrer Familie vergangen. Seither war Kelly Tanner jeden Morgen verwirrt in der unvertrauten Umgebung des kleinen Zimmers aufgewacht, das Lindas Zimmer im Haus der Harris' benachbart war. Und jeden Morgen war ihr Kopfkissen feucht, brannten ihr die Augen vom Weinen. An diesem Morgen aber, einem Samstag, wußte Kelly beim Aufwachen sofort, wo sie war.

Und der Kopfkissenbezug war trocken, was bedeutete, daß sie in dieser Nacht überhaupt nicht geweint hatte. Oder wenigstens nicht genug, um das Kissen naß zu machen.

Sie blieb ein paar Minuten im Bett liegen und lauschte den Geräuschen im Haus. Es war kein großer Unterschied zu denen, die sie von daheim gewöhnt war, und wenn sie die Augen schloß und sich konzentrierte, konnte sie sich beinahe einbilden, daß sich nichts verändert habe, daß sie wieder in ihrem Zimmer im Haus am Telluride Drive sei.

Das Aufdrehen der Badezimmerbrause bedeutete, daß ihr Vater bereits aufgestanden war, und das Geklapper von Geschirr in der Küche bedeutete, daß ihre Mutter das Frühstück bereitete. Sie konnte sich sogar einbilden, daß die dumpfen Geräusche vom anderen Ende des Korridors aus Marks Zimmer drangen; daß er dort die Freiübungen machte, mit denen er vor einem Monat angefangen hatte.

Aber es war nicht Mark, und es waren nicht ihre Eltern. Es war bloß die Familie Harris, und wenn sie auch wußte, daß sie versuchten, sehr nett zu ihr zu sein, hatte sie immer das störende Gefühl im Hintergrund ihres Bewußtseins, daß sie ihnen in Wirklichkeit gleichgültig war, daß sie dachten, sie müßten nett zu ihr sein, weil sie jetzt eine Waise war.

Eine Waise.

Sie wendete das Wort in ihren Gedanken um und um, untersuchte es, bis es keine Bedeutung mehr zu haben schien.

Es war ein Spiel, das sie bisweilen mit sich selbst spielte: Sie nahm ein einfaches Wort und wiederholte es immer aufs neue, bis statt einer Bedeutung nur noch ein Geräusch übrig blieb.

An diesem Morgen konnte sie zum ersten Mal an das Begräbnis denken, ohne zu weinen. Sie wußte nicht, ob es wie andere Begräbnisse gewesen war, weil sie vorher nie an einem teilgenommen hatte. Es waren nicht sehr viele Leute dagewesen, und es hatte nicht sehr lange gedauert, und als sie in der vordersten Bank der kleinen Kirche gesessen und gehört hatte, wie ein Mann, den sie nie gesehen hatte, über ihre Familie sprach – und sie wußte, daß er auch ihre Familie nie getroffen hatte, wie konnte er also über sie reden? –, versuchte sie sich klarzumachen, daß in den drei vor dem Altar aufgereihten Särgen wirklich ihr Vater und ihre Mutter und ihr Bruder lagen.

Aber die Sargdeckel waren geschlossen, und niemand hatte sie die Körper darin sehen lassen, und es fiel ihr schwer anzunehmen, daß dies alles Wirklichkeit war. Einmal, als sie die Tür hatte gehen hören, war sie beinahe überzeugt gewesen, daß es Mark sei, der durch den Mittelgang zu ihr käme, und hatte den Kopf umgewandt. Aber es war nicht Mark gewesen, sondern ein weiterer Fremder, und sie hatte wieder zum Altar geschaut. Dann waren sie hinter den Särgen auf den kleinen Friedhof hinter der Kirche hinausgezogen, und als sie Marks Sarg ins Grab gesenkt hatten, hatte sie das sonderbarste Gefühl gehabt.

Er ist nicht darin!

Der Gedanke war ihr wie aus dem Nichts in den Sinn gekommen. Sie hatte sich gesagt, daß es dumm sei, daß sie den Sarg nicht begraben würden, wenn Mark nicht darin wäre.

Aber der Gedanke war ihr nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Seit der Beerdigung war sie mehrmals – sie wußte nicht genau, wie oft – mitten in der Nacht wachgeworden, die Erinnerung an einen Traum frisch im Gedächtnis.

Es war, als wäre auch sie im Grab, und Mark war bei ihr, und sie schlugen beide gegen den Sargdeckel, aber niemand konnte sie hören. Sie wußten, daß sie begraben waren und daß sie sich nicht würden befreien können, aber sie waren nicht tot.

Sie erinnerte sich, daß sie nach diesen Träumen beim Aufwachen geweint hatte.

Aber jedesmal, wenn sie aus diesem Angsttraum erwacht war und verstanden hatte, daß sie überhaupt nicht im Sarg war, hatte sie gewußt, daß auch Mark nicht darin war.

Neue Tränen drohten sie zu überwältigen, und sie verdrängte den Gedanken, entschlossen, nicht wieder mit Weinen anzufangen. Sie stand auf und zog sich an, nahm saubere Jeans aus der unteren Schublade der Kommode, die sie von dem Haus am Telluride Drive hergebracht hatten. Dann zog sie eines von Marks alten Flanellhemden an und einen Pullover darüber.

Sie mochte das Gefühl von Marks Hemd auf der Haut, obwohl es ihr viel zu groß war; und obwohl es letzte Woche gewaschen worden war, bildete sie sich ein, es rieche noch nach ihm. Wenn sie es anhatte, fühlte sie sich ihm nahe.

Als sie an diesem Morgen ihr Zimmer verließ, wußte sie, was sie tun wollte.

Heute wollte sie ihre Eltern besuchen.

Die Familie Harris saß bereits am Frühstückstisch, als Kelly hinzukam und still ihren Platz neben Linda einnahm. Mrs. Harris, die Tante Elaine zu nennen sie noch immer nicht fertiggebracht hatte – obwohl Mrs. Harris ihr gesagt hatte, sie solle es tun –, schaute sie an. Kelly brachte ein höfliches kleines Lächeln zuwege.

»Hast du gut geschlafen, Kelly?«

Sie nickte, schlug den Blick nieder auf den Pfannkuchen vor ihr. Sie war nicht hungrig, erinnerte sich jedoch, daß ihre Mutter ihr eingeschärft hatte, daß es nicht höflich sei, auf dem Teller liegenzulassen, was einem vorgesetzt wurde.

Sie machte sich daran, Stücke von dem fetten Pfannkuchen zu schneiden und in den Mund zu stopfen.

Zwanzig Minuten später, als ihr Teller leer war, blickte Kelly schüchtern auf. »Darf ich aufstehen?«

»Natürlich«, sagte Elaine Harris.

Sie rutschte vom Stuhl, eilte hinaus und zurück in ihr Zimmer, wo sie in der Kommodenschublade grub, bis sie die kleine Sparbüchse fand, in der sie schon immer ihr Taschengeld aufbewahrte.

Sie sperrte den kleinen Messingbehälter auf und nahm fünf Dollar heraus. Sie wußte nicht genau, wieviel Blumen kosteten, aber ihr erschien, daß fünf Dollar reichen sollten. Sie versteckte die Sparbüchse wieder, zog die Jacke an und ging zur Haustür. Als sie die Tür aufmachte, hörte sie eine Stimme hinter sich.

»Wohin gehst du, Kelly?«

Es war Linda, und Kelly sah schüchtern zu ihr auf. »Zu ... zum Friedhof«, sagte sie und fühlte sich erröten. »Ich wollte nur meine Familie besuchen.«

Linda lächelte ihr zu. »Darf ich mitgehen?«

Kelly zögerte, dann nickte sie.

Eine halbe Stunde später gingen sie an der Kirche vorbei auf den kleinen Friedhof und näherten sich den drei nebeneinander aufgereihten Gräbern, die gemeinsam einen breiten Marmorgrabstein hatten. In Kellys Hand waren zwei rote Rosen. Als sie diese im Blumenladen gekauft hatte, hatte Linda gefragt, ob sie nicht drei wolle, aber Kelly hatte den Kopf geschüttelt, und Linda war nicht weiter in sie gedrungen. Nun sah sie zu, wie Kelly eine Rose behutsam auf das Grab ihrer Mutter, die andere auf das des Vaters legte. Erst als Kelly sich aufrichtete, fragte Linda sie, warum sie keine für Mark habe.

Kelly schwieg eine Weile, dann zog sie nachdenklich die Brauen zusammen. »W-weil er nicht hier ist«, sagte sie mit kaum hörbarer Stimme.

Linda stockte der Atem. »Nicht hier?«

Kelly schüttelte den Kopf.

»Er ist nicht tot«, sagte sie. Ihre Augen blickten zu den Bergen im Osten. »Ich glaube, er ist da oben«, sagte sie. »Und eines Tages wird er zurückkommen.« Ihre Augen fanden die Lindas, und in ihnen war ein bittender Ausdruck, der Linda zu Tränen rührte. »Wenn er wirklich tot wäre, wüßte ich es, nicht? Ich meine, ich würde es fühlen, wie ich es bei Mama und Papa fühle.«

Linda nickte zögernd.

»Aber bei Mark fühle ich es nicht«, sagte Kelly. »Ich habe einfach das Gefühl, daß Mark überhaupt nicht tot ist.«

Linda blieb eine Weile still, dann nahm sie Kelly bei der Hand. »Ich weiß«, sagte sie, als sie beide langsam aus dem Friedhof gingen. »Ich habe das gleiche Gefühl.« Sie lächelte Kelly zu und zwinkerte. »Aber wir wollen es niemandem erzählen, nicht? Es soll unser kleines Geheimnis sein.«

Kelly sagte nichts, drückte aber Lindas Hand.

Nun fühlte sie sich nicht ganz so allein in der Welt.

»Aber wenn er nicht tot ist?« fragte Phil Collins. Er war in Marty Ames' Privatwohnung im Sportzentrum, und obwohl im Kamin ein Feuer knisterte, vermochte seine Wärme das Frösteln nicht zu verhindern, das Collins jedesmal befiel, wenn er aus dem breiten Panoramafenster zu den Bergen hinausblickte. Die Vorstellung, daß Mark Tanner noch immer irgendwo dort oben leben könnte, verfolgte ihn seit dem Augenblick, da die Wachmänner von Tarrentech zwei Tage nach Marks Verschwinden die Suche eingestellt hatten. Aber Marty Ames sah ihn kopfschüttelnd an, und Collins verspürte den Stich der unverhohlenen Geringschätzung des anderen.

»Wie oft muß ich es noch erklären?« sagte Ames in herablassendem Ton. »Er war bereits dem Tode nahe, als er entkam. Sämtliche Körperfunktionen waren aus dem Gleichgewicht

geraten – seine Wachstumshormone, die Drüsensekretion, alles mögliche. Sie sahen selbst, wie er war, als wir ihn hierherbrachten. Er war bereits halb verrückt. Wir konnten ihn nur mit starken Dosen von Barbituraten einigermaßen unter Kontrolle halten.«

»Und das funktionierte auch nicht«, versetzte Collins.

»Gut, ich gebe zu, daß wir ihn nicht hätten verlieren dürfen«, antwortete Ames. »Aber es ist nun einmal geschehen, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß er tot ist! Gott, Collins, er war krank, er war am Verrücktwerden, und er wußte nie etwas vom Überleben in der freien Natur. Glauben Sie wirklich, er könnte dort oben überlebt haben?«

Er nickte zu den Bergen hin, und wie um seine Worte zu unterstreichen, piff draußen eine Windböe, fuhr in die Kiefernäste und klapperte mit den Läden.

»Das nicht«, sagte Collins widerwillig. Jeder Tag wurde kürzer als der Tag zuvor. Obwohl es erst sechs Uhr war, herrschte draußen bereits Dunkelheit. Die Berge waren jetzt mit Schnee bedeckt, und heute früh hatte er die ersten Skifahrer taleinwärts zum Lift fahren sehen, die ersten dieses Jahres.

Was Ames sagte, leuchtete ein. »Trotzdem wünschte ich, wir wüßten es mit Bestimmtheit.«

»Das werden wir nie«, sagte Ames und signalisierte das Ende der Unterredung, indem er aufstand.

Collins trank den Rest seines doppelten Bourbon, stellte das Glas weg, stemmte sich aus dem Sessel hoch und ging zur Tür, wo seine dicke wollene Winterjacke an einem Messinghaken hing. Er fuhr hinein und beäugte Ames wachsam über die Schulter. »Was ist mit den übrigen Jungen?« fragte er. »Wie sehen sie aus?«

Ames gab ihm ein winterliches Lächeln. »Wenn Sie meinen, ob welche von ihnen krank sind, dann lautet die Antwort nein«, sagte er kühl. »Und wenn Sie meinen, ob andere von ihnen in Zukunft krank werden, dann kann ich Ihnen darauf keine

Antwort geben. Das haben Experimente nun einmal an sich, wie Sie wissen: Man überwacht den Verlauf und stellt fest, was geschieht.« Er hielt Collins die Tür auf, und als der Trainer die Wohnung im Obergeschoß verließ und zur Treppe ging, fügte Ames mit ironischem Unterton hinzu: »Haben Sie wirklich keine Angst, allein im Dunkeln nach Haus zu gehen, Collins? Schließlich weiß man nie, was aus den Bergen kommen könnte, nicht?«

Collins ignorierte ihn, schritt schwer die breite Treppe hinunter und verließ das Gebäude. Er marschierte zum Haupttor, wo jetzt rund um die Uhr Wächter postiert waren, und nickte dem Diensthabenden zu. Als er die Zufahrt zur Hauptstraße hinunterging, verspürte er trotz Ames' letzter Bemerkung den Wunsch, er hätte den Wagen genommen, statt zu beschließen, daß der Fußmarsch ihm guttun werde.

Fünf Minuten nach Collins' Weggang blickte Marty Ames auf die Armbanduhr, verzog das Gesicht und hob die Schultern: Wenn Jerry Harris nicht auf ihn warten wollte, war das sein Problem. Schließlich war Ames jetzt im Fahrersitz, soweit es Tarrentech betraf. Sie hatten soviel vertuscht, sich so tief in Ames' Forschungen verstricken lassen, daß sie sich niemals daraus würden lösen können. Von nun an würde Jerry Harris – und sogar Ted Thornton – tun, was Marty Ames sagte.

Als er das Gebäude verließ und sich ans Steuer eines der Kombiwagen mit der Aufschrift ROCKY MOUNTAIN HIGH setzte, lächelte er vor sich hin. Er war in der Tat der Mann, der zuviel wußte, und es war sein Wissen, seine Brillanz, was seine Position bei Tarrentech unangreifbar machte.

Er fuhr durch das Tor und quittierte den Gruß des Wächters, indem er einen Finger vom Lenkrad hob; dann beschleunigte er, und der Wagen brauste davon. Als er eine Minute später Phil Collins auf der Landstraße überholte, machte Ames, wenn er den Trainer überhaupt bemerkte, sich nicht einmal die

Mühe, ihm zuzuwinken, geschweige denn die Mitfahrt anzubieten.

Zehn Minuten später war er am westlichen Rand von Silverdale und nahm in schneller Fahrt die Abzweigung zum Gebäude der Tarrentech. Seine Gedanken waren nur zum Teil auf die Straße konzentriert, denn am meisten beschäftigte ihn, wie immer, seine Forschung. Nächste Woche sollte eine neue Familie nach Silverdale kommen, und erst an diesem Morgen waren die medizinischen Aufzeichnungen über ihren Sohn auf Ames' Schreibtisch gelangt. Er beschäftigte sich bereits mit Überlegungen zur Behandlung des Jungen und wie sich die Mißerfolge vermeiden ließen, die er mit Mark Tanner, Jeff LaConner und Randy Stevens erfahren hatte.

Als die Scheinwerfer die eigentümlich gebeugte Gestalt erfaßten, die hundert Schritte voraus wie erstarrt mitten auf der Straße stand, sah er sie nicht einmal.

Und als er sie dann ein paar Sekunden später sah, war sein erster Gedanke, daß es ein Hirsch sein müsse, denn alles, was er wirklich sehen konnte, waren die aus dem dunklen Umriß hervorleuchtenden Augen, die das grelle Scheinwerferlicht reflektierten.

Erst im weiteren Verlauf der Annäherung erkannte Ames, daß es kein Hirsch war, sondern eine völlig andere Art Kreatur.

Eine Kreatur seiner eigenen Schöpfung.

Er hielt unwillkürlich den Atem an, als er Mark Tanner vor sich auf der Straße sah.

Es war nicht möglich – der Junge mußte längst tot sein, mindestens seit einer Woche! Wie gebannt starrte Ames die Gestalt an, die vom grellen Scheinwerferlicht wie hypnotisiert schien.

Der Wagen war nur noch wenige Meter von Mark entfernt, als Ames plötzlich erkannte, daß der Junge dem schnell-fahrenden Wagen nicht ausweichen, sondern einfach stehen-bleiben und einfältig in die Scheinwerfer starren würde, bis der

Wagen ihn erfaßte.

Ames trat fluchend auf die Bremse und riß das Steuer nach rechts. Er durfte seine Schöpfung nicht überfahren. Das Aussehen des auf offener Straße getöteten Unfallopfers konnte eine Menge Fragen aufwerfen und unabsehbare Folgen haben.

Die blockierenden Räder kreischten, der Wagen schleuderte, schoß über die Bankette und den Straßengraben, um ein Stück weiter frontal gegen einen Felsblock zu krachen.

Marty Ames erfuhr ein sonderbares Empfinden distanzierter Überraschung, als das Chassis des Kombiwagens unter der Gewalt des Aufpralls zusammengequetscht und der Motorblock zurückgestoßen wurde, bis das Lenkrad und das verbogene Armaturenbrett ihm in die Brust gerammt wurden. Im selben Augenblick, als das Lenkrad ihm die Brust eindrückte, flog sein Kopf vorwärts, brach ihm das Genick und zerschlug die Windschutzscheibe.

Er war tot, bevor der kurze Augenblick des Erstaunens vorüber war.

Mark Tanner besah neugierig das Autowrack, dann kauerte er nieder. Seine Augen – die wachsamen, vorsichtigen Augen eines Tieres – beobachteten unverwandt den zerstörten Wagen, während er näher kroch. Er beschnüffelte argwöhnisch die Luft, dann streckte er die Hand aus und berührte das verbogene Metall der Tür, die nur durch ein einziges, gebrochenes Scharnier mit dem Chassis des Wagens verbunden war.

Das Metall fühlte sich kalt an. Er nahm den Finger weg und berührte den Nacken des Mannes im Wagen.

Obwohl das Gesicht des Verunglückten blutig und völlig unkenntlich war, wußte Mark, wer er war.

Er verspürte ein momentanes Verlangen, Martin Ames aus dem Wrack zu zerren, ihm die Gliedmaßen einzeln aus dem Körper zu reißen und die Reste liegenzulassen, wohin sie fielen.

Aber dann verging die Regung, und er wandte sich ab und

verschwand still in der Nacht.

Der Wind nahm zu, und Phil Collins schlug den Jackenkragen hoch, zog die Schultern ein und trottete weiter. Er kam zur Ecke Aspen Street und bog nach rechts. Nach wenigen Schritten hatte er das unbehagliche Gefühl, daß er beobachtet wurde, und wandte den Kopf. Er beschirmte die Augen gegen den hellen Schein der Straßenbeleuchtung, konnte in der tintigen Dunkelheit jedoch nichts sehen; nur eine schweigende Schwärze, die von allen Seiten heranzudrängen schien.

Er sagte sich, daß er Gespenster sehe, beschleunigte aber seinen Schritt.

Sein Haus lag im Dunkel, und er verspürte eine flüchtige Unsicherheit, als er sich zu erinnern suchte, ob er die Außenbeleuchtung über der Tür eingeschaltet hatte oder nicht. Aber natürlich hatte er nicht – es war heller Tag gewesen, als er vor ein paar Stunden weggegangen war. Er nahm die Stufen zur überdachten Veranda mit zwei schnellen Sprüngen, dann langte er auf den Sims unter dem Verandadach, um den Schlüssel herunterzunehmen, den er stets dort verwahrte.

Einen Augenblick später betrat er das Haus und tastete nach dem Wandschalter. Das Licht ging an und verbannte die Schatten aus Diele und Wohnzimmer.

Collins zögerte.

Irgendwas stimmte nicht. Sein großer deutscher Schäferhund, der unweigerlich bei der Tür auf ihn wartete, war nirgends zu sehen.

»Sparks?« rief er. »Wo bist du, Junge?«

Er hörte ein kurzes Bellen, gefolgt von eifrigem Gewinsel, aber der Hund kam nicht. Stirnrunzelnd ging Collins durch das Wohnzimmer in die kleine Küche.

Sparks kauerte vor der Kellertür und hatte die Schnauze an den Spalt zwischen Tür und Fußboden gedrückt. Als Collins hereinkam, blickte er schwanzwedelnd auf, aber dann

beschnüffelte er wieder mit unvermindertem Eifer den Türspalt.

Collins' Stirnrunzeln verstärkte sich. Es konnte niemand da unten sein. Er selbst hatte Sparks als Wachhund ausgebildet und wußte, daß das Tier ohne seine Erlaubnis niemanden ins Haus lassen würde. Es hatte sogar Beschwerden der Nachbarn über die Wildheit des Hundes gegeben, Beschwerden, die er völlig ignoriert hatte.

»Was hast du, Junge? Was gibt es?«

Der Hund stand auf, wedelte mit dem Schwanz und kratzte an der verschlossenen Tür.

»Na gut«, sagte Collins und zog die Tür auf. »Geh hinunter und schau nach.«

Der Hund lief die steile Kellertreppe hinunter und verschwand in der Dunkelheit.

Collins wartete einen Augenblick und lauschte. Er konnte das eifrige Winseln des Schäferhundes hören, aber andere Geräusche gab es nicht. Endlich langte er zum Lichtschalter und drückte ihn. Nichts geschah.

Collins murmelte eine Verwünschung, wühlte in der Schublade des Küchenschranks und fand eine Taschenlampe. Die Batterien waren schwach, aber sie brannte trübe, als er den Schalter drückte. Aus der anderen Schublade nahm er ein großes Fleischmesser.

Die Lampe in der Linken, das Messer in der Rechten, stieg er die Kellertreppe hinunter.

Unten angekommen, stand er in der Dunkelheit und lauschte. Sparks war irgendwo zu seiner Rechten und machte die leise winselnden Geräusche, die immer aus seiner Kehle kamen, wenn Collins ihn hinter den Ohren kraulte.

Aber warum?

Es war niemand da – es konnte niemand da sein.

Er leuchtete in die Richtung der Geräusche und erstarrte. Ein Augenpaar reflektierte den trüben Schein der Lampe.

Es waren nicht die Augen eines Tieres. Aber auch nicht die eines Menschen.

Es war etwas anderes, etwas, was Phil Collins noch nie gesehen hatte. Und als er in diese seltsam glimmenden Augen starrte, lief es ihm eiskalt über den Rücken.

Er tat einen Schritt vorwärts, das Messer zum Zustoßen bereit. Er wußte, daß er zuerst angreifen, das Messer in die Kreatur stoßen mußte, bevor sie ihn angreifen konnte. Er mußte sie töten, solange sie noch vom Licht der Taschenlampe geblendet schien und ihn nicht deutlich sehen konnte.

Dann stieß Sparks ein jähes Heulen aus und sprang ihn aus der Dunkelheit an. Das Messer klapperte zu Boden, als Collins in völliger Überraschung die Arme hob. Aber es war zu spät.

Sparks Kiefer schlossen sich um seine Kehle, und die scharfen Reißzähne bohrten sich in sein Fleisch, zerbissen seine Luftröhre und den Kehlkopf, dann überströmte ihn warme, pulsierende Nässe, als seine Halsschlagader zerriß. Er brach in die Knie, tastete instinktiv nach dem Messer, ohne es zu erreichen. Er fiel seitwärts, rollte dann auf den Bauch und lag mit dem Gesicht auf dem Beton.

Sparks zerrte und riß mit wütendem Knurren an dem gefallenem Körper, riß große Stücke Fleisch heraus und warf sie beiseite, um die Zähne von neuem in sein Opfer zu schlagen.

Endlich sprach eine fremde, gutturale Stimme in der Dunkelheit, und es war vorbei. Der Hund ließ von Collins ab und trottete zur Kellertreppe.

Mark Tanner stieg über den Leichnam seines Footballtrainers und folgte dem Schäferhund die Treppe hinauf.

Sparks erwartete ihn bei der Hintertür.

Zusammen schlüpfen die beiden in die Nacht hinaus, bewegten sich fast lautlos durch die Dunkelheit, fort von der Siedlung und aufwärts in die Vorberge über dem Tal.

Mark hatte keine Ahnung, wie spät es war, als er die

fünfzehn Kilometer vom Tal entfernte Höhle erreichte. Er hatte längst aufgehört, in menschlichen Zeitbegriffen zu denken, und war sich nur des Tages und der Nacht bewußt.

Tagsüber schlief er zusammengerollt im hintersten Winkel der Höhle, die er an seinem dritten Tag in den Bergen entdeckt hatte. Immer deckte er sein kleines Feuer sorgsam ab, wenn er sich schlafenlegte, ohne es jedoch ganz ausgehen zu lassen, so daß immer genug Glut übrigblieb, das Feuer neu zu entfachen, wenn er gegen Abend erwachte und sich auf die nächtliche Jagd vorbereitete.

Seine Augen hatten sich rasch umgestellt, und nun vertrugen sie das grelle Sonnenlicht schlecht. Aber bei Nacht sammelten seine weitgeöffneten Pupillen noch das schwächste Restlicht, und er konnte deutlich sehen, beobachtete die Eulen und Fledermäuse auf ihren Jagdzügen, sah andere nachtaktive Tiere bei ihrer ständigen Nahrungssuche. Auch er war jetzt einer dieser Jäger, und obwohl er die ersten paar Tage von wenig mehr als Wasser und den Samen trockener Grasrispen gelebt hatte, mußte er sich, bedingt durch die fortgeschrittene Jahreszeit, rasch auf eine Fleischfresserdiät umstellen.

Am vierten Tag hatte er sein erstes Kaninchen gefangen, aber es war krank gewesen, schon halb tot, als er es gefunden hatte. Nichtsdestoweniger hatte er es mit einem abgebrochenen Messer, das er auf einem leeren Lagerplatz gefunden hatte, unbeholfen abgehäutet und dann am Spieß über dem Feuer gebraten, das er am Tag zuvor, als er die Höhle entdeckt hatte, nach langen Bemühungen in Gang gebracht hatte. Eine Weile war er in Sorge gewesen, daß jemand den Rauch sehen und kommen könnte, aber er ließ die Flamme niemals zu hoch brennen, und das trockene Brennmaterial, das er zusammensuchte, hinterließ nicht mehr als dünnen, blaugrauen Rauch, der vom Wind rasch aufgelöst wurde.

Beinahe jede Nacht zog es ihn auf seinen Streifzügen zurück zu den Vorbergen über Silverdale. Heute abend hatte er sich

beim Verlassen der Höhle vorgenommen, in den Ort hinunterzugehen. Er scheute den langen Weg nicht, denn sein Körper war abgehärtet, und er konnte, ohne zu ermüden, die ganze Nacht durchwandern.

Unterwegs hatte er ein Kaninchen gewittert, sofort haltgemacht und den Wind geschnüffelt. Nach ein paar Minuten hatte er das Kaninchen ausgemacht: Es war unter einer Gruppe von Espen gesessen und hatte im trockenen Unterholz geknabbert. Geduldig und vorsichtig hatte er sich von der windabgewandten Seite angeschlichen und jedes Geräusch vermieden, bis er auf ein paar Schritte herangekommen war.

Als er sich endlich auf das Kaninchen gestürzt hatte, war dem Tier keine Zeit zur Reaktion geblieben. Es hatte nur den Kopf gehoben und die Ohren aufgestellt, dann hatten Marks Hände es schon gepackt und ihm den Hals umgedreht.

Er hatte das Kaninchen unter das Seil gesteckt, das er irgendwo gefunden hatte und nun als Gürtel benutzte. Mark war fast sicher, daß die Tiere, die er tötete, kaum etwas spürten, genauso wie er sicher war, daß Martin Ames nichts gespürt hatte, als sein Wagen vor einer Weile von der Straße abgekommen und an einem Felsen zerschellt war.

Es war ein sonderbares Gefühl gewesen, den heranrasenden Wagen zu sehen und zu wissen, daß er nicht aus dem Weg gehen würde. Eine seltsame Erfahrung, denn hier hatte er sich zum ersten Mal wirklich wie das wilde Tier gefühlt, das er geworden war.

Und als er nachher den Leichnam von Martin Ames gesehen hatte, war ihm wieder klargeworden, wie sehr er sich verändert hatte. Denn beim Anblick des Mannes, der ihm sein Leben gestohlen hatte, war er fast empfindungslos geblieben.

Aber wenn er jetzt auch ein Geschöpf der Wildnis war und sich den Tieren näher fühlte als den Menschen, war er in einem Teil seiner Persönlichkeit doch Mensch geblieben. Er wußte, daß es bestimmte Dinge gab, die er benötigte und weder auf

den verlassenen Lagerplätzen noch auf der Müllhalde, die er sechzig Kilometer entfernt am Rande einer anderen Siedlung entdeckt hatte, finden konnte.

Er hätte die Dinge überall stehlen können, aber Silverdale hatte ihn zu dem gemacht, der er geworden war, also sollte Silverdale ihm liefern, was er brauchte.

Und nur bestimmte Leute in Silverdale.

Schon als er in die Nähe gekommen war, hatte er gemerkt, daß Collins' Haus leerstand. Alle Instinkte sagten ihm, daß ein Einsteigen gefahrlos sein würde. Selbst als der Hund angeschlagen hatte, ehe es ihm gelungen war, die Hintertür aufzubrechen, war er unbesorgt gewesen.

Sein Instinkt sagte ihm, daß der Hund ihn nicht angreifen würde.

Und er hatte recht gehabt, denn als die Tür unter der Kraft seiner Arme endlich nachgegeben hatte, war der Hund verstummt und hatte den Kopf gesenkt. Dann war er neugierig schnüffelnd nähergekommen und hatte dem geduldig wartenden und freundlich murmelnden Mark versuchsweise die Hand geleck.

Mark hatte in der seltsam gutturalen Halbsprache, die alles war, was sein deformierter Kiefer und die ausgewachsenen Zähne ihm noch erlaubte, zu ihm gesprochen und ihn gestreichelt. Als seine Hand das Fell des Tieres berührt und er freundlich zu ihm gemurmelt hatte, war der Hund sein geworden.

Darauf war er rasch durch das Haus gegangen und hatte nur die Dinge an sich genommen, die er am dringendsten brauchte – eine feste Hose aus Baumwolldrillich und ein dickes Flanellhemd aus dem Kleiderschrank, und eine Wetterjacke von der Garderobe.

Im Keller hatte er einen Satz Campinggeschirr und ein Schweizer Armeemesser gefunden.

Er hatte eben das Haus verlassen wollen, als die Haustür

aufgegangen war, und er war rasch die Treppe hinaufgesprungen, um die Kellertür zu schließen. Er wollte unten warten, bis es im Haus still geworden war, um dann hinauszuschlüpfen.

Aber der Hund hatte ihn unbewußt verraten, und dann, als er die Stimme des Mannes erkannt hatte, der die Treppe heruntergekommen war, hatte er Furcht verspürt, eine Furcht, die der Hund verstanden hatte.

Er hatte den Hund ermutigt, Collins anzufallen und zu töten, das wußte er. Er hätte ihn zurückhalten können, hatte es aber unterlassen.

Als alles vorbei war, spürte er, daß der letzte Rest der unvernünftigen Wut, die ihn geplagt hatte, von ihm gewichen war. Es war kein Zorn, kein Rachedurst mehr in ihm. Doch als er, begleitet von seinem neuen vierbeinigen Gefährten, zum nächsten Waldrand trabte, war er entschlossen, in dieser Nacht noch einmal nach Silverdale zurückzukehren.

Aber noch nicht.

Erst in der dunkelsten Stunde der Nacht, wenn der Mond untergegangen war und alle Bewohner schliefen.

Kelly wußte nicht genau, was sie geweckt hatte. Einen Augenblick hatte sie fest geschlafen, und im nächsten war sie hellwach, saß aufrecht im Bett, und ihre Sinne prickelten vor Erwartung. Mark.

Er war hier, irgendwo ganz in der Nähe.

Sie schlüpfte aus dem Bett, lief zum Fenster und spähte in die Dunkelheit hinaus.

Der Mond war im Begriff, hinter den Bergkämmen zu verschwinden, und der Garten der Harris' lag in tiefen Schatten. Obwohl sie nichts sehen konnte, spürte sie, daß etwas draußen in der Nacht war.

Sie verließ das Fenster, schlich zur Tür hinaus und in Lindas Zimmer nebenan.

Auch Linda war hellwach.

»Er ist hier«, flüsterte Kelly. Sie ging durch den Raum zum Fenster und schob den Vorhang zurück. Einen Augenblick später kam Linda, die ihren Bademantel übergezogen hatte, zu ihr, und zusammen blickten sie in die Dunkelheit hinaus, die das Haus einhüllte. Es war, als sei ein Schatten über den Zaun geglitten, eine so stille, beinahe formlose Gegenwart, daß keine von ihnen sicher war, sie überhaupt gesehen zu haben. Und dann erschien ganz plötzlich ein Gesicht vor dem Fenster.

Obwohl es ein häßliches Gesicht war, eine verzernte, groteske Maske, die kaum noch menschlich war, wichen weder Linda noch Kelly entsetzt vor ihm zurück.

Denn es war Marks Gesicht, und unter seinen wulstigen Brauen blickten Marks freundliche Augen zu ihnen her.

Seine Hand kam hoch und berührte leicht die Fensterscheibe, und Linda wußte sofort, was er wollte.

Sie öffnete den Fensterhebel und schob den Rahmen hoch.

Einen langen Augenblick geschah nichts, dann streckte Mark die Hand aus, und seine verkrümmten, mißgestalteten Finger berührten zitternd Lindas Wange.

Die Finger seiner anderen Hand strichen behutsam eine Haarlocke aus Kellys Stirn.

Er zog sich höher, beugte sich zu ihnen herein, legte die Arme um sie und drückte die beiden Mädchen an seine Brust.

Ein leises Geräusch, beinahe wie ein Schluchzen, stieg rauh in seine Kehle auf.

Dann ließ er sie los, verschwand vom Fenster, wandte sich um und tauchte so lautlos und rasch in der Dunkelheit unter, wie er aus ihr gekommen war.

Kelly und Linda verharrten noch lange am offenen Fenster, und keine von beiden sagte ein Wort. Zuletzt zog Linda den Rahmen wieder herab und brachte Kelly zu Bett.

»Wird er wiederkommen?« fragte Kelly, als Linda sie zudeckte. Linda beugte sich über sie und küßte das kleine

Mädchen auf die Stirn.

»Bestimmt wird er es tun«, sagte sie. »Er wird immer wiederkommen, weil er uns immer liebhaben wird.«

Kelly blickte mit Sorgenfalten auf der Stirn zu ihr auf. »Aber werden wir ihn immer liebhaben?« fragte sie.

Linda schwieg einen Augenblick, dann nickte sie.

»Warum sollten wir aufhören, ihn liebzuhaben?« sagte sie. »Es kommt nicht darauf an, wie er aussieht oder was mit ihm geschehen ist. Er ist immer noch Mark, und in seinem Inneren ist er nicht anders, als er früher war.«

In dieser Nacht schliefen Linda Harris und Kelly Tanner zum ersten Mal seit der Beerdigung tief und fest, ungestört von bedrückenden Träumen. Denn draußen in den Wäldern und Bergen über der Stadt war Mark Tanner und wachte über sie.